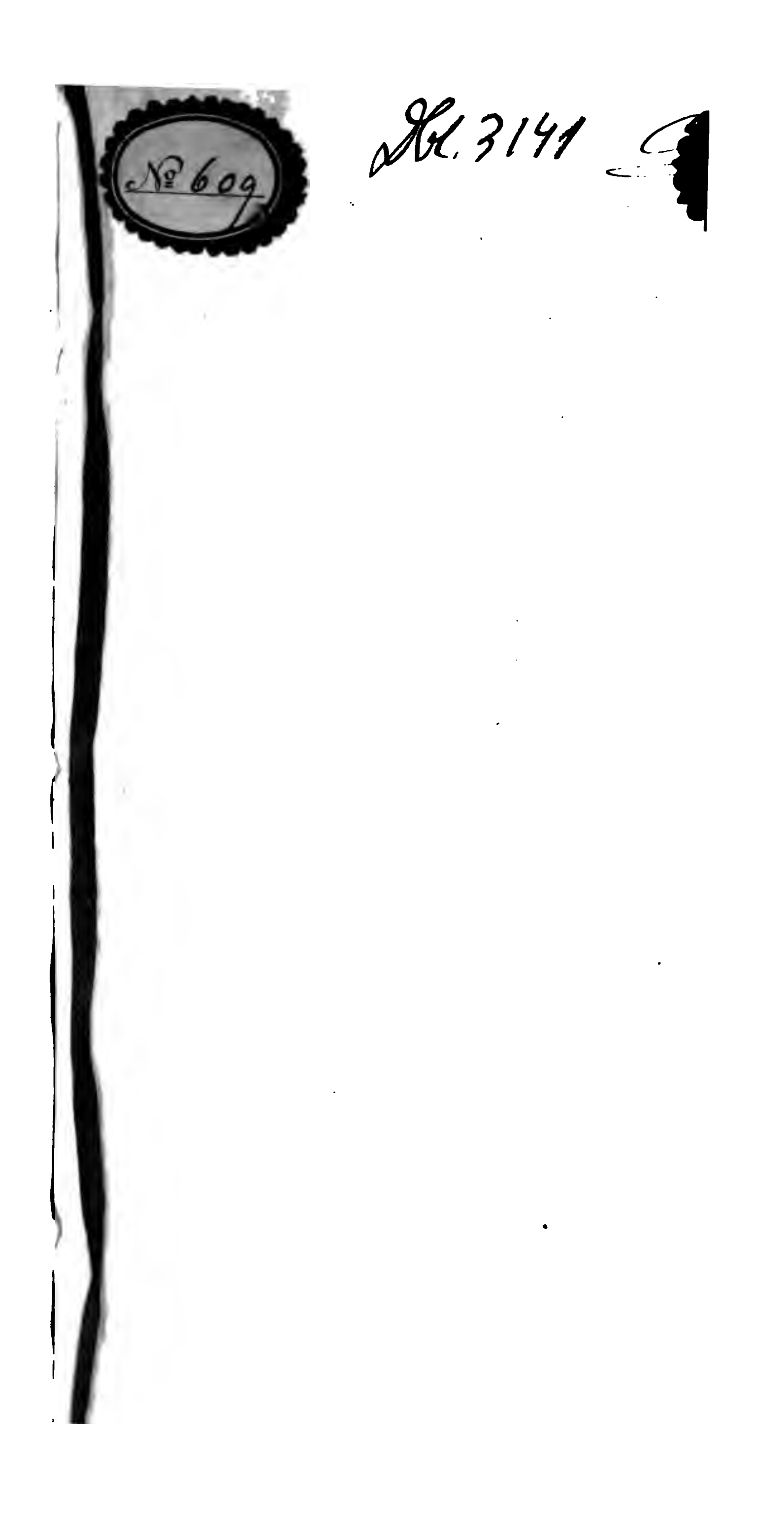
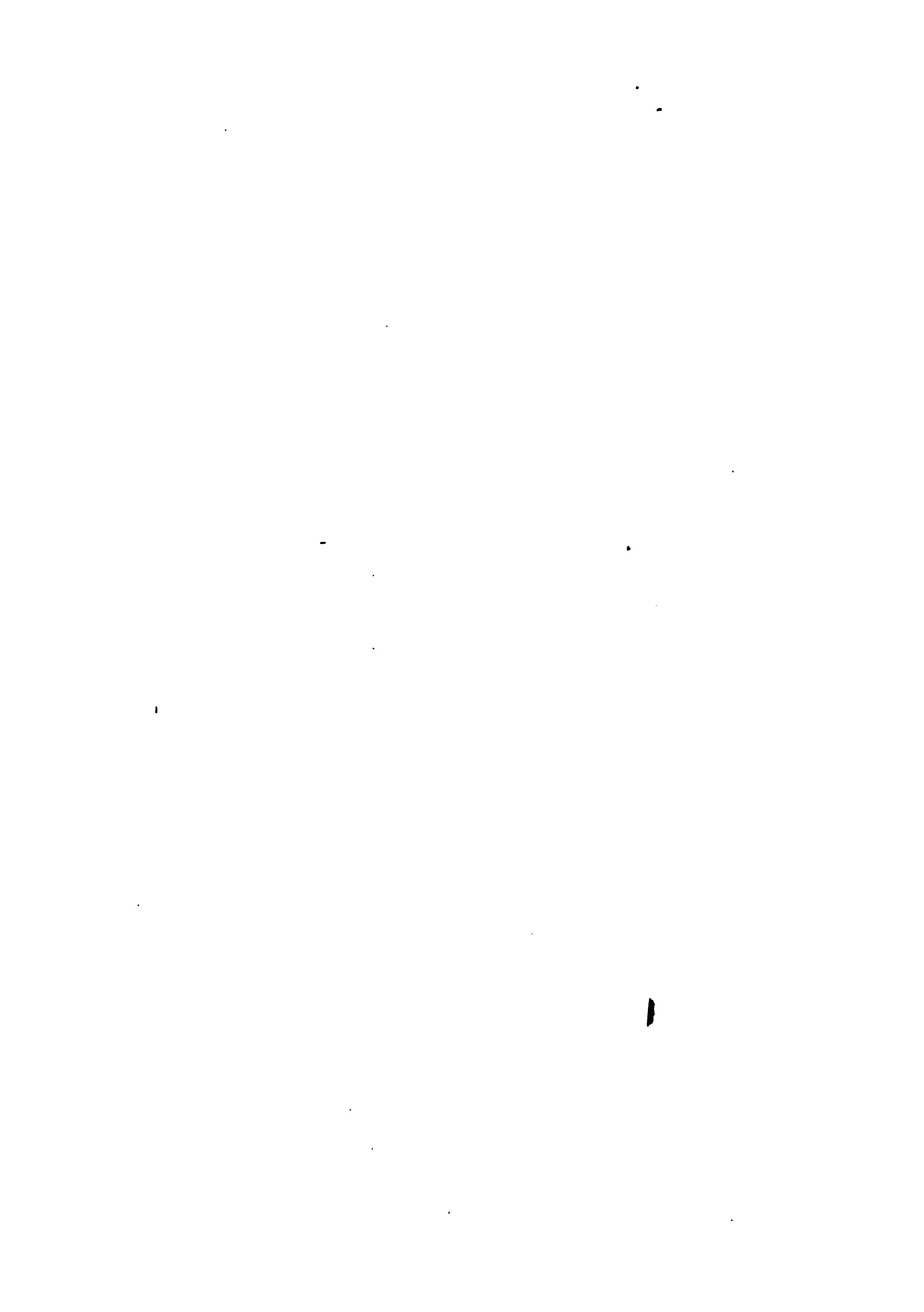
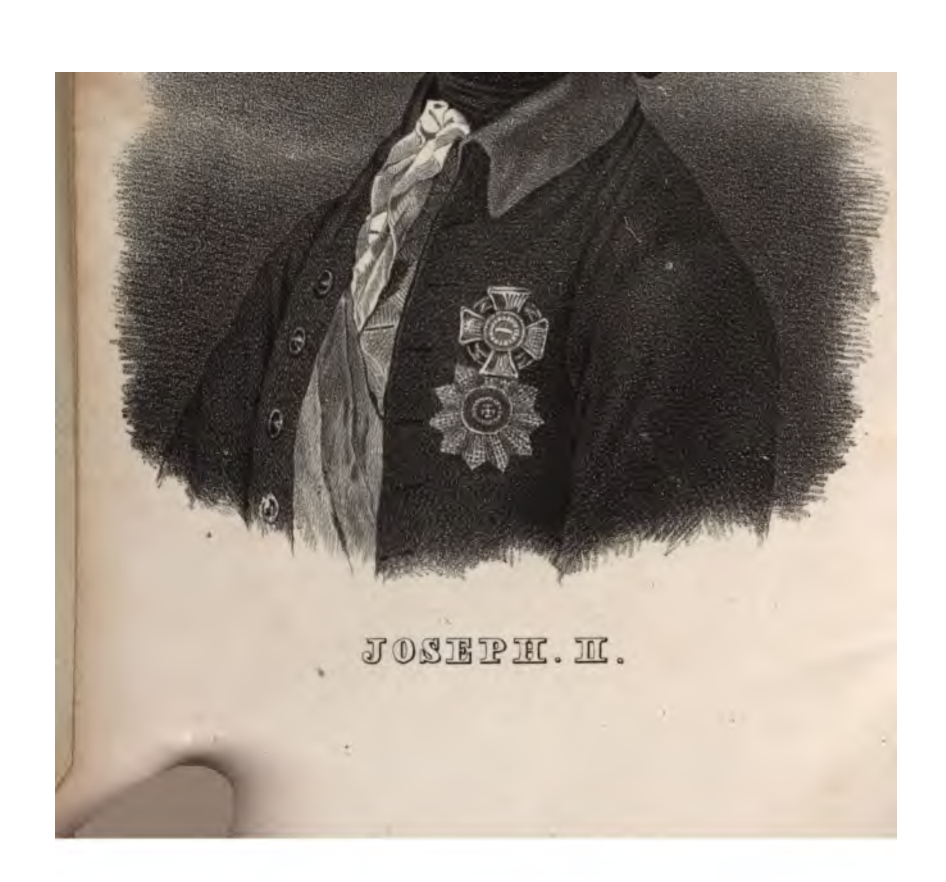








JOSEPH. II.

Lebens-

und

Regierungsgeschichte

Josephs II.

und

Gemälde seiner Zeit.



Lebens-
und
Regierungsgeschichte
Josephs des Zweiten
und
Gemälde seiner Zeit

von

A. J. Gross-Hoffinger.

Erster Band.

Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!
(Schillers Jungfrau von Orleans.)

Nur Eines kränkt mich: daß ich durch so viele Lebensmühe so wenig Glückliche und so viele Undankbare gemacht habe.-
(Josephs II. letzte Worte.)

(Mit vierzehn Portraits berühmter Zeitgenossen.)

Stuttgart.
Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.
1835.

Vorrede.

An ***

Es ist ein gewagtes Unternehmen für die Ohnmacht eines Einzelnen, einen Unglücklichen gegen eine undankbare Welt zu vertheidigen; denn das Unglück macht in den Augen der meisten Menschen alle Eigenschaften eines Mitbruders zu Fehlern, alle seine Handlungen zu Thorheiten und Verbrechen. Dennoch fühle ich mich so kühn, für den Ruhm eines mir heiligen Namens in die Schranken zu treten, gegen ein Heer parteiischer Schriftsteller, die Josephs Andenken nie müde werden zu verunglimpfen, entweder, weil sie seinen Charakter verkannten, oder aus Schmähsucht, oder aus kleinlichem Afterpatriotism, um einen heimischen Fürsten auf Kosten des größeren fremden zu ehren, oder endlich aus der niedrigen Absicht falscher Augendienerei, der verdienten Lobpreisung eines jetzt regierenden Monarchen ein desto größeres Gewicht zu geben, indem man dessen Tugenden mit den Fehlern seines Vorgängers vergleicht und diese mit den schwärzesten Farben schildert, um die Lichtseite jener desto mehr herauszuheben. Ich dagegen glaube selbst die Tugenden des redlichsten Monarchen nicht besser ehren zu können, als indem ich jenen seines unvergeßlichen Oheims nach seinem eigenen Beispiele die schuldige Verehrung zolle, ich glaube, daß sich das Gute auf verschiedenen Wegen verfolgen läßt, ohne daß mit dieser Verschiedenheit der Mittel eine Gradabstufung von mehr oder minderer Trefflichkeit verbunden wäre. Wer könnte leugnen, daß Joseph und sein Neffe von gleichem

Trieb, ihre Unterthanen glücklich zu machen, beseelt sind, wenn auch ihre Wege verschieden, ihre Handlungen nicht gleicher Natur sind, wenn auch der Eine von den beiden redlichen Fürsten sich vom ungestümen Blut hinreißen ließ zu raschen, gewaltsamen Thaten, während der Andere mit Ruhe, Besonnenheit, Mäßigung und Ausdauer nach dem Ziele strebte, welches er in seinen Zeitverhältnissen unmöglich erjagen konnte? Nicht alle Uebel ihrer Zeiten können den Fürsten zur Last gelegt und nur nach dem Prinzip ihres Wirkens können sie beurtheilt werden. Das Hauptprinzip der Handlungen Josephs und Franz II. aber ist die Menschenliebe.

Der Grundsatz Bacons „man soll die Wirkung erwarten, ehe man die Ursache beurtheilt" ist sehr unzuverlässig und kann uns leicht irre leiten. Wenn ich nicht sage, daß er falsch ist, so geschieht das nur darum, weil er in einem gewissen Sinne Weisheit enthält. Wenn wir die letzte Wirkung der ersten Ursache erwarten, so handeln wir gewiß weise; doch gibt es ein anderes, diesem Grundsatz scheinbar gemäßes Verfahren, welches aus der ersten Wirkung auf die letzte Ursache viel zu voreilig schließt. Lange vorher sprießt die Pflanze aus dem Saamen hervor, ehe sie die eigentliche Frucht erzeugt, und manches Erstgewächs aus dem Saamen ist schlecht und dornig, aus welchem später wundersame Blüthen und Früchte entsprießen. Die meisten Beurtheiler Josephs II. haben diese Früchte nicht erwartet und den großen Mann nach seinem Unglück beurtheilt. Sie handeln alle nach einem vielverbreiteten Grundsatz, der allen oberflächlichen Denkern so bequem ist, daß sie ihn nicht ohne Noth verlassen; er heißt: je mehr Unglück, desto weniger Weisheit, je mehr Irrthum, desto weniger Größe, je mehr Hinderniß, desto weniger Kraft, je mehr Tadel,

desto weniger Tugend! Sie betrachten den Staat als eine Maschine und den Fürsten als den Werkmeister und die Menschen als Regierer der Welt. Oder die Geschichte als ein Schauspiel, den König als Helden — und Gott hat keine Rolle in der Komödie! Und diese sind noch die vernünftigsten Tadler Josephs II.; denn wie sie alles Uebel seiner Zeit auf sein Andenken laden, so schreiben sie ihm auch alles Gute derselben zu und befleißigen sich so wenigstens einer relativen ausgleichenden Gerechtigkeit. Aber es gibt noch ein Heer von Thoren und Egoisten, welche ihn tadeln, weil das „Reich Gottes“ durch ihn keinen Zuwachs erhalten, weil er nicht auf Erden die Hölle travestirt hat durch Scheiterhaufen und Folterkammern, weil er unter Verbrechern keinen Rangunterschied duldete, weil ein Großvater durch ihn eine Hofpension einbüßte, und aus anderen, gleich ehrenwerthen Gründen, deren der Eigennutz und der Fanatismus gar viele aufzuzählen weiß — doch mit diesen Tadlern wollen wir nicht streiten.

Noch andere, weit gefährlichere Gegner gibt es, eine Art menschenfeindlicher Sophisten, welche, abgesehen von den Folgen seiner Wirksamkeit, von den Früchten seines Geistes und seiner Thatkraft, die Quelle seiner Tugenden, welche für sie nur Scheintugenden sind, trüben mit hypochondrischem Mißtrauen und seinen Charakter verdächtigen. Der Chorführer dieser Gattung ist Coxe, der Historiograph des österreichischen Kaiserhauses, der mit der Gleichgültigkeit eines Chirurgen sein Herz zergliedert, das nur ein Oesterreicher begreifen kann. Die Grundsätze dieser Gattung sind ganz englisch und gehören auch einem großen Fürsten an, der ein Zeitgenosse Josephs war und uns einen schönen Aufschluß über die Natur der sogenannten „wahren Fürstengröße“ gab, indem er sagte: „Man spreche mir nichts von

Seelengröße, man muß seinen Vortheil erwägen!“ Sie beschuldigen Joseph der unbändigen Herrschsucht und des Ehrgeizes, ihn, der sich selbst den ersten Diener des Staates nannte, ihn, dem der Name Mensch mehr galt, als der des Fürsten, ihn, von dem man niemals sagen konnte: „il pense en philosophe et se conduit en roi!“ Hätte er mehr nach Ehre gedürstet, als nach Befriedigung seines zarten Gewissens als Mensch und Regent, so würde er es nie verschmäht haben, auf den Schwingen Voltaire'scher Oden zu den Höhen des Ruhms empor zu fliegen, er würde keinen Anstand genommen haben, auf Kosten seiner armen Unterthanen einen Hof geistreicher Schmeichler zu unterhalten, er würde sich nie gesträubt haben, sein Reich, ohne Rücksicht auf das Wohl der Menschheit, auf die Interessen der Civilisation, bei günstiger Gelegenheit zu vergrößern, er würde endlich mehr Sorgfalt darauf verwendet haben, seine Macht nach Außen zu vermehren, als das Glück und die Aufklärung seiner Unterthanen zu befördern, wodurch er sie gefährdete, kurz, er würde mehr nach dem unnachahmungswerthen Beispiel eines großen Fürsten, Eroberers, als nach seinem reinen Ideal eines großen Menschen auf dem Throne gewirkt haben. Sein edler Stolz hinderte ihn daran, den bequemen, jedem Kräftigen offenen Weg der „Ehre“ zu gehen, Verbrechen als geschickte Quartiermeister voranzusenden, die Treulosigkeit zur Hinwegräumung der Hindernisse, die Gottlosigkeit zur Beschwichtigung des Gewissens und eine künstliche Originalität zum Ceremonienmeister zu verwenden und in diesem ehrenwerthen Gefolge unter Kanonendonner und Trommelwirbeln der Fahne rücksichtsloser Gewaltthat zu folgen. Das Schauspiel eines solchen Ehrenzuges durch die Geschichte allein imponirt der schwachköpfigen Menge; doch wer immer sich nach dem

„io triumphe!“ derselben sehnt, ist ein Knecht seiner Zeit und ihrer Begriffe.

Die Letzten unter den Tadlern Josephs sind die Freiheitsenthusiasten, welche ihm vorwerfen, er habe die Rechte der Menschen gekränkt und seine Unterthanen häufig, zwar als ein wohlthätiger, doch immer als Despot behandelt, auch fremde Völker unter das Joch seiner wohlthätigen Tyrannei zu bringen gesucht. Den letzteren Vorwurf können wir mit Caraccioli's Worten beantworten: „Les circonstances entraînèrent Joseph plus loin que son génie ne l'eut porté; et c'est sous ce point de vue qu'on doit l'envisager. Forcé de prendre une partie de la Pologne, pour n'être pas opprimé par deux puissances formidables, la Prusse et la Russie; obligé par une alliance qu'il ne pouvoit rompre, d'entrer avec la Czarine dans une guerre contre les Turcs; contraint de resister au pape pour s'opposer aux opinions ultramontaines .... il parut aussi ardent qu'ambitieux, lorsqu'il n'étoit commandé que par les évènements. Ceux qui lisent l'histoire comme ceux qui l'écrivent, *doivent oublier les bruits populaires, souvent injustes, et presque toujours incertaines;* ils doivent *déchirer le voile des passions et des préjugés, pour ne voir que la vérité.*“ Was jenen Theil des Vorwurfs betrifft, der Josephs Verhältniß zu den eigenen Unterthanen angeht, so kann man hierauf antworten, daß er die ihm gegebene Gewalt nicht usurpirt hat und daß man an einen Regenten, der nicht Gott selbst in seiner Weisheit ist oder doch einer seiner frömmsten Heiligen, keine andere Forderung machen könne, als die zweckmäßiger und wohlthätiger Anwendung seiner Macht, keineswegs aber Entäußerung derselben zu Gunsten eines chimärischen Gesellschafts-Vertrags, der nur in den Köpfen rechtsklauberischer Grübler, aber nirgends in der Wirklichkeit existirt. Ja, um Sophismen mit Sophismen zu beant-

worten, aus dem eigenen Glaubensbekenntniß der Freiheitsmänner, daß die öffentliche Meinung oder der „souveräne“ Wille des Volks allen Rechtszustand bestimmt, kann man die gerechte Schlußfolge ziehen, daß der Fürst, der aus einer Dynastie entsprossen ist, welche seit Jahrhunderten unmöglich stets wider den souveränen Willen des Volks existirt haben kann, dem also die höchste Gewalt übergeben ist von der öffentlichen Meinung, auch das Recht besitze, wider Willen des Volks, das Gute zu thun. Man könnte sogar Absurdes daraus folgern, würde aber nichts dadurch beweisen, als die Unzulässigkeit einer Annahme, die gleichwohl die Begriffe so vieler Männer des Volks verwirrt hat. Die Welt wird nicht durch stillschweigende und sprechende Verträge, sondern durch Gott regiert. Nur so viel sey mir erlaubt zu erwähnen, derselbe Grund, der die Theologen und gläubigen Freiheitsmänner bestimmt, Pilatus der Ungerechtigkeit und Schwachheit zu beschuldigen, weil er den gefesselten Heiland dem mörderischen Willen des Volks ausgeliefert hat, muß jeden menschenfreundlichen Denker bestimmen, dem Mächtigen das Recht einzuräumen, das seiner Ueberzeugung nach Gute auch wider Willen des Volks zu thun. Das Recht der Völker, ungerecht zu seyn, welches in manchen Gesetzbüchern verzeichnet steht, mag ich nicht bestreiten, aber ich glaube mit jedem Redlichen an ein Recht der Fürsten, ein thörichtes Zeitalter mit weiser Gewalt zur Vernunft zu bekehren, Toleranz, Humanität mit Gewalt gegen die Gewalt verderblicher Vorurtheile und grausamer Mißbräuche zu vertheidigen.

Doch ich lasse ab von dem Streit mit seinen Gegnern: nicht die Dialektik einer mit Begriffen spielenden Vernunft, die stets den Boden unter sich verliert, wenn sie metaphysisch wird, kann sie widerlegen, sondern vielleicht die vorliegende,

zwar mit Liebe, doch gewiß ohne Schmeichlerenthusiasmus verfaßte Geschichte seines Wirkens. An jene biederen Nachkommen wende ich mich, welche sein Andenken treu bewahrt haben in einer warmen Brust, an die Freunde Josephs, die seinen Namen nie ohne Rührung aussprechen, die mir mit Aufrichtigkeit danken werden für das Geschenk, welches ich ihnen biete, an jene Freunde insbesondere, die Joseph als Mensch verehren, aber in Zweifel gesetzt durch traurige Thatsachen sich fragen: „War Joseph ein großer Fürst?“

Ist es Fürstengröße, wenn ein mächtiger Monarch nur seinem Ehrgeiz fröhnt; wenn er nur für den Glanz seiner Dynastie, den edlen Ruhm eines Helden, für das Schaugepränge mit einer Reihe glänzender Waffenthaten arbeitet; wenn er die Menschen verachtend ihre Schwächen benützt, um sie für seine Größe aufzuopfern; wenn er die Blüthe der kräftigen Männerjugend seiner Zeit hinschlachtet am Altar seines Ruhms und so seinen Völkern den einzigen Raum des wahren Glücks, den Frieden entreißt, um seiner blutrauchenden Zeit dafür ein trügerisches Surrogat von Wohlseyn in künstlich erzeugtem Siegesrausch, in menschenschänderischem Freudentaumel befriedigter Rache zu gewähren; wenn er nur bemüht ist, seine Geschichte mit Trophäen, die mit dem Herzblut seiner Unterthanen bezahlt werden, auszuschmücken; wenn er sein eigenes Vaterland verachtet, seine Sprache radebricht, seine Sitten verspottet, die barbarischen Begriffe seines Zeitalters verlästert, ohne etwas zu thun, sie zu reinigen, weil eben diese Begriffe Wächter seiner Größe sind; wenn er selbst seine Völker Narren schilt, weil sie ihm ihr Blut opfern; kurz, wenn er nur groß ist, um groß zu scheinen und um gepriesen zu werden, wenn er die Natur des Menschen verläugnet, um niemals seinen Vortheil zu verlieren, wenn kein Funke Liebe in seinem Herzen

glimmt und alle Leidenschaft aufgeht in der Habsucht, Herrschsucht und Ruhmsucht — wenn das Fürstengröße beurkundet, dann war Joseph kein großer Fürst, sondern nur ein großer Mensch. Mich will es aber bedünken, daß Ränke, Treulosigkeit, Menschenhaß, Eigennutz, Prahlerei, und eine herzlose, hinterlistige Politik keine Eigenschaften sind, welche die Größe eines Fürsten ausmachen dürfen, und daß man keinen Regenten mit dem Beinamen des Großen ehren soll, den man nicht auch einen ehrlichen Mann nennen kann.

Doch wir wollen nicht nach fremdem Beispiel charakterisiren, wir wollen uns nicht fragen, ob Joseph groß gewesen sey, denn es erscheint uns knabenhaft, wie das Prämium eines gesitteten Schülers, das Prämium der Geschichte für gewisse Fürsten, deren Namen man feierlich die werthlose Ehrenmedaille „der Große" anhängt. Wir wollen uns nur fragen, ob Joseph Eigenschaften besessen hat, welche geeignet sind, einen Monarchen zu zieren, ob er das Lob der Denker, die Liebe der Männer von Herz, die Verehrung der Tugendhaften verdient hat. Wir wollen uns fragen, welche die Bestimmung des Monarchen ist, und ob Joseph diese Bestimmung erfüllte, wir wollen vergessen, welchen Ausgang das Schicksal seiner Geschichte gegeben hat, und lediglich sein Herz und seinen Kopf, und die Natur seiner Handlungen prüfen, ohne auf deren Wirkung Rücksicht zu nehmen.

Die Bestimmung des Monarchen kann keine andere seyn, als die Anwendung seiner Macht, die Unterthanen glücklich zu machen, und das Prinzip eines dieser Bestimmung gemäßen Wirkens kann kein anderes seyn, als die Menschenliebe. Die Leidenschaften regieren die Welt, der Monarch beherrscht seine Unterthanen und ihn selbst beherrscht Gott

durch die Leidenschaft. Die Leidenschaft Menschenliebe soll den Regenten beherrschen — wir haben keinen besseren Grundsatz. Mag sie uns für Augenblicke irre leiten und selbst ihr Ziel verkennen, die höhere Vernunft, die uns regiert und der wir uns überlassen, kann nicht irren, wohl aber unsere anmaßliche Klugheit, die mit schimpflichen Argumenten selbst dem Laster das Wort redet, die nur einer niedrigen Selbstsucht dient und daher nimmermehr als das Prinzip wahrer Größe anerkannt werden darf vor dem Tribunal eines redlichen Herzens. In alter Zeit galt Menschen- und Vaterlandsliebe für das erste Bedingniß der Tugend und Größe, aber diese schöne Zeit ist nur noch ein Gegenstand der Kunst. In alter Zeit schätzte man die Unglücklichen höher als die Glücklichen, aber noch in neuer Zeit gibt es vielleicht alter Tugend volle Herzen, welche Josephs aufopfernde Liebe zu würdigen wissen. Wer war größer in seiner Zeit als er, der mit antiker Resignation seine Krone aufs Spiel setzte und sein Regenten- und Menschenglück verscherzte, um nur dem inneren Antrieb seiner Liebe Genüge zu leisten? Wer war größer als er, der, ein Monarch, dessen Macht und Ansehen auf den herrschenden Begriff begründet ist, diese untergrub und seinem Zeitalter selbst — wahrlich wunderbar ist's zu erkennen und zu sagen — selbst den siebenfachen, dichten Schleier, den ein Jahrtausend zur Verfinsterung der Zukunft gewebt, eigenhändig von den Augen riß und so eine Sonne enthüllte, die schon manche Krone auf dem Haupte ihres Trägers zerschmolz? Wer war größer in seiner Zeit als er, fragen wir, und es antwortet die neue Geschichte durch das Organ gewisser Historiographen: „Der war größer, welcher seinen Vortheil bei keiner Gelegenheit übersah!“

Wenn wir die Bestimmung des Monarchen, Menschen-

beglückung, und als Prinzip derselben, die Menschenliebe gelten lassen, so schließt sich von selbst der egoistische Verstand aus, welcher nur bedacht ist, gemeiner Leidenschaft des Eigennutzes und der Ehrsucht zu fröhnen, und es bleibt uns als zweites Erforderniß zum Ideal eines guten Fürsten nur diejenige Verstandeskraft übrig, welche allein fähig ist, die geeigneten Mittel zur Befriedigung der Menschenliebe zu ergründen. Jenen Scharfblick, der die verborgensten Mängel entdeckt, jenen unermüdlichen Forschungseifer, der den gesellschaftlichen Zustand in seinen kleinsten Verhältnissen untersucht, jene geniale Erfindungsgabe, welche gegen jedes Uebel mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit ein Heilmittel ersann, hat Niemand in höherem Grade besessen. Selbst die ungemeine Aufregung der Gemüther, welche seine Zeit charakterisirt, der glühende Haß der Frömmler, die Erbitterung der Auswärtigen, die Wachsamkeit seiner Nebenbuhler, bewiesen hinlänglich, daß er stets den wunden Fleck getroffen, daß er nie sich getäuscht habe über den Sitz des Fundamentalübels. Ein anderer, vielleicht noch stärkerer Beweis ist seine Unabhängigkeit von aller fremden Weisheit, sein strenges Alleinregieren, ohne Favoriten, Maitressen und Beichtväter; denn Schwachköpfe können sich nie, selbst bei der größten Halsstarrigkeit, fremder Beherrschung entziehen.

Am glänzendsten zeigt sich aber diese merkwürdige Geschichtserscheinung aus dem Gesichtspunkte der philosophischen Moral. Wer müßte da nicht bewundernd sehen, wie der rastlose gekränkte Menschenfreund Opfer um Opfer bringt für das Wohl seiner Unterthanen, wie er seine Lebensbequemlichkeit, seine Ruhe, seine Gesundheit, seine Genüsse unbedenklich und freudig hingibt, um nur die stärkste und edelste seiner Leidenschaften, seine Menschenliebe zu befriedigen? Wer dürfte da seiner Selbstbeherrschung

die schuldige Anerkennung versagen, wenn er die allgemeine Meinung beleidigt, um seine Pflicht zu thun, in den Augen eines ascetischen Volks nicht tugendhaft scheinen will, um tugendhaft zu seyn, wenn er niemals einen seiner edlen Grundsätze opfert, um eine drohende Gefahr abzuwenden oder eine Beeinträchtigung zu verhüten, wenn er sich selbst dem Gesetz und öffentlichen Urtheil unterwirft und seine Eigenmacht einschränkt, selbst durch seine gewaltsamsten Handlungen?

Selbst die Mißgunst bringt gegen Joseph keinen andern Tadel auf, als daß er zu eifrig das Gute wollte und es zu rasch und gewaltsam beförderte. Wenn die Tadler Josephs mit Montesquieu sagen, ein Gesetzgeber muß vom Geist der Mäßigung beseelt seyn, so heißt das nichts anderes, als er muß nicht zu gerecht, nicht zu tugendhaft, nicht zu streng gegen das Schlechte seyn, und in diesem Sinne hat Joseph wirklich sich gegen diese goldene Regel versündigt. Wäre er minder groß und gerecht gewesen, so würde man ihn öfter weise nennen. „Man muß nicht Alles verbessern," sagt ein geistreicher Schriftsteller *) anführungsweise, „man lasse uns, wie wir sind, die Natur bringt Alles in Ordnung." Allein der Regent darf nicht aus dem Standpunkte der Natur-Philosophen und Ascetiker das Menschengeschlecht beurtheilen, sonst würde er vor allen Dingen Scepter und Krone ablegen müssen.

Man kann nicht sagen, daß Joseph irgend eine Regententugend vernachlässigt, wohl aber, daß er eine der gewöhnlichsten und vielleicht für den Regenten nöthigste Eigenschaft nicht besessen habe. Jene Weisheit, die ohne Tugend besteht, war ihm unzugänglich, und sein von Maria Theresia gebildetes

*) Montesquieu esprit des lois.

Gemüth verwarf sie. Man kann ihn eben so wenig tadeln deßhalb, als man die Wahrheit von Machiavelli's Behauptungen leugnen kann, wenn man den Fürsten folgende, von Niemand weniger als von Joseph, von Niemand mehr als von Friedrich II. (trotz seines Antimachiavell!) berücksichtigte Lehre gibt: „— — perche egli è tanto discosto da come si vive, à come si doverria vivere, che colui che lascia quello che si fa, per quello che si doverria fare, impara più tosto la rovina che la perseveratione sua. *Perche un huomo che voglia fare in tutte le parti professione di buono, convien che rovini infra tanti, che non son buoni.* Onde è necessario ad un principe volendosi mantenere, *imparare à potere essere non buono,* et usarlo, et non usarlo, secondo la necessita. Lasciando adunque indietro le corse circa un principe imaginate et discorrendo quelle che son vere: dico, che tutti li huomini, quàdo sene parla et massime i principi, per esser posti più alti, sono notati di alcuna di queste qualita, che arrecano loro o biasimo, o laude: et questo è, che alcuno è tenuto liberale, alcuno misero, usando un termine toscano. Perche avaro in nostra lingua, è anchor colui, che per rapina disidera d'havere: misero chiamiamo quello, che troppo si astiene da lo usar il suo. Alcuno è tenuto donatore, alcuno rapace, alcuno crudele, alcuno pietoso, l'uno se difrago, l'altro fedele, l'uno effeminato e pusilanimo, l'altro feroce et animoso, l'uno humano, l'altro superbo, l'un lascivo, l'altro casto, l'uno intero, l'altro astuto, l'uno duro, l'altro facile, l'uno gravo, l'altro leggiere, l'uno religioso, l'altro incredulo et simili. Jo so che ciascuno confessera, che sarebbe laudabilissima cosa, un principe trovarsi di tutte le sopra dette qualita, quelle che sono tenute

buone: ma perche non si possono havere ne interamente osservare per le condizioni humane; che non lo consentono, gli e necessario essere tanto prudente, che sappia fugire l'infamia di quelli vitii, che gli torebbono lo stato, et da quegli che non gliene tolgano, guardarsi se egli è possibile: ma non possendovi si puo con minor rispetto lasciar andare. Et anchora non sicuri di incorrere ne l'infamia di quelli vitii, senza i quali possa difficilmente salvare lo stato, perche se si considera bene tutte, si truoverra qualche cosa, che parra virtu et seguendola sarebbe la rovina sua: et qualcun altra, che parra vitio, et seguendola, ne risulta la sicurta et il ben essere suo."

So sind Treue und Redlichkeit vielleicht die unnützlichsten, ja meist schädlichsten Tugenden eines Fürsten, und Hinterlist, Doppelzüngigkeit, Falschheit die ersprießlichsten Fehler! Gegen diese Anschauungsweise der Dinge ist nichts einzuwenden, als der falsche Gesichtspunkt rein egoistischer Natur und die Gottlosigkeit der Unternehmung, den Fürsten mit schlechten Eigenschaften Anweisungen zu geben, wie sie trotz derselben ihre Macht aufrecht und die Völker im Zaum halten können. Wir wollen die Grundsätze dieser Regierungsweisheit hier nicht näher untersuchen und uns glücklich preisen, daß Joseph derselben fremd geblieben ist; wir wollen sein Andenken um so mehr in Ehren halten, denn da ein Mensch in sich nicht alle menschlichen, sich widersprechenden Vorzüge besitzen kann, so ist es oft der größte Vorzug, wenn ihm gewisse Vorzüge mangeln. Joseph hatte reinen menschenfreundlichen Willen, er hatte Weisheit, um sein Wollen in angemessenen Thaten zu verwirklichen, er hatte Tugendkraft, um seine Leidenschaften diesem Willen gemäß zu zügeln, seinen Vortheil ihm zu

opfern, und konnte daher die selbstsüchtige Klugheit, welche alle Tugend aufhebt oder doch entwerthet, entbehren. Das ist der rein menschliche Gesichtspunkt, aus welchem man allein Josephs Leben und Wirken betrachten und gerecht beurtheilen kann. Die vorliegende Geschichte soll und muß diesen Ausspruch beweisen.

Ob ein Oesterreicher vorzugsweise berufen ist, die Geschichte eines vaterländischen Regenten zu schreiben, kann kein Gegenstand einer Frage, das ist, eines Zweifels seyn; denn kein Fremdling, selbst kein teutscher, kann die Eigenthümlichkeit des Fühlens und Denkens und der einflußreichen Verhältnisse und Charaktere in ihrer Wahrheit erfassen. Nur Davila, der Landsmann Katharina's von Medici, konnte diese Regentin richtig charakterisiren, während die Franzosen sie falsch beurtheilten; nur Voltaire konnte ein treues Charaktergemälde von einem Heinrich IV., einem Ludwig XIV., Karl XII. entwerfen, derselbe Voltaire, welcher, als er sich anmaßte, auch fremde Geschichten zu schreiben, in seiner Geschichte von Rußland in so viele Mißgriffe, Irrthümer, in Einseitigkeit und Entstellung verfiel. Der Schriftsteller, der das galante Heldenthum französischer Könige begreift, kann sich nicht in das Seelenleben eines teutschen Fürsten denken, der ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts, ein leidenschaftlicher Bewunderer der Schönheit, wohl ihr Opfer, doch nie ihr Sklave wird. Die Besorgniß, ein einheimischer Schriftsteller verfalle in Parteilichkeit, ist unschwer zu beseitigen. Sollte es auch dem Autor begegnen — wie es wohl geschehen kann — daß er sich aus Vaterlandsliebe zu falschen Urtheilen, zu übermäßigem Lob oder Tadel hinreißen läßt, so ist das Uebel nicht so groß, denn der Leser behält in seinem, von der Denkweise des Verfassers unabhängigen Gefühl und

seiner Urtheilskraft den Maßstab und die Aechtheitsprobe der Wahrheit in sich. Der Enthusiasmus des Verfassers, der sich an vaterländischen Dingen ergötzt, steckt ihn nicht an; er bleibt kalt, wenn der Geschichtschreiber zum Panegyriker wird, und kann unmöglich die Grenze der Wahrheit verkennen, über welche das heilige Feuer den Begeisterten hinausreißt. Dieß zu meiner Verwahrung gegen die Beschuldigung, als maßte ich mir Unfehlbarkeit an, und zur Erinnerung an den *weisen, viel zu wenig berücksichtigten* Bibelspruch: „Prüfet Alles, das Beste behaltet!“ Doch glaube ich festiglich, daß es mir nicht völlig mißlungen sey, den alltäglichen Fehler patriotischer Schriftsteller zu vermeiden; denn so groß meine Vaterlandsliebe, so verhaßt ist mir die Lüge, sie kleide sich nun in das gefällige Gewand der gutmüthigen Schmeichelei, oder in den stolzen, hochtrabenden Kothurn patriotischer Begeisterung.

Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, Sie werden mit diesen Gesinnungen und mit dem Geiste, in welchem ich die Geschichte des noch so warm verehrten Monarchen zu schreiben versucht habe, zufrieden seyn, wenn auch meine Arbeit nicht ohne Mängel ist. Wenn Sie, dessen Wirken einen mächtigen Geist und ein großes Herz beurkundet, meine Bemühung durch Anerkennung meines redlichen Willens lohnen, so wird mir das eine gewaltig erregende Aufmunterung und eine Versicherung seyn, daß mein Werk ein mildes Urtheil von den bessern Zeitgenossen verdiene.

Hinsichtlich meiner, bei dieser Arbeit benützten Hilfsmittel, muß ich zwar bedauernd erwähnen, daß es mir nicht so, wie dem verdienten Preuß, der Friedrichs des Großen Leben beschrieben, vergönnt war, aus den Hauptquellen an Ort und Stelle zu schöpfen; doch glaube ich, daß bei der verschiedenen Tendenz dieses Werkes eine

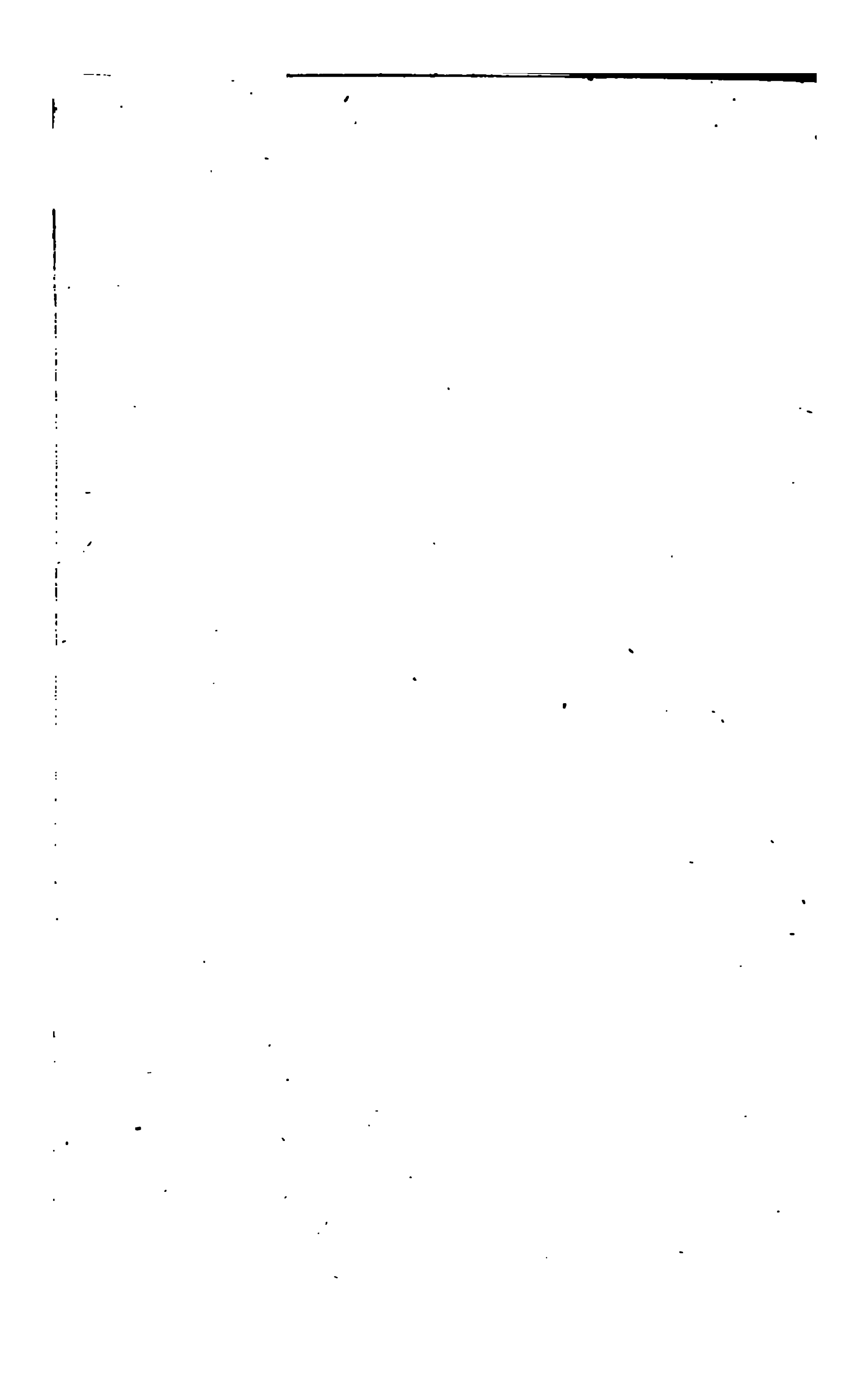
vollständige Erschöpfung alles historischen Materials nicht dringend nöthig war. Indessen habe ich die wichtigsten Behelfe sorgsam benützt und, was beinahe in sechshundert Werken und Zeitschriften über Josephs Zeitalter Merkwürdiges enthalten war, mit Fleiß verarbeitet. Viel Neues habe ich erforscht, manchen Irrthum berichtigt, manchen Nebel, der auf Ereignissen und Motiven lag, gelüftet. Unterrichtete Landsleute haben mich mit handschriftlichen Beiträgen redlich unterstützt, und auch die reiche Tradition, welche sich in meinem Gedächtnisse erhalten, hat einen Antheil an der möglichsten Vollständigkeit des vorliegenden Werkes. Unzählige Flugschriften haben mir Farben und Formen zu dem Gemälde der josephinischen Zeit geliefert. Ich glaube daher gethan zu haben, was mir möglich war.

Stuttgart, den 7. December 1834.

Der Verfasser.

Erstes Buch.

Joseph als Prinz
und
römischer König.



Erstes Kapitel.

1740 — 1741.

Josephs Geburt. — Maria Theresiens Bedrängniß. — Merkwürdiger Moment aus der Kindheit Josephs.

Manche Geschichtschreiber erzählen uns die Geburt großer Männer stets mit merkwürdigen Ereignissen verbunden, welche als Vorbedeutungen betrachtet und durch geschickte Zusammenstellungen als entsprechend den nachherigen Thaten und Schicksalen des Helden dargestellt werden. Ein witziger Zufall wollte es, daß auch Josephs Geburtsjahre solche Ereignisse nicht fehlten, welche man als Vorbedeutungen — wohl nicht damals — doch jetzt, betrachten könnte, da sie durch die Geschichte dieses merkwürdigen Regenten gerechtfertigt worden sind. Es waren große, aber unglückliche Anzeichen, so wie auch das ganze Leben Josephs II. eine Reihe von Unglücksfällen war, deren Hauptsumme ihn, theilweise aber auch die Macht und den Glanz des österreichischen Kaiserhauses und die österreichische Monarchie betrafen. Zwar nicht unmittelbar der Tag seiner Geburt — der

13. März 1741 [1]) — wohl aber seine Umgebung im Zeitraume eines Jahres war voll verhängnißvoller Zeichen der Zeit, voll Unheil und Bedrängniß für das Kaiserhaus und die Monarchie. Der Himmel schien in einem Gleichniß auszusprechen: durch die Geburt dieses Kindes würden schwere Gefahren in die Zeit beschworen, große Umwälzungen verursacht werden. Nach langer Beängstigung traten in den nächsten Monaten nach Josephs Geburt jene unglücklichen Ereignisse ein, welche Maria Theresia sechs Monate später veranlaßten, an ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Lothringen, zu schreiben: „Ich weiß noch nicht, ob mir eine Stadt bleiben wird, worin ich mein Wochenbette halten kann.“ [2]) Wie so vielen geschichtlichen Begebenheiten gingen auch diesen große Elementarereignisse voran. Ein schreckliches Ungewitter schwellte am 5. Juni die Wien und die Bäche, welche der Donau zuströmen, so an, daß in einigen Vorstädten der Residenz die Bewohner unter das Dach sich zu retten gezwungen waren. Der sonst so wasserarme Fluß Wien verheerte seine Ufer, verwüstete den Lieblingssitz der Kaiserin, Schönbrunn, zertrümmerte viele Gebäude. Die Donau selbst überschwemmte in diesem Jahre wiederholt ihre Ufer und setzte die Vorstädte Rossau und

---

[1]) Um 3 Uhr Morgens wurde der Prinz geboren, weßhalb sein Vater sagte, daß er sehr wachsam seyn werde, eine scherzhafte Voraussetzung, welche in der Folge gerechtfertigt wurde. Seine Pathen waren Pabst Benedikt XIV. und August II., König von Polen, Kurfürst von Sachsen. Man gab ihm in der Taufe die Namen Joseph, Benedikt, August, Johann, Anton, Michael, Adam. Caraccioli vie de Joseph II.

[2]) Voltaire précis du siècle de Louis XIV. p. 54 ed. stéréot.

Leopoldstadt unter Wasser. Diesem folgte der Eindrang des Feindes in das Erzherzogthum Oesterreich und gegen Ende August standen die Baiern und Franzosen bereits in St. Pölten, zehn Meilen von Wien, schleppten den Abt des Klosters, Gottweih, als Geißel fort und sendeten einen Parlamentär nach Wien, um die Kaiserstadt zur Ergebung aufzufordern. [1])

Prinz Eugen hatte kurz vor seinem Tode Kaiser Karl VI. weislich ermahnt, seiner Erbin keine pragmatische Sanktion, wohl aber 200,000 Mann und eine gefüllte Schatzkammer zu hinterlassen. Statt dessen fand die junge Fürstin bei ihrer Thronbesteigung ihr Erbe nur auf dem Papiere versichert, 100,000 Gulden im Schatz und kaum 30,000 Mann disponibler Truppen! [2]) Was Eugen gefürchtet hatte, geschah; der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern bestritt der Kaiserin das Recht der Thronfolge, und am Morgen nach dem Tode Karls VI. berief der baierische Gesandte Graf Törring durch Dekrete mit dem baierisch-österreichischen Wappen die Chefs sämmtlicher Hofstellen zu sich und gab sich als Bevollmächtigten des nunmehrigen Herrn und Landesfürsten Karl Albrecht zu erkennen! Fast alle übrigen Mächte, welche die pragmatische Sanktion und daher die weibliche Erbfolge garantirt hatten, wurden treulos und traten offen oder unter der Maske beleidigter Freundschaft gegen Maria Theresia auf. Es trat Friedrich August von Sachsen auf, als Gemahl der älteren Tochter Josephs I., Spanien wollte die Lombardei für Don Philipp,

---

[1]) Hormayr's Geschichte Wiens. 5r Band S. 6.

[2]) Coxe's Geschichte des Hauses Oesterreich. 4r Band.

nachdem es Karl dem VI. die Garantie der pragmatischen Sanktion um den Preis beider Sicilien für den älteren Don Karlos verkauft, und in Frankreich siegte über den friedliebenden Fleury die Partei der Brüder Belleisle, welche Frankreich aufrief gegen das verhaßte Haus Oesterreich. „Die Zeit sey günstig," sagten sie, „in Ungarn glimme der Faktionsgeist, Teutschland werde nicht widerstehen und mit geringer Macht bloß durch eine Demonstration sey das große Werk zu vollenden — Oesterreichs Vernichtung!" Friedrich II. von Preußen war nicht der Saumseligste unter den Treulosen. Zwei Monate nach dem Tode Karls (13. December 1740) fiel er in Schlesien ein, um diese Provinz dem Kaiserhause zu entreißen, und schickte von da den Grafen Gotter nach Wien, um der bedrängten Fürstin eine Urkunde der Gewährleistung, die Stimme zur Kaiserwürde für ihren Gemahl, die Angelobung einer Geldhilfe und das Versprechen eines Bündnisses wider alle ihre Feinde anzubieten — gegen die Abtretung von Schlesien. Und dieser Friedrich war derselbe, dem Maria Theresia einst das Leben rettete, indem sie seinen wüthenden Vater (durch Karl VI.?) um Gnade für ihn bat, derselbe Friedrich, von welchem sein Vater bei jener Gelegenheit in prophetischem Geiste gesagt haben soll: „Oesterreich wird erfahren, welche Schlange es in seinem Busen erwärmte." [1]) Nachdem er schon ganz Schlesien bis Glogau, Brieg und Neiße genommen

[1]) Schneller's Einfluß Oesterreichs auf Deutschland und Europa. 2r Band. — Preuß, in seiner Geschichte Friedrichs II., widerspricht dieser Angabe, indem er versichert, die Verwendung der auswärtigen Höfe sey nicht berücksichtigt worden.

hatte, schrieb er während einer schwachen Regung seines Gewissens die wie Spott klingenden Worte: „Mein Herz hat keinen Theil an dem Weh, das mein Arm Ihrem Hofe zugefügt,“ an Theresiens Gemahl.

Schon war die Schlacht bei Mollwitz von Oesterreich verloren (10. April 1741), aber das baierisch-französische Heer hatte die Grenzen der Monarchie noch nicht überschritten, als Maria Theresia ihren ersten Sohn Joseph gebar. Die immer heiteren Wiener feierten den Tag mit lautem Jubel, obschon die Zeit mit großem Unheil schwanger ging, und selbst der damals in Wien anwesende Gesandte der Pforte ließ, um seine Freude zu bethätigen, unter das Volk Geld auswerfen. [1]) Aber bald verstummte der Jubel bei den schlimmen Nachrichten, welche von allen Seiten einliefen. Preußens Fortschritte machten den übrigen Feinden Oesterreichs Muth, Sardinien trat mit Erbansprüchen auf Mailand hervor, Frankreich ließ verlauten, daß Böhmen sammt dem Lande ob der Enns an Baiern, Mähren sammt dem oberen Schlesien an den König August von Polen als Churfürsten von Sachsen, Niederschlesien sammt Glatz an den König von Preußen fallen sollte. Die Streifkommandos der Preußen kamen bis gegen Stockerau und Korneuburg, ein französisches Heer ging über den Rhein, in der Lombardei erwartete man savoyische und spanische Truppen, die Baiern besetzten Passau und nahmen bald darauf von dem Salzkammergute und von Linz Besitz. (14. August 1741.) In dieser Stadt ließ sich Karl Albrecht als Erzherzog von

[1]) Pezzl's Charakteristik Josephs II.

nachdem es Karl dem VI. die Garantie der pragmatischen Sanktion um den Preis beider Sicilien für den älteren Don Karlos verkauft, und in Frankreich siegte über den friedliebenden Fleury die Partei der Brüder Belleisle, welche Frankreich aufrief gegen das verhaßte Haus Oesterreich. „Die Zeit sey günstig," sagten sie, „in Ungarn glimme der Faktionsgeist, Teutschland werde nicht widerstehen und mit geringer Macht bloß durch eine Demonstration sey das große Werk zu vollenden — Oesterreichs Vernichtung!" Friedrich II. von Preußen war nicht der Saumseligste unter den Treulosen. Zwei Monate nach dem Tode Karls (13. December 1740) fiel er in Schlesien ein, um diese Provinz dem Kaiserhause zu entreißen, und schickte von da den Grafen Gotter nach Wien, um der bedrängten Fürstin eine Urkunde der Gewährleistung, die Stimme zur Kaiserwürde für ihren Gemahl, die Angelobung einer Geldhilfe und das Versprechen eines Bündnisses wider alle ihre Feinde anzubieten — gegen die Abtretung von Schlesien. Und dieser Friedrich war derselbe, dem Maria Theresia einst das Leben rettete, indem sie seinen wüthenden Vater (durch Karl VI.?) um Gnade für ihn bat, derselbe Friedrich, von welchem sein Vater bei jener Gelegenheit in prophetischem Geiste gesagt haben soll: „Oesterreich wird erfahren, welche Schlange es in seinem Busen erwärmte." [1]) Nachdem er schon ganz Schlesien bis Glogau, Brieg und Neiße genommen

[1]) Schneller's Einfluß Oesterreichs auf Deutschland und Europa. 2r Band. — Preuß, in seiner Geschichte Friedrichs II., widerspricht dieser Angabe, indem er versichert, die Verwendung der auswärtigen Höfe sey nicht berücksichtigt worden.

hatte, schrieb er während einer schwachen Regung seines Gewissens die wie Spott klingenden Worte: „Mein Herz hat keinen Theil an dem Weh, das mein Arm Ihrem Hofe zugefügt," an Theresiens Gemahl.

Schon war die Schlacht bei Mollwitz von Oesterreich verloren (10. April 1741), aber das baierisch-französische Heer hatte die Grenzen der Monarchie noch nicht überschritten, als Maria Theresia ihren ersten Sohn Joseph gebar. Die immer heiteren Wiener feierten den Tag mit lautem Jubel, obschon die Zeit mit großem Unheil schwanger ging, und selbst der damals in Wien anwesende Gesandte der Pforte ließ, um seine Freude zu bethätigen, unter das Volk Geld auswerfen. [1]) Aber bald verstummte der Jubel bei den schlimmen Nachrichten, welche von allen Seiten einliefen. Preußens Fortschritte machten den übrigen Feinden Oesterreichs Muth, Sardinien trat mit Erbansprüchen auf Mailand hervor, Frankreich ließ verlauten, daß Böhmen sammt dem Lande ob der Enns an Baiern, Mähren sammt dem oberen Schlesien an den König August von Polen als Churfürsten von Sachsen, Niederschlesien sammt Glatz an den König von Preußen fallen sollte. Die Streifkommandos der Preußen kamen bis gegen Stockerau und Korneuburg, ein französisches Heer ging über den Rhein, in der Lombardei erwartete man savoyische und spanische Truppen, die Baiern besetzten Passau und nahmen bald darauf von dem Salzkammergute und von Linz Besitz. (14. August 1741.) In dieser Stadt ließ sich Karl Albrecht als Erzherzog von

[1]) Pezzl's Charakteristik Josephs II.

Oesterreich huldigen, und Maria Theresia wurde nunmehr von ihren Gegnern Großherzogin von Toskana genannt. Das war der Augenblick, in welchem die unglückliche Kaiserin, neuerdings gesegneten Leibes, die erwähnte Klage und Besorgniß in einem vertraulichen Schreiben an die Herzogin von Lothringen aussprach, der Augenblick, in welchem die Feinde von St. Pölten aus die Hauptstadt mit einer Belagerung bedrohten.

Maria Theresia war indessen mitten unter diesen Unfällen eine beneidenswerthe Fürstin, denn sie hatte einen mächtigen und treuen Freund, wie selten ein unglücklicher Fürst, das biedere Oesterreichervolk. Es liebt sein Vaterland und sein Kaiserhaus und ist enthusiastisch in Verehrung des Ehrwürdigen und im Haß der Fremden, welche die Heiligthümer seines patriotischen Sinnes antasten. Hatte Maria Theresia daher schon durch ihre Geburt ein Recht auf die Anhänglichkeit ihrer Völker, so mußte die Liebe zu ihr um so mehr an Wärme gewinnen, da sie ein Weib, jung, schön und — wodurch das Interesse nicht wenig gesteigert wird — unglücklich war. Die allgemeine Aufregung zu ihren Gunsten gab sich zuerst bei den Werbungen kund, obgleich die Oesterreicher, sonst wegen der strengen Disciplin im österreichischen Heer, der langen und schweren Dienstzeit, gewöhnlich keine große Neigung zum Militär bezeigen. Der Andrang von kampfbegierigen Männern war ungeheuer, und die Studenten waren jetzt wie zur Zeit der Türkengefahr wiederum die Ersten bei den Waffen. Die ehrlichen Bürger Wiens suchten, obwohl nicht kampfgeübt und als Schoßkinder der Landesväter stets mehr zu

friedlicher Bequemlichkeit geneigt, denn zum Blutvergießen, ihre rostigen Waffen hervor, um sie, oft mit entkräfteten, alterschwachen Armen, so gut es Geschicklichkeit und Kraft erlauben wollten, für die schöne Landesmutter zu handhaben; denn es fehlte ihnen nie an Muth und der dem Krieger nöthigen Blutwärme, wenn sie sich auch zuweilen selbst mit Späßen über ihre kriegerische Laufbahn leichtsinnig die Zeit verkürzten. Die ersten Magistrats- und reichen Bürgersfrauen legten Hand an bei den Festungsarbeiten und es siegte der Patriotismus über die mächtige Eitelkeit des zarten Geschlechts, indem sie die weiße Haut ihrer Hände beim Einreißen der Häuser am Schanzel verdarben. Jäger und Heiducken bildeten ein eigenes Corps, ebenso die Schüler der Kunstakademie und die Hofbefreiten. Jedermann wollte sich ein Verdienst um die Vertheidigung des Vaterlandes erwerben, und Niemand wollte sich ausschließen oder ausgeschlossen werden. Und nicht zu großen Eifer konnten die Oesterreicher damals bezeigen, da selbst im Auslande das Unglück der schönen Kaiserin überall so große Theilnahme erregte, daß man in England ungeheure Subscriptionen für sie eröffnete, welche besonders von Damen gefördert wurden, da das ganze Frauengeschlecht Europas begierig war auf das seltene Schauspiel einer Dame am Ruder eines mächtigen Staates! Eine einzige Subscribentin unterzeichnete fünfzigtausend Pfund Sterling. [1])

---

[1]) Hormayr's Geschichte Wiens. 5r Band.

Alle diese Anstalten zur Rettung des Regentenhauses wären aber vielleicht fruchtlos gewesen, hätten nicht die heldenmüthigen Magyaren sie mit ihrer ritterlichen Treue unterstützt. Nachdem Englands Versuche zur Vermittlung der Streitigkeiten mit Friedrich verunglückt waren; nachdem Friedrich denen, welche sich auf seine Großmuth berufen hatten, die unkönigliche Antwort gegeben hatte: „Man sage mir nichts von Seelengröße, man muß zuvörderst seinen Vortheil erwägen;“ [1]) flüchtete sich Maria Theresia nach Presburg, wohin sie die Stände zusammenberufen hatte. Hier erschien sie plötzlich, den Nationalstolz der Ungarn, der sich oft an die kleinsten Dinge heftet, nicht zu kränken, in ungarischer Nationaltracht, in Trauerkleidern, mit dem Schwerte umgürtet und die Krone St. Stephans auf dem jugendlichen Haupte — Attribute der königlichen Macht, die jedem Ungarn heilig sind — schritt langsam und mit Würde durch den Saal und bestieg die Bühne, von welcher herab die Könige von Ungarn mit ihren Edlen sprechen. Nachdem der Kanzler die Noth der Kaiserin mit einfachen Worten geschildert hatte, nahm die bewegte Fürstin das Wort und forderte die Ungarn zum Beistand auf. Sie sprach in lateinischer Sprache, welche in Ungarn sowohl auf dem Landtage als auch unter den Edelleuten üblich und sogar national geworden ist, und rührte durch ihre Bitten [2]) die Versammlung so, daß die Magnaten

---

[1]) Schneller's Einfluß Oesterreichs auf Deutschland und Europa.

[2]) Die Rede der Königin lautete, wie folgt: „Afflictus rerum nostrarum status nos movit, ut fidelibus perchari regni

und Landtagsdeputirten in Enthusiasmus geriethen, ihre Säbel entblößten und ausriefen: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ Tief ergriffen von diesem Beweis ihrer Anhänglichkeit brach die Königin in Thränen aus, wodurch die Begeisterung der edlen Ungarn noch gesteigert wurde. Sie versprachen Subsidien an Mannschaft und Geld.

Die noch ergreifendere Scene, von welcher alle Geschichtbücher erzählen, ereignete sich, als die Deputirten sich am Fuße des Thrones versammelten, um den Eid des Herzogs von Lothringen, der mit Zustimmung des Reichstags zum Mitregenten ernannt war, zu empfangen. Nach vollzogener Feierlichkeit rief Franz aus: „Mein Blut und Leben für die Königin und das Königreich Ungarn!“ In diesem feierlichen Augenblicke trat die tieffühlende Kaiserin mit ihrem sechs Monate alten Knaben hervor und zeigte ihn mit vor mütterlicher Freude glänzendem Gesicht der Versammlung. Dieser Anblick entflammte neuerdings die

---

Hungariae statibus de hostili provinciae nostrae hereditariae Austriae invasione, et imminente regno huic periculo, adeoque de considerando remedio propositionem scripto faciamus. Agitur de regno Hungariae, de persona nostra, prolibus nostris et corona. Ab omnibus derelicti unice ad inclytorum statuum fidelitatem, arma et Hungarorum priscam virtutem confugimus, impense hortantes, velint status et ordines, in hoc maximo periculo, de securitate personae nostrae, prolium, coronae et regni quanto ocius consulere, et ea in effectum etiam deducere. Quantum ex parte nostra est, quaecunque pro pristina regni hujus felicitate et gentis decore forent, in iis omnibus benignitatem et clementiam nostram regiam fideles status et ordines regni experturi sunt.“

Gemüther der Edlen, die entblößten Säbel blitzten wieder empor und ein Schrei der Freude und des Kriegermuthes entrang sich jeder Brust:

„Moriamur pro rege nostro Maria Theresia, vitam et sanguinem damus!“ [1])

Wie redlich die Ungarn Wort gehalten haben, ist bekannt. Der Knabe aber, für den sie der Mutter Schutz zugeschworen hatten, war Maria Theresia's erstgeborner Prinz — Joseph. Und seltsam — dieses Kind war es, welches nach vierzig Jahren als ungekrönter König von Ungarn den Nationalstolz seiner Bewohner so tief verletzte, die Krone des heiligen Stephan aus dem Lande entführte, die dem Volke nicht minder heilige Konstitution des Königreichs verachtete und die Interessen der Nationalität den Interessen der Menschheit aufopferte!

Zweites Kapitel.

1741 — 1757.

Charakteristik seiner Eltern und Lehrer. — Erziehung.

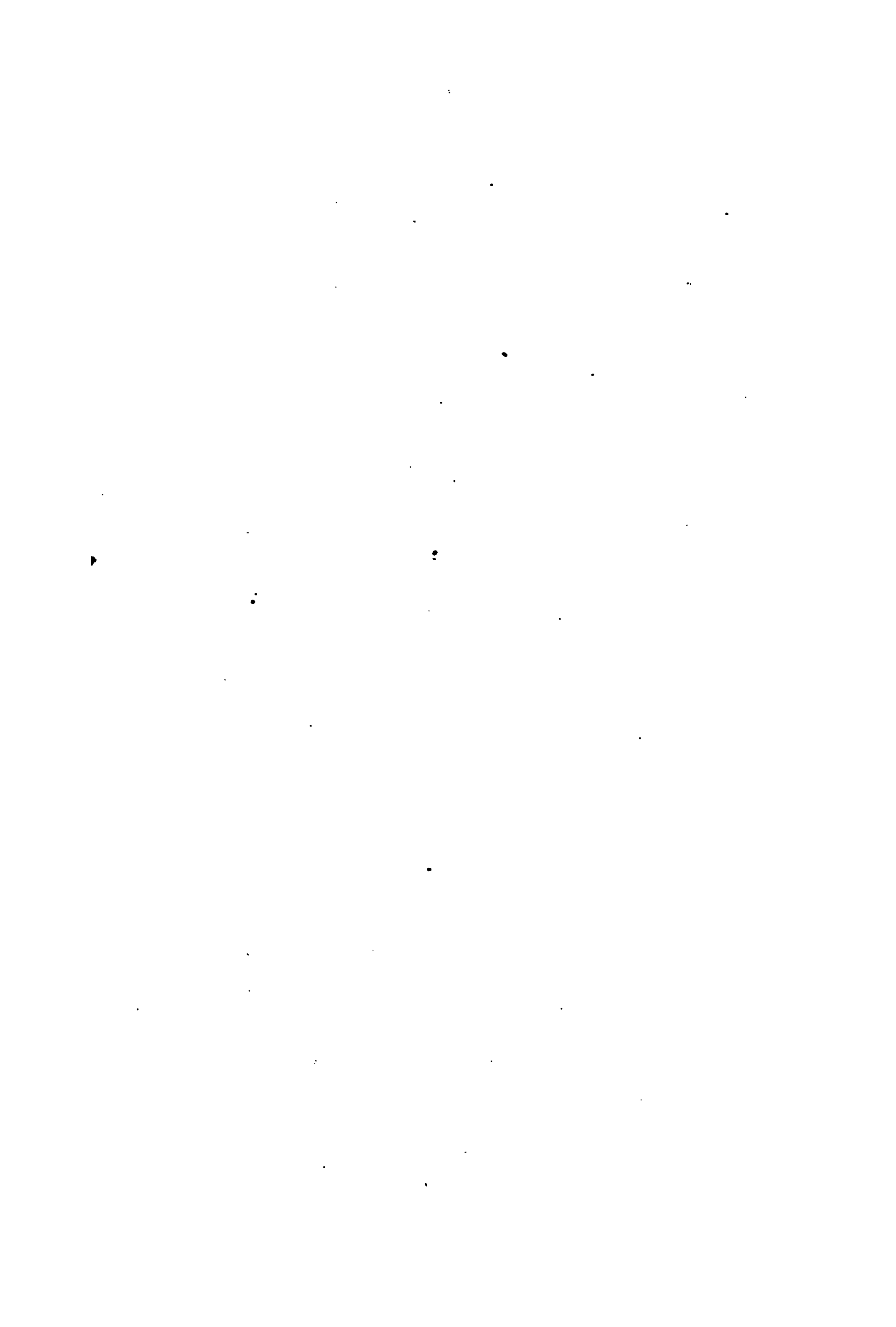
Merkwürdiger noch, als die Umstände, unter welchen Joseph geboren und erzogen worden ist, sind für den Geschichtsforscher die Charaktere der Personen, welche seine Kindheit umgaben und den ersten Eindruck auf das zarte

---

[1]) So erzählt Robinson to Lord Harrington in einem Briefe von Presburg. 23. September 1741.



KAUNITZ.



Gemüth des Prinzen machten. Josephs nachheriges Leben und Wirken gibt den vollständigsten Beweis, wie wenig die Erziehung über einen von Natur kräftigen Geist vermag, denn es zeigt sich in seinem männlichen Charakter kaum eine Spur einer ererbten Eigenschaft und anerzogener Grundsätze. Es sey hier seinem Biographen erlaubt, seine Erzieher flüchtig zu charakterisiren und die Grundsätze darzulegen, nach welchen man an Theresiens Hofe den Erben des Thrones zu bilden strebte.

Josephs Vater, Franz I., den die Geschichte als eine unthätige Nebenperson behandelt, besaß keine hervorragenden Regententugenden und blieb stets Maria Theresiens höherem Geiste untergeordnet. Er war weder ehrsüchtig noch besonders zur Thätigkeit geneigt, mischte sich fast nie in politische Händel und behauptete nur die Formalitäten seiner hohen Würde. Er selbst machte aus seiner untergeordneten Stellung kein Geheimniß, denn das Gewicht seiner Würde war ihm lästig und er suchte sich bei jedem Anlaß desselben zu entledigen. So sagte er einst bei Gelegenheit einer feierlichen Audienz zu der Gräfin Harrach: „Achten Sie nicht auf mich, ich will hier bleiben, bis der Hof sich zurückzieht und mich am Anblick der Menge ergötzen, denn ich bin hier bloß ein Privatmann.“ [1]) Mit dieser übertriebenen Anspruchslosigkeit verband er jedoch große gesellige Tugenden und edle Neigungen, die — obgleich durch kleine Schwachheiten verdunkelt — ihm die Achtung seiner hohen Verwandten und seiner Zeitgenossen sicherten. Er beschützte

---

[1]) Coxe's Geschichte des Hauses Oesterreich.

die Gelehrten, war leutselig und duldsam in Religionssachen, und außerordentlich wohlthätig. Wien verdankt ihm unter Anderem die so berühmte Naturalien- und Münzsammlung, welche von keiner anderen Anstalt der Art in Europa übertroffen werden dürfte. Seine Kenntnisse benützte er dagegen nicht immer zum Wohl des Staates, sondern zur Befriedigung einer in damaliger Zeit zu entschuldigenden Leidenschaft, die, wie jede andere Sucht, viele irre geleitete Chemiker zu Grunde richtete. Er versammelte um sich berühmte Scheidekünstler und suchte mit ihnen nach dem Stein der Weisen. Seine Versuche, Gold zu machen und vermittelst eines Brennglases kleine Diamanten in große zusammenzuschmelzen, waren sehr kostbare Spielereien, von welchen sich bis jetzt noch viele heitere Anekdoten im Munde des Wiener Volkes erhalten haben. Von seinen übrigen Beschäftigungen erzählt Friedrich II. Folgendes: „Der Kaiser, der sich nicht in die Regierungs-Angelegenheiten mischen durfte, verlegte sich auf Handels-Angelegenheiten. Er sparte jährlich große Summen von seinen Einkünften in Toskana und verbrauchte sie im Handel. Er legte Manufakturen an und lieh auf Pfänder (?) übernahm die Lieferung der Waffen, Pferde und Monturen für das ganze kaiserliche Heer. Mit einem Grafen Bolza und einem Kaufmann Schimmelmann hatte er die sächsischen Zölle gepachtet. — Während des Krieges schoß der Kaiser einer Gemahlin bedeutende Summen vor.“ [1]) Seine Liebe zum Reichthum hinderte ihn jedoch keineswegs in

[1]) Oeuvres posthumes de Fréderic II.

Ausübung seiner Tugenden, und daß er deren als Mensch und Gatte viele und schätzenswerthe besessen hat, verbürgt uns die leidenschaftliche Liebe und Achtung, deren ihn Maria Theresia so werth gefunden hat, daß sie nach seinem Tode die Trauerkleider nie wieder ablegte. Dennoch ist es begreiflich, daß sie ihn stets beherrschte, und ihm weder in Regierungs-Angelegenheiten noch bei der Erziehung des Kronprinzen freie Hand ließ.

Maria Theresiens Charakter ist mehr bekannt. Sie war gütig, zugänglich, liebte ihre Unterthanen fast leidenschaftlich, streng und gerecht, fromm und tugendhaft. Ihre große Religiosität verleitete sie jedoch zuweilen zu Handlungen der Unduldsamkeit; allein, wer wollte ihr darüber einen Vorwurf machen, da sie in einer Zeit lebte, in welcher man noch dem gräßlichsten Fanatismus huldigte? Ihre Unterthanen beteten sie an und segneten ihre Regierung. Das Zeitalter derselben erschien ihnen ein goldenes, obgleich es von Stürmen erschüttert ward. Sie hat demnach die größte Aufgabe eines weisen Fürsten gelöst, sie hat ihr Volk glücklich gemacht und es nicht gezwungen, sein Glück in andern Dingen zu finden, welche sich nicht mit den Wünschen, mit dem Glauben und Wissen desselben vereinbaren lassen! Selbst Friedrich und der spöttische Voltaire konnten dieser Fürstin keinen andern Vorwurf machen, als daß sie in ihren sittlichen Begriffen zu streng war. Die sogenannte Keuschheits-Kommission, welche sie einführte, und die, indem sie in die Geheimnisse des Familienlebens eindrang, mehr dazu diente, ihre Unterthanen zu demoralisiren, hat allen Höfen Stoff zu Spöttereien gegeben; ihre zu große

Ehrfurcht vor allem Herkömmlichen und Alten, welche sie an manchen nützlichen Reformen hinderte und sogar veranlaßte, sich anderen zu widersetzen, hat selbst das Mißfallen ihres Sohnes erregt; aber vielleicht waren eben diese Strenge und dieser Eifer, mit dem sie den alten Glauben und die alten Gesetze der Völker vertheidigte, nothwendig, um Oesterreich, in einer Zeit, die sich von selbst zu neuen Ideen hinneigte, vor einem gewaltsamen und blutigen Uebergange vom Glauben zur Humanität und Vernunft, über die Leichen einer erschlagenen Generation, über das Gebiet der Raserei, zu bewahren. Man hat gesehen, wohin es der frivole, atheistische Hof von Frankreich brachte! Maria Theresia's Regierung war vielleicht der Zügel, den die Vorsehung dem geheimen Streben des Zeitalters nach Licht und Wahrheit, anlegte, um es sicher, langsam hinüberzuführen, und die rings gähnenden Abgründe behutsam zu vermeiden.

Die Grundsätze, nach welchen die gekrönte Mutter die Erziehung ihres erstgebornen Sohnes leitete, waren natürlich ihrem Charakter, ihren Begriffen und Vorurtheilen gemäß. Sie strebte vor allen Dingen darnach, ihm ihre eigene Frömmigkeit mitzutheilen und machte die Gottesfurcht zum Hauptzweck der geistigen Richtung ihres Sohnes. Diesen Zweck glaubte sie nicht anders erreichen zu können, als indem sie das Kind mit Strenge zu frommen Andachtsübungen anhielt. Als sie den Prinzen eines Tags beim Gebet auf einem Kissen knieend fand, machte sie ihm lebhafte Vorwürfe über diese Weichlichkeit, welche weder der Demuth eines Betenden, noch dem Muthe eines Prinzen

gezieme, der geboren ist, um Anderen ein Beispiel zu geben. [1]) Auf diese Weise machte sie die Frömmigkeit, welche in ihrer Reinheit nur der Maßstab und die Triebfeder der Handlungen seyn soll, zum Hauptziel, als ob ein Fürst allen seinen Pflichten genügen könnte, indem er die frommen Geistesübungen, welche sein Glaube vorschreibt, mit Gewissenhaftigkeit verrichtet.

Bei der Wahl seiner Erzieher bestimmten Maria Theresia Frömmigkeit und Dankbarkeit. In sinniger Erinnerung an den wichtigen Moment, welchen wir im vorigen Kapitel erzählt haben, kleidete sie den Prinzen Joseph in die ungarische Nationaltracht, ließ ihn frühzeitig in der ungarischen Sprache unterrichten und wählte zu seinem Hofmeister einen ungarischen Kavalier, den als Krieger rühmlich bekannten Fürsten Bathyany, einen der ersten Magnaten des Königreichs und Feldmarschall in der Armee der Kaiserin. Wenige Zeitgenossen und noch wenige Nachkommen billigten diese Wahl; denn Bathyany war ein rauher Kriegsmann, der gewohnt an die strenge Militärdisciplin, an Unnachsichtigkeit und Unterdrückung jedes selbstischen Bewegens, seiner Pflicht am besten Genüge zu leisten dachte, indem er das hitzige Aufbraußen des jungen Gemüthes mit Härte niederhielt. Man rühmt an diesem Mann seine Hitze in der Schlacht und seine kalte Besonnenheit im Staatsrathe, seinen mannhaften Stolz, der es nicht zuließ, aus Rücksichten der hohen Geburt seines Zöglings, dessen Fehler zu übersehen. Vielmehr fand er

---

[1]) Caraccioli, la vie de Joseph II. Paris chez Cuchet.

eben in der hohen Abkunft des Prinzen mit Recht einen Grund mehr, streng in seinen Forderungen zu seyn und dessen Geist auf umfassende Weise zu bilden. Er suchte ihm seine eigenen Tugenden eigen zu machen, wobei es ihm jedoch unvermerkt gelungen seyn soll, in des Prinzen Gemüth eine verderbliche Kriegsliebe zu pflanzen, welche wenigstens nicht zu den Regententugenden gehört. Glücklicherweise ist diese Neigung nie wirklich dem Vaterlande schädlich geworden. Die ersten Studien, in welchen Joseph unterrichtet wurde, waren Geographie und Geschichte, doch wurden beide Wissenschaften ihm, wie man sagt, auf ungeschickte Weise beigebracht.

Bei etwas verminderter Jugend wurde die Anzahl der Lehrer Josephs vermehrt. Unter ihnen war ein merkwürdiger Mann, der Freiherr Christoph von Bartenstein, der als Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, unter Sinzendorf und Uhlefeld, nicht nur diese beiden Minister, sondern auch die Kaiserin selbst beherrschte. Seine außerordentlichen Kenntnisse, seine Geschmeidigkeit und seine Galanterie, mit der er die Kaiserin bestach, seine Begeisterung für die Sache des Kaiserhauses, die er bei Gelegenheit zu offenbaren nicht versäumte und die vielleicht aufrichtige Bewunderung, welche er den hohen Eigenschaften seiner Herrin zollte, verschafften ihm bald ihr blindes Zutrauen und brachten es dahin, daß sie ihn nicht mehr entbehren konnte, und indem sie lange Zeit nur seinen Rathschlägen folgte, dem ersten derselben: „sie solle ihr eigener erster Minister seyn,“ zuwider handelte. Dieser Mann, der wegen seiner Fähigkeiten, seiner List und

Schlauheit geachtet, gefürchtet und gehaßt war, unterrichtete den Prinzen Joseph in der Politik und Geschichte seines Hauses. [1])

Bartenstein hatte den wichtigen Auftrag von Maria Theresia erhalten, den Unterrichtsplan für Joseph zu entwerfen, und Kaiser Franz gab ihm hinsichtlich des Unterrichts in der Geschichte folgende Anweisung: „Es soll meinem Sohne Joseph die Historie so tradiret werden, daß die Fehler und bösen Thaten der Regenten so wenig, als ihre Tugenden und das Gute, so sie gethan haben, verschwiegen werde. Diese Geschichten sollen immer so meinem Sohne appliciret werden, daß er gute Anmerkungen und nach und nach gute principia sich machen lerne, durch welche er die Fehler der vorigen Regenten zu vermeiden frühzeitig angewöhnet werde, welches gewiß von guter Wirkung seyn wird.“

Wenn man einem Lobredner Bartensteins [2]) glauben dürfte, so wäre diese verständige Anweisung genau befolgt und die Geschichte ohne Zweifel dem Prinzen auf eine sehr angemessene Weise beigebracht worden. Bartenstein benützte zwar die Aufsätze des bisherigen Lehrers

---

[1]) Hormayr's österreichischer Plutarch. 11s Bändchen. Biographie Josephs II.

[2]) Dem Verfasser eines Aufsatzes im „Archiv der Erziehungskunde für Teutschland. Weißenfels 1794. 4 Bände.“ welcher angeblich nach einer eigenhändigen Schrift Bartensteins über die Erziehung des Prinzen bearbeitet worden ist. Der ganze Aufsatz wurde zuerst in Dr. Burkhardts: „Kaiser Joseph II. in seinem Leben und Wirken“ seinem wesentlichen Inhalt nach mitgetheilt.

Leporini, führte sie jedoch weiter aus und versah sie mit politischen Bemerkungen und Erläuterungen, welche den Unterricht pragmatischer machen sollten. Auf diese Weise verfaßte Bartenstein in seinem vier und sechszigsten Jahre ein historisches Werk aus archivalischen Nachrichten, welches ohne Zweifel für den Geschichtsforscher und erwachsenen Geschichtsfreund unschätzbar ist, doch schwerlich seiner ursprünglichen Bestimmung angemessen war. Er zeigte darin, eigener Angabe nach, dem Prinzen die gefährlichsten Klippen der österreichischen Staatspolitik, lehrte ihn die Verschiedenheit der Nationen und ihrer Verfassungen im Vaterlande kennen, machte ihn mit den wichtigsten Staatsakten und geheimen Unterhandlungen, mit den Verhältnissen zwischen Staat und Kirche, 2c. bekannt und beobachtete diese pragmatische Lehrmethode besonders von der Zeit Maximilians an, welche Zeitmarkung die wichtigste und lehrreichste Periode der österreichischen Regentengeschichte in sich begreift. In diese umständlichen Lehrbücher verwebte er außerdem auf geschickte Weise die wichtigsten historischen Momente aus den Geschichten der fremden Staaten so, daß das Ganze dann mehr und mehr die Gestalt einer aus vaterländischem Gesichtspunkt aufgefaßten Geschichte der europäischen Staaten annahm, in welcher das Kaiserhaus die größte Rolle spielte. Dieses merkwürdige Werk war angeblich sehr freimüthig abgefaßt, und soll besonders die römischen Kirchenfürsten nicht zu schonend behandelt haben. Doch steht hierüber nur den Wenigen ein Urtheil zu, welche dasselbe gelesen und geprüft haben. Jedenfalls war die Aufgabe Barten-

steins eine höchst schwierige, und es mag verzeihlich seyn, wenn er in seiner abhängigen Stellung absichtliche oder unabsichtliche Mißgriffe begangen hat. Die Frage zu entscheiden, ob man in so jungen Jahren des Zöglings nicht besser thut, die Thatsachen und ihre sichtbaren Ursachen in gedrängter Kürze zu erzählen, statt sie nach individueller Ansicht zu charakterisiren und zu beurtheilen? könnte erst dann entschieden werden, wenn man über die wichtige Hauptfrage einig wäre, ob man junge Fürsten und überhaupt die Menschen zum Selbstdenken und Forschen erziehen, oder ihnen frühzeitig die Schutzpocken der älterlichen Grundsätze einimpfen soll? Durch die erste Methode wird ein Talentloser gefährdet, durch die zweite des Talentvollen Urtheil für ewige Zeiten befangen.

Natur- und Völkerrecht, als im innigsten Zusammenhange stehend mit der Geschichte, aber sie leider selten erklärend, wurde ebenfalls von Bartenstein dem Prinzen gelehrt. Er entwarf für ihn ein Lehrbuch, dessen Inhalt sich auf rein historische Basen gegründet zu haben scheint, eine Art Geschichte des Natur- und Völkerrechts, unter dem Kriterium der damals herrschenden philosophischen Ideen. In diesem Fache beurkundete Bartenstein eine seltene Gewandtheit, eine pädagogische Kunst, welche Anerkennung verdient, da ihm die Freiheit des Unterrichts durch manchfache Rücksichten beschränkt war. Er vermied es weislich, die Zeit mit Schlüssen und Gegenschlüssen, Beweis- und Entkräftungsgründen, Hypothesen und Antithesen zu vergeuden; sondern begnügte sich, dem Prinzen eine umfassende Kenntniß der berühmtesten Schriftsteller in

diesem Gebiet beizubringen, was auch durch passende Citate und Excerpte ohne Mühe bewerkstelligt wurde. So verlockte er die jugendliche Wißbegierde, durch Nichtbefriedigung, von Ort zu Ort, durch das weite Labyrinth der Wissenschaft, wo sie sich die spärliche Nahrung selbst auflesen mußte. Auf diese Weise wurde Joseph schon als Jüngling bekannt mit Plutarch, Cicero, Tacitus, Machiavell und Antimachiavell, mit den klassischen Werken der Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Franzosen ꝛc., mit den philosophischen Politikern Hobbes, Montesquieu, Grotius ꝛc. Werke, die sich so oft widersprechen, deren inwohnende Gesinnung der Verfasser so entgegengesetzter Natur ist, daß Joseph aus ihrem Streit unter sich, und dem der Theologen, gegen und für sie, unfehlbar lernen mußte, eine — selbstständige, unabhängige Meinung zu haben und sie kräftig gegen nichtige Anfechtungen zu behaupten. So wurde die Kraft seines reich begabten Geistes erhöht und jene durchgreifende Selbstüberzeugtheit ausgebildet, die ihn in der Folge zum Selbstherrscher im strengsten Sinne des Wortes gemacht hat. Sein sittliches und sein Rechtsgefühl zu bilden und zu stärken, citirte Bartenstein nicht selten erbauliche Stellen aus dem frommen Gellert.

Im strengsten Gegensatze zu den meist vernünftigen, wenn auch nicht immer geschickt angewendeten Grundsätzen eines Bartenstein und Uhlefeld, standen die, welche zwei seiner anderen Lehrer, die Jesuiten Parhammer und Franz, leiteten. Diese waren nicht nur durch ihre Stellung veranlaßt, dem jungen Prinzen ganz entgegen-

gesetzte Theorien beizubringen, sondern sie verbanden mit ihrer orthodoxen Lehrmethode auch einen so widerwärtigen Pedantism, daß sie Josephen das Lernen vollends verleideten. Und es war vielleicht ein Glück für ihn, daß er nicht zu frühzeitige Empfänglichkeit erwies und hatte, daß sein Geist, von zwei entgegengesetzten Seiten angefaßt, nirgends nachgab, bis er stark und selbstkräftig genug war, zu unterscheiden, zu vergleichen, zu wählen.

Weit mehr, als seinen „Pädagogen," deren Mehrzahl er abgeneigt blieb bis in spätere Jahre, hatte Joseph dem Beispiele seiner Mutter zu danken. Selbst die Schranken, in welche er sich eingeschlossen sah, übten einen wohlthätigen Einfluß auf die Gestaltung seines edlen Charakters. Die am Hofe herrschende, spanische Etikette, welche für sein feuriges Temperament nicht angemessen war, veranlaßte ihn frühzeitig, in zwanglosen Stunden auswärts Freunde zu suchen, wodurch vielleicht der erste Anlaß zu seiner nachherigen Popularität gegeben wurde. Er hatte ferner am Hofe seiner Mutter hinlängliche Gelegenheit, sich Menschenkenntniß zu erwerben; denn die fromme Fürstin war von Leuten aller Art umgeben, welche, trotz ihrer Charakterverschiedenheit, doch alle eine gleichartige Maske von Religionseifer trugen. Das reine, arglose, von aufrichtiger Frömmigkeit durchdrungene Weibesherz der wahrhaft andächtigen Fürstin, vermochte nicht immer die falsche Gleißnerei mancher Diener zu begreifen; allein dem Scharfblick des jungen Prinzen konnte sie nicht immer entgehen, und so lernte er frühzeitig den Diensteifer glatter Höflinge von redlichem Willen und braver Gesinnung

genau unterscheiden, die Huldigung der Schmeichler nicht ohne Mißtrauen hinnehmen. Es entging ihm nicht, wie die in der heiligsten Absicht erlassenen Verordnungen und die frömmsten Unternehmungen der tugendhaften Monarchin nicht immer die erwünschten Früchte trugen, wie wenig durch die von ihr auf Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes und insbesondere auf die des religiösen und wissenschaftlichen verwendeten großen Summen erreicht ward, und wie man dadurch an Gottseligkeit und wahrer Christlichkeit nichts gewonnen hatte. [1]) Diese frühzeitigen Erfahrungen machten ihn hauptsächlich auf die kirchlichen Verhältnisse aufmerksam und ließen die ersten Wünsche zur Verbesserung der Geisteskultur in seinem Gemüthe aufkeimen. Bei der Charakterfestigkeit, mit welcher Maria Theresia an ihren Meinungen festhielt, durfte er es jedoch nicht wagen, seine bessere Ueberzeugung zu verlautbaren, denn diese seltene Frau, welche alle weiblichen Tugenden mit einer mannhaften Standhaftigkeit vereinigte, forderte nicht nur von ihren Unterthanen, sondern auch von ihrer Familie den pünktlichsten Gehorsam. Sie wachte mit frommer Strenge über die Aufrechthaltung der moralischen und religiösen Disciplin und war über jeden Einspruch einer weniger ascetischen Gesinnung, über jeden Mangel an Aufmerksamkeit in Erfüllung der Pflichten des Gehorsams bis zur Leidenschaft empfindlich. Auch Joseph mußte sich in allen Dingen dem

---

[1]) P. P. Wolf's Geschichte der Veränderungen in dem religiösen rc. Zustande der österreichischen Staaten unter Joseph II. Germanien 1795.

strengen Willen seiner Mutter fügen, und das jugendliche Feuer, welches gerne über alle Schranken hinausstrebte, frühzeitig bezähmen. Dieser eiserne Zwang, in welchem er sich bis zu seiner Alleinregierung befand, lehrte ihn Selbstbeherrschung und eine tiefe Verschlossenheit seiner wahren Gesinnungen, welche zuweilen an Verstellung grenzen mochte. „Dadurch," sagt Hübner [1]) vielleicht voreilig, „bildete sich eine Falte in seinem Aeußerlichen, die man später für Spott der Menschheit, für Verachtung der Menschen ansah und die sich meistens dann äußerte, wenn seinen ersten Planen Hindernisse in den Weg traten. Er ließ mit sichtbarer Erbitterung ein Unternehmen fahren, dessen er seine Zeitgenossen sogar nicht weiter würdig achtete."

Bartenstein beigegeben waren: der als Orientalist verdiente Pater Franz, welcher ihn Religion lehrte, nicht minder, und zwar angeblich, ohne selbst etwas davon zu verstehen, Logik und Experimentalphysik; Brequin für den mathematischen Unterricht, Martini für den juridischen, Leporini für den historischen und Bek für den Unterricht in den Geschäften des teutschen Reiches.

Diese Lehrer beobachteten ein gemeinsames System des Unterrichts, das sie zum Theil selbst nicht ganz billigten und das vielleicht sich am wenigsten für die Gemüthsart des Prinzen eignete. Sein sanguinisches Temperament ließ ihn wenig Geschmack finden am anhaltenden Sitzen, welches diese Herren für unzertrennlich von ihrer Lehrmethode hielten,

[1]) Lebensgeschichte Josephs II. Band I. Seite 17.

und verursachte bald einen entschiedenen Widerwillen gegen die trockenen, weitschweifigen Mittheilungen seiner Informatoren. Dieser Widerwille scheint sehr natürlich, wenn man Hormayr erzählen hört: „Man ließ den dreizehnjährigen, überaus leicht zerstreuten Knaben die so lehrreiche Historie seiner Vorfahren und der Länder, die er regieren sollte, aus fünfzehn schwerfälligen Folianten erlernen, deren überhäuften Details, deren schleppender Einkleidung und höchst übel gewählten panegyrischen Tone, deren gänzlicher Entfernung von jedem synchronistischen Ueberblick, von jeder universalhistorischen Ansicht, es wohl Niemand angesehen hätte, daß sie eigens für den Kronprinzen und für diesen Kronprinzen geschrieben waren.“ [1])

Wie fast alle reich begabten Geister, faßte Joseph ungemein schnell und leicht, behielt aber nicht so gut, wie seine jüngeren Brüder Karl und Leopold. Frühzeitig zeigte sich des Prinzen Eigenwille, denn er wollte sich nie pünktlich nach fremden Vorschriften richten und wußte, obgleich er ein treffliches Namens- und Ortsgedächtniß besaß, dennoch fast nie das auswendig, was ihm seine Lehrer zu lernen aufgegeben hatten. Die Pedanterie seiner Quäler ließ jedoch nicht nach, ihn mit eigensinniger Beharrlichkeit zum Gehorsam anzuhalten, und machte so das zum Trotz, was vielleicht ein erfreuliches Streben der freien Selbstentwicklung war. Seine Lehrer sollen daher mit Joseph sehr unzufrieden gewesen seyn und über Mangel an Aufmerksamkeit und

[1]) Hormayr's österreichischer Plutarch. 11s Bändchen. Biographie Josephs II.

Gelehrigkeit von Seiten ihres Schülers geklagt und keine großen Dinge von ihm geweissagt haben, doch ist die Erscheinung nicht neu und unschwer zu erklären, daß sich pedantische Pädagogen in den Fähigkeiten ihrer Zöglinge so sehr irren, daß diejenigen, von welchen sie am wenigsten erwartet haben, die brauchbarsten Menschen werden. Selten unterwirft sich ein zum Selbstdenken geneigter Kopf gerne dem Schulzwange, und häufig werden die Lieblinge der Lehrer in späten Jahren als untüchtig befunden. Josephs leidenschaftliche Wißbegierde, die ihn selbst im Mannesalter nie verlassen, widerspricht wenigstens eben so sehr den Anschuldigungen seiner Lehrer, als eine Anekdote aus seinem Knabenalter, die uns Cornova erzählt. „Als sein Lehrer in der Logik ihm ein Kapitel von Selbstkenntniß und Menschenkenntniß aus Bellegarde vorgelesen hatte, setzte er dadurch den Prinzen so sehr in Feuer, daß dieser ihn mit einem warmem Händedrucke bat, jenes Kapitel noch ein Mal zu wiederholen, weil er, wenn er einst zur Regierung kommen würde, Selbstkenntniß und Kenntniß der Menschen sehr nöthig haben werde.“ [1])

Günstiger und wohlwollender lauten die Berichte über Josephs Tugenden, welche nicht von seinen Lehrern herrühren. Alle Personen am Hofe stimmten darin überein, daß er das offenherzigste, liebenswürdigste und heiterste Kind gewesen sey; man bewunderte seine scharfsinnigen Bemerkungen, ergötzte sich an seinen witzigen und spaßhaften Einfällen und fand, daß der Prinz die ihm vorgelegten

---

[1]) Cornova Geschichte Josephs II. Prag 1801. Calve.

Fragen auf eine geistreiche und treffende Weise beantworte. Seine glänzenden Anlagen zeigten sich besser in ungezwungener Konversation, wo er den Eingebungen seines eigenen Geistes folgen konnte, als vor dem gravitätischen Richterstuhl seiner Lehrer, wo er nur die, aus besagten Folianten geschöpfte Weisheit wiederkauen sollte. Maria Theresia beklagte sich daher wohl häufig über den Ungehorsam ihres Lieblings, war aber im Ganzen nachsichtiger, als sich von ihren strengen Begriffen erwarten ließ.

Zur Erholung erhielt Joseph Unterricht in der Musik, woran er bald großen Geschmack fand. „Ich lehre meinen Sohn die Kunst lieben,“ sagte Maria Theresia, „damit er milder werde, denn er ist störrisch.“ [1]) Joseph blieb der Kunst auch wirklich, so lange er lebte, zugethan, spielte mehrere Instrumente, und selbst in seinem letzten Lebensjahre, während seines Sommeraufenthalts zu Lachsenburg im Jahre 1789, war Musik seine tägliche Unterhaltung. [2]) Außerdem wurde er zu den schicklichen Leibesübungen angehalten, in welchen er es stets seinen Brüdern zuvorthat. Als Gesellschafter seiner Jugend gab man ihm mehrere wohlerzogene Kavaliers aus den vornehmsten Familien bei, mit welchen er zuweilen kleine Schauspiele in französischer Sprache vor dem Hofe aufführte. Von seinen Jugendstreichen erzählt man sich manche lustige Anekdoten, die aber gewöhnlich einen tragischen Ausgang hatten, denn sie wurden oft hart bestraft. Die Hauptzüge seines jugendlichen

---

[1]) Coxe's Geschichte des Hauses Oesterreich.

[2]) Pezzl Charakteristik.

Charakters waren Lebhaftigkeit, Schalkhaftigkeit, Frohsinn und viel Eigenwille. Mit diesen Eigenschaften war eine kräftige Körperkonstitution, feuriges Blut und strotzende Gesundheit verbunden, welche nicht vermuthen ließen, daß dieser seltene Fürst seine Laufbahn so bald und so unglücklich beschließen werde.

Drittes Kapitel.

1757 — 1764.

Krankheit. — Kriegslust. — Erste Ehe. — Tod Isabellens. — Krönung zu Frankfurt. — Göthe's Beschreibung derselben. —

Das Jünglingsalter Josephs war nicht ohne bezeichnende Momente, besonders war jene wichtige Periode, wo man zum Manne wird, wo man am tiefsten fühlt, wo man die stärksten, für das ganze Leben entscheidenden Eindrücke empfängt, voll von wichtigen und unglücklichen Ereignissen. Die Spuren derselben sind in des großen Fürsten empfänglichem Gemüthe bis an sein Lebensende nie verwischt worden.

Nachdem Joseph im siebenzehnten Jahre (1757) eine damals sehr gefährliche Krankheit, die Blattern, glücklich überstanden hatte, fühlte er inmitten seiner eifrigen Studien, die er den Interessen der Staaten widmete, daß die Kraft in ihm mit stürmischem Drang erwacht sey, die männliche Thaten erheischt. Der siebenjährige Krieg war ausgebrochen, und Oesterreichs Heldenjugend begab sich frohlockend in das

blutige Waffenspiel. Joseph sah Edelleute seines Alters bereits ihre Thatkraft dem Vaterlande weihn, ihren Arm für dasselbe bewaffnet, ihre Herzen für dasselbe muthig schlagend. Er erinnerte sich, daß er, so zu sagen, unter dem Donner der Kanonen geboren sey, erinnerte sich der den österreichischen Waffen widerfahrenen Schmach, des Verlustes von Belgrad und Schlesien und entbrannte in gerechtem Zorn gegen die Feinde seines Hauses. Seine Liebe zu den Waffen ward zur Leidenschaft, welche jetzt ihre Befriedigung finden sollte. Denn man schlug der Kaiserin vor, den jungen Erzherzog zur Armee des österreichischen Fabius Cunctator Daun zu schicken. Dieser würdige General, Loudon der Löwenkühne, und Lascy der Talentvolle waren des Erzherzogs liebste Gesellschaft, ihr Unterricht in den Militärwissenschaften die ihm angenehmste Belehrung. Alles war in Bereitschaft zum Feldzug des Prinzen, als Maria Theresia (1759) die ihm gegebene Erlaubniß zurücknahm aus übergroßer mütterlicher Besorgniß und aus Furcht, das blutige Kriegs-Schauspiel möchte den Trotz des Prinzen noch verstärken, seine Gleichgültigkeit gegen die wohlthätigen Geschäfte des Friedens noch vermehren und dereinst das Zeitalter eines blutigen Heldenthums statt des erwünschteren einer weisen Friedensherrschaft über ihr Vaterland bringen. Sie suchte die Hitze des kampfbegierigen Prinzen zu dämpfen, allein es ging ihr — um mit Caraccioli zu reden — wie Tychobrahens Vater, der trotz aller Bemühungen seinen Sohn nicht verhindern konnte, die Gestirne zu beobachten und Astronom zu werden. Joseph gehorchte nur mit dem äußersten Mißmuth, und es blieben die Geschichten Karls XII. und die

Kriege Cäsars seine Lieblingslektüre, und der Entschluß, das seinem Haus Entrissene einst mit den Waffen wieder zu gewinnen, sein Lieblingsgedanke.

Im Jahre 1760 verheirathete sich Joseph II. mit der Prinzessin Isabella von Parma. Fürst Wenzel von Lichtenstein führte sie aus Italien nach Wien und am 6. Oktober 1760 ward sie dort feierlich dem entzückten Prinzen angetraut. Europa sah das seltene Schauspiel einer glücklichen Ehe zwischen Personen fürstlicher Abkunft. Prinzessin Isabella war eben so sehr durch ihre Reize wie durch ihren Geist ausgezeichnet. „Es gibt nicht einen Augenblick im Laufe des Tages," sagte Maria Theresia 1761 zu Caraccioli, „in welchem ich nicht veranlaßt würde, sie zu bewundern." Und wirklich war sie eine Zierde der Hofzirkel, denn sie hatte die Gabe, von Gegenständen tiefen Studiums zur liebenswürdigsten Conversation überzugehen, ohne daß je ihr Reichthum an Geist der Anmuth ihres Betragens den geringsten Eintrag gemacht hätte, was selten bei geistreichen Frauen der Fall ist. Ihr Gemahl, der Erzherzog, sagte oft, es schmerze ihn, daß er ihr nur ein Herz zu geben habe; so würdig fand er sie seiner Achtung und Liebe. Isabella war vielleicht die einzige Person, welche auf Joseph einen entschiedenen Einfluß ausübte; doch benützte sie die Allgewalt ihrer körperlichen und geistigen Reize nur zum Wohl des Prinzen. Sie machte oft seinen Mentor, hielt seine jugendliche Hitze im Zaum und nützte ihm mit ihren Rathschlägen.[1]) Leider war ihm das Glück der Liebe nicht

[1]) Caraccioli.

lange vergönnt. Isabella hatte etwas von dem Trübsinne ihres Großvaters Philipp V., geerbt und weder die Freuden des Hoflebens noch die liebevollen Bemühungen ihres besorgten Gatten konnten die Ahnung ihres nahen Todes verscheuchen. Ihre Schwermuth täuschte sie nicht; sie starb nach einer kurzen Ehe und nachdem sie Joseph eine Prinzessin geboren hatte (welche nur 7 Jahre ihre Mutter überlebte) an den Blattern,[1]) eine Krankheit, die um so gewisser den Tod der Prinzessin herbeiführen mußte, da sie von den Folgen einer Frühgeburt gänzlich entkräftet war. So erfüllte sich die bange Vorahnung der Maria Theresia, welche einst zu Caraccioli gesagt hatte: „Ich liebe sie zu sehr, um sie nicht zu verlieren; sie wird ein Opfer seyn, welches der Himmel von mir verlangt.“ (27. Nov. 1763.) Josephs Schmerz über den erlittenen Verlust war unsäglich, die Zeit konnte nie gänzlich das Andenken an die einzig Geliebte verwischen. Er sprach stets in den zärtlichsten Ausdrücken von ihr und ihren Vorzügen und trug stets ihr Bildniß bei sich. Ohne Zweifel hat dieses frühe Unglück das Gemüth des Prinzen gewaltig angegriffen, vielleicht Anlaß gegeben zu dem Anstrich von düsterer Weltverachtung, den einige Zeitgenossen an ihm wahrgenommen haben wollen, zu seiner nachherigen, doch stets von Menschenliebe und Pflichtgefühl besiegten Härte, die sich in manchen seiner Maßregeln offenbarte. Nach dem Ableben seiner geliebten Gattin suchte Joseph im Studium der Kriegswissenschaften Zerstreuung. Sein Eifer wuchs um so mehr,

---

[1]) Geschichte des Hauses Oesterreich.

da er bereits seit 1761 Sitz im Staatsrath hatte und so durch Theilnahme an den politischen Geschäften belehrt worden seyn mochte, wie wichtig ihm eine kriegerische Bildung werden dürfte.

Indessen beendigte im Jahr 1763 der Hubertsburger Friede den siebenjährigen Krieg zwischen Oesterreich und Preußen. In einem geheimen Artikel desselben hatte Friedrich versprochen, dem Erzherzog seine Stimme zu geben bei der Wahl eines römischen Königs. Da nun Teutschland wieder beruhigt war, so schritt man zu dieser Wahl, und Kaiser Franz begab sich persönlich mit Joseph nach Frankfurt, um dem alten Krönungsgebrauch in Frankfurt Genüge zu leisten.

Sein Ruhm war ihm vorangegangen und die ganze Stadt war bereits von seinen seltenen Tugenden unterrichtet. Man errichtete ihm einen prächtigen Triumphbogen und verabsäumte nichts, wodurch man ihm Ehrfurcht und Bewunderung bethätigen konnte. Von den merkwürdigen Feierlichkeiten bei dieser Gelegenheit macht uns der größte Dichter der langen Zeit, in der er lebte, eine anziehende Beschreibung, welche hier im Auszuge einen Platz verdient: [1])

„Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir, nebst mehreren Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der obern Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem frühesten begaben wir uns

---

[1]) Göthe aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit. 1. Theil.

an Ort und Stelle, und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspective, die Anstalten, die wir Tags vorher in näheren Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer, weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer, hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin, und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien, und etwas Besonderes angekündigt wurde. Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit Aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herrn von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begaben sich die drei Churfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Chur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach

dem kaiserlichen Quartiere gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremonien beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen so wie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.“

„Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd; ein sehr schöner, schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wamms, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten, fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch seyn mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten sie, eine neue Bekleidung, nach dem Muster der alten Carolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit, besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.“

„Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn

getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm sein Sohn in spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk. Nun aber entstand ein neues Gedränge, denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dome zurückkehrende Zug beschreiten sollte. Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, Alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gerne von denen erzählen, die manches Andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu seyn."

„Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste, die fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend, angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd, bewundern; und, sonderbar genug, auf das Letzte freuten wir uns am meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen, so wie die natürlichste, so auch die würdigste." [1])

---

[1]) Aeltere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balkonfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun

„Nun verkündigte der Glockenschall, und nun die Vordersten des ganzen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß Alles gethan sey. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er gerade nach uns zuging. Wir sahen ihn, so wie den ganzen volkserfüllten Platz, beinahe im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Churfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherrn, der goldgestickte Himmel, Alles schien nur eine Masse zu seyn, die nur von einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken, aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.“

„Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes

---

ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und sich ihr, so zu sagen, als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er, wie zum Scherz, beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuhe hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sey der Enthusiasmus und der Jubel des Volks auf's Höchste gestiegen, so, daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden können.

Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Teutschland beglückte.“

„Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen, Preis gegeben, und also nicht dann, wie sonst, angetastet werden solle. Es geschah dieß, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es ballenweise zusammen, und warfen es in die Luft. Hierdurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.“

„Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, so wie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen: denn Alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich in seinem Anzuge ganz bequem,

und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer Verkleidung, einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, des Lächelns sich nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand, wie ein übergreifendes Dach, vom Kopfe ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keinesweges ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung."

„Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm; denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zugewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balkonfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor Allen schwang sich nun der schöne schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gemeß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu, und brachte ein Handbecken nebst

Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalfter ein Paar prächtige, mit dem churpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff, und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen nieder gefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen seyn. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für den Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.“

„Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht

werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle Preis zu geben. Dießmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn Einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der Andere ihm ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde dießmal, wie sonst, ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthaltes erbaut war, und weil sie das letztemal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.“

„Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es

Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatz= meister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels an= statt der Pistolenhalfter ein Paar prächtige, mit dem chur= pfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff, und rechts und links Gold= und Silbermünzen frei= gebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben auf= zufangen; kaum aber waren die Münzen nieder gefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen seyn. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für den Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.“

„Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht

werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle Preis zu geben. Dießmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn Einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der Andere ihm ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde dießmal, wie sonst, ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthaltes erbaut war, und weil sie das letztemal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich."

„Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es

Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen; denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil Alle die, welche allenfalls ein Recht hatten, sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.“

„Abends war Beleuchtung. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte (der Churpfälzische zeichnete sich vorzüglich aus), war es so hell, wie es am Tage nur seyn kann. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Man sprach von der herrlichen Erleuchtung, womit der brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Dieser hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen, und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt, vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigeren Prospecte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen; von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brod und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.“

Viertes Kapitel.

1764 — 1765.

Zweite Vermählung mit Josepha von Bayern. — Unglückliche Ehe. — Vermählung des Erzherzogs Leopold zu Insbruck. — Franz I. Tod. — Josephs Briefe an Bathjany und seine Schwestern. — Maria Theresias Trauer. — Joseph wird Mitregent.

Nach seiner Rückkunft von Frankfurt begab sich Joseph nach Ungarn, wo er besonders die dortigen Bergwerke mit großer Aufmerksamkeit untersuchte. Verhängnißvoll für sein häusliches Glück war seine Zusammenkunft mit der Schwester des Kurfürsten von Bayern, Maria Josepha, Tochter Kaiser Karls VII., welche eine politische Heirath mit dieser Prinzessin zur Folge hatte, die ihn nur zu sehr fühlen ließ, was er an der unvergeßlichen Isabella verloren hatte. Die Gründe zu dieser unglücklichen Vermählung waren die dringenden Wünsche seiner hohen Verwandten, die Aussicht, Allodialgüter vom Bruder der Prinzessin zu erben,[1]) und die Hoffnung, einen männlichen Nachfolger zu erhalten. Am 20. Jänner 1765 wurde die feierliche Vermählung in Schönbrunn vollzogen, wobei der Schloßhof von 200,000 Lampen erleuchtet war. Am 29. ging der feierliche Einzug vor sich. Maria Theresia stattete Tags darauf 25 Paare bürgerlicher Brautleute aus, die bei St. Stephan getraut wurden und deren jedes von einem Jubelpaar aus seiner Vorstadt begleitet war.[2]) So wurden fünfzig Liebende an einem Tage glücklich,

---

[1]) Coxe's Geschichte des Hauses Oesterreich.

[2]) Hormayr's Geschichte Wiens.

der den Anfang häuslicher Unzufriedenheit des römischen Königs markirte. Das äußerliche Gepränge verbarg nur den Mißmuth des hohen Bräutigams, und bald erfuhr er, wie wenig seiner neuen Gemahlin persönliche Eigenschaften tauglich waren, ihn glücklich zu machen. Obgleich die unglückliche Prinzessin Joseph zärtlich geliebt haben soll, konnte sie doch nie seine Liebe erwerben. Es fehlte dieser Prinzessin sowohl an körperlichen Reizen als auch an Anmuth des Geistes, Mängel, welche verursachten, daß sie Joseph stets mit großer Kälte behandelte. Tief und schmerzlich fühlte die Arme, daß sie nicht würdig sey, an der Seite ihres Gemahls zu stehen, und da sie von Natur schüchtern und zaghaft war, so zitterte und erblich sie, so oft sie vor ihm erschien. Ihre unglückliche Persönlichkeit wurde noch widerwärtiger durch einen Ausbruch von Scorbut, der die Gleichgültigkeit des Gemahls in Ekel verwandelte. Der Tod löste nach zwei Jahren die so unglückliche Verbindung auf, und Josepha starb wie ihre Vorgängerin an den Blattern (28. März 1767). Man hat dieses Mißverhältniß zuweilen benützt, Josephs persönlichen Charakter zu verdächtigen; doch könnte man dieses nur dann mit einigem Grund, wenn man zugeben könnte, daß es die Pflicht eines Monarchen sey, einer ungeliebten und unliebenswürdigen Gemahlin jene Aufmerksamkeit und Treue zu widmen, welche derjenige schuldig ist, der keinen andern Lebenszweck hat als den — ein vollkommener und tugendhafter Gemahl zu seyn.

Da sich der ganze Hof im Jahre 1765 nach Insbruck begab, um der Vermählung des Erzherzogs Leopold mit

einer Infantin von Spanien, Marie Louise, beizuwohnen, benützte Joseph die Gelegenheit zu einer Reise durch Tyrol bis gegen Verona, wobei er nichts verabsäumte, was dazu dienen konnte, seine Kenntniß der österreichischen Länder und Staats=Verhältnisse zu vermehren. „Ich habe vor Anderen viel voraus," sagte er zu dem Grafen Kinigl, „da ich glücklicherweise leutselig bin, so kann ich stets Alles erfahren." Nach der Ankunft der Infantin vollzog der Fürstbischof Clemens von Sachsen die eheliche Einsegnung des Brautpaars. Der Hof schickte sich eben an zur Rückkehr, als der Kaiser über einiges Uebelseyn klagte. Seit einiger Zeit war er apoplektischen Zufällen ausgesetzt und fühlte sich zwischen den hohen Tyrolerbergen sehr beengt. Am 18. August frühe drang die Prinzessin Charlotte, seine Schwester, Aebtissin von Remiremont, in ihn, Blut zu lassen. Er antwortete hierauf: „ich muß heut Abend bei Joseph speisen; ich mag nicht unhöflich seyn, morgen aber will ich deinen Rath befolgen." Allein das Schicksal gönnte ihm diesen Aufschub nicht. Noch an demselben Tag wurde Franz in der Oper unwohl und ging mit Joseph hinaus. Als er durch ein Zimmer, nahe an dem seinigen ging, rührte ihn der Schlag. Er wankte in die Arme Josephs, sank aber plötzlich zur Erde und starb, ohne einen Seufzer auszustoßen. Maria Theresia's Schmerz über dieses tragische Ereigniß ist bekannt; sie wollte in der ersten Heftigkeit desselben die Regierung niederlegen und ihr Leben im Kloster beschließen. Weniger gewürdigt wurde Josephs tiefe innige Trauer, und wir freuen uns, ein Dokument vorlegen zu können, welches dieses beurkunde

längst besitzen, Ihnen nützlich seyn kann, so befehlen Sie. Ich umarme Sie alle und bitte nur um Ihr Mitleid für den unglücklichsten Sohn

Joseph."

Die dringenden Vorstellungen der ihr theuersten Personen bekämpften Maria Theresia's romantisches Vornehmen, als Aebtissin eines von ihr an der Todesstätte ihres Gemahls gegründeten Damenstifts für zwölf adelige Jungfrauen ihr Leben in Trauer und Andacht zu beschließen. Nach dem heftigsten Ausbruch ihres Schmerzes übernahm sie wieder die Zügel der Regierung und begnügte sich, den achtzehnten jedes Monats dem Andenken ihres Gatten zu weihen. Sie übertrug ihrem Sohn einen Theil der Regentschaft und gab so seinem stürmischen Drange zur Thätigkeit einen beschränkten Spielraum.

Hier schließt Josephs Jugendgeschichte, von der leider nicht genug bekannt geworden ist. Dennoch reicht das Wenige, was uns Tradition und Geschichte vielfach zerstreut hinterlassen hat, hin zur Erklärung mancher Eigenthümlichkeit im Charakter dieses Monarchen. Wir erkennen daraus die selbstständige Kraft seines Geistes, die sich trotz des Zwanges seiner Erziehung entwickelt, und es drängt sich uns gleich bei diesem Geschichtsabschnitte die Bemerkung auf, daß Joseph, dem schon als Knabe weder fremdes Beispiel noch fremde Lehre imponirte, der schon in dem Zeitalter der Weichheit und Biegsamkeit den Eindrücken von außen Widerstand leistete, um so weniger in dem späteren Zeitalter der kräftigsten Mannheit zur Nachahmung

geneigt gewesen seyn kann. Dem denkenden Geschichtschreiber kann es daher unmöglich entgehen, daß die Beschuldigung, als habe Joseph mit kleinlicher Aengstlichkeit Friedrich dem Großen nachgeäfft, gänzlich unvereinbar sey mit dem ursprünglichen Charakter desselben, sollte auch der Schein diese Annahme zuweilen gerechtfertigt haben. Wir werden im Verlauf dieser Darstellung mehrfache Gelegenheit finden, dieses ungerechte Ansinnen der meisten Historiographen als absurd zu erweisen.

Mit diesem Abschnitt ist auch die Geschichte seines Familienlebens beendigt. Die wenigen Züge, welche wir davon haben geben können, zeigen uns Joseph als einen zärtlichen Gatten und Sohn und überhaupt als einen tief und stark fühlenden Menschen. Die Zeit seines Familienglücks war sehr kurz — grausame Rücksichten der Politik zwangen ihn zu einer neuen Verbindung mit der Tochter Karls VII., der seinem Vater die Krone entrissen, seiner Mutter nicht freundlich begegnet war. Später, wo er keine Pflichten des Gehorsams hatte, verabscheute es Joseph, Familienbündnisse zu schließen, wobei das Herz keine Stimme hat. Zu tief hat er es empfunden, wie schwer häusliches Unglück auf dem menschlichen Herzen laste, wie es die Thatkraft hemme, den Mann an Erfüllung seiner Pflichten nicht selten hindere, das Herz verbittere und den Geist befange. Nie wieder machte er das Wohl und Wehe seines Staates vom Ehebett seines Monarchen abhängig, nie wieder räumte er einem Weibe Macht über sich selbst ein. Er opferte unbedenklich das, was so ziemlich die Quintessenz der menschlichen Glückseligkeit ausmacht, die Freuden des

häuslichen Lebens, und lebte fortan nur seinem Volk. Sein Vaterland war sein Haus, sein Volk seine Familie. Wir werden ihn daher von nun an nur in einer Beziehung kennen lernen, wir werden kein Privatleben von dem zu schildern haben, dessen Leben und Wirken stets öffentlich war, keine Liebesintriguen und galante Abenteuer von dem, der kein Weib so liebte wie sein Vaterland, das Recht und die Ehre.

Psychologen könnten nun — da wir im Begriff sind die Geschichte seines Wirkens zu beginnen — fragen: wie hatte sich sein Gemüthsleben gestaltet, als er den Schauplatz der Welt betrat? Die Frage ist zu wichtig, als daß wir sie ganz übergehen könnten. Mögen immerhin die Thatsachen des Jugendlebens dem, der die Weltgeschichte im Auge hat, als nichtig erscheinen, sie sind deßhalb nicht minder erfolgreich für das Leben eines Fürsten und selbst für die Gestaltung eines großen Zeitraums. Mancher historische Charakter würde uns in einem anderen Lichte erscheinen, könnten wir seine Entwickelung psychologisch verfolgen, dürften wir ihn anders, und gerechter als nach dem unsichern Maßstab seines Wirkens beurtheilen.

Von dem Augenblick seiner Geburt an bis zu seinem Tode begleitete ihn eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen. Die ersteren, welche ihn in der Jugend persönlich betrafen, waren zwar sehr alltägliche; allein auf einen außerordentlichen Charakter wirkt das alltägliche Unheil selbst außerordentlich. Um so mehr war dieses bei Joseph der Fall, da sein persönliches Mißgeschick mit traurigen Weltereignissen in Verbindung stand, die aller Zeitgenossen

Herzen mächtig erschütterten. Das Kriegsfeuer drang verheerend in das Innere der Monarchie, als er kaum geboren war, die Bedrängniß seines Familienhauses war unerhört, die Krone wankte auf dem Haupte seiner Mutter und schien öfters für sie und ihre Nachkommen verloren. Joseph der Knabe sah sein Haus im fortwährenden Kampf mit ihren Feinden, er hörte nichts als Gräuel des Kriegs und Klagen über die Treulosigkeit der Nachbar-Fürsten und sah im Lande fortwährend Noth und Kümmerniß. Nicht heiterer war die Zeit seiner Jünglingsjahre, glühender Haß entzweite Europa, mit unsäglicher Mühe und nach großen Verlusten behauptete sich Oesterreich. Die römische Königskrone selbst erwarb Joseph nur durch demüthigende Abtretungen seiner Mutter. In diesem trüben Zeitalter betrat er die Bahn des männlichen Lebens. Nur um ihn den Werth seines Verlustes fühlen zu lassen, vergönnte ihm das Schicksal ein kurzes Gattenglück, bald entriß ihm der Tod ein geliebtes Weib und eine theure Tochter. Ein zweites Ehebündniß brachte ihm eine Gattin ein, welche die Lücke in seinem Herzen nicht ausfüllen konnte, und deren Mängel ihm das Leben verbitterten. Er war als Prinz eines berühmten Geschlechts nur geboren, um frühzeitig dessen Demüthigung zu erfahren, er vermählte sich nur um ein Glück zu kosten, das er verlieren mußte, und um die Bitterkeit einer unglücklichen Ehe zu schmecken, und sein Geist entwickelte einen außerordentlichen Scharfblick, nur um die herzverbitternden Uebel seines Zeitalters frühzeitig zu erkennen. Kurz alles das, was sonst das größte Glück der Sterblichen ausmacht, hohe Geburt, die

Ehe, Vaterschaft, seltene Geistesgaben und ein lebendiges Gefühl, diente nur dazu, ihn unglücklich zu machen. Eine kleine Seele wäre durch so frühzeitiges Unheil verdorben, niedergedrückt oder abgestumpft worden; Josephs Seele aber wurde durch das Unglück stark und gereinigt.

Herzen mächtig erschütterten. Das Kriegsfeuer drang verheerend in das Innere der Monarchie, als er kaum geboren war, die Bedrängniß seines Familienhauses war unerhört, die Krone wankte auf dem Haupte seiner Mutter und schien öfters für sie und ihre Nachkommen verloren. Joseph der Knabe sah sein Haus im fortwährenden Kampf mit ihren Feinden, er hörte nichts als Gräuel des Kriegs und Klagen über die Treulosigkeit der Nachbar-Fürsten und sah im Lande fortwährend Noth und Kümmerniß. Nicht heiterer war die Zeit seiner Jünglingsjahre, glühender Haß entzweite Europa, mit unsäglicher Mühe und nach großen Verlusten behauptete sich Oesterreich. Die römische Königskrone selbst erwarb Joseph nur durch demüthigende Abtretungen seiner Mutter. In diesem trüben Zeitalter betrat er die Bahn des männlichen Lebens. Nur um ihn den Werth seines Verlustes fühlen zu lassen, vergönnte ihm das Schicksal ein kurzes Gattenglück, bald entriß ihm der Tod ein geliebtes Weib und eine theure Tochter. Ein zweites Ehebündniß brachte ihm eine Gattin ein, welche die Lücke in seinem Herzen nicht ausfüllen konnte, und deren Mängel ihm das Leben verbitterten. Er war als Prinz eines berühmten Geschlechts nur geboren, um frühzeitig dessen Demüthigung zu erfahren, er vermählte sich nur um ein Glück zu kosten, das er verlieren mußte, und um die Bitterkeit einer unglücklichen Ehe zu schmecken, und sein Geist entwickelte einen außerordentlichen Scharfblick, nur um die herzverbitternden Uebel seines Zeitalters frühzeitig zu erkennen. Kurz alles das, was sonst das größte Glück der Sterblichen ausmacht, hohe Geburt, die

Oe

z
‑og von
ahlin M
736 12.

Leopold I
oh Johan
a Joachi
Gotthard
gen 5. M
. Großher
Toskana 1
1765, rön
ser erwähl
ept. u. gek
tober 179
ön. v. Un
at 13. No
als Kön.
gen 6. Sep
, † 1. Mär
, Gemahl
Louise K
s IV. von
ienTochter
en 24. No
, verm.
brid durch
r. 16. Feb
vollzogen
ruck 5. Aug
zur König
hmen gek
Sept. 179
Mai 179

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Mit einem Theil der politischen Geschäfte übergab Maria Theresia nun ihrem Sohne die Leitung des ganzen Kriegswesens und die Großmeisterwürde aller ihrer Ritterorden, worunter der von ihr gestiftete Militärverdienstorden, der nach ihr benannt ist und durch Joseph eine Mittelklasse, die Kommandeurs, erhielt.

Obgleich Maria Theresia im Uebermaß ihres Schmerzes die ganze Regierung niederlegen wollte, war sie doch, nachdem sie sich wieder gefaßt hatte, eben so wenig nachgiebig gegen den Mitregenten Sohn, als sie es gegen Franz gewesen war. Sie ließ ihm nie freie Hand, bewachte alle seine Unternehmungen, und gestattete ihm, außer dem Wirkungskreis im Militärwesen, den sie gerne abgab, weil sie die schlechten Folgen eines weiblichen Regiments in Kriegssachen selbst erfahren hatte, nur einen sehr geringen Spielraum für seine ungestüme Kraft.

Dessenungeachtet wußte Joseph sich großen Einfluß zu verschaffen, und es gibt keine humane Anstalt, an der er

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Mit einem Theil der politischen Geschäfte übergab Maria Theresia nun ihrem Sohne die Leitung des ganzen Kriegswesens und die Großmeisterwürde aller ihrer Ritterorden, worunter der von ihr gestiftete Militärverdienstorden, der nach ihr benannt ist und durch Joseph eine Mittelklasse, die Kommandeurs, erhielt.

Obgleich Maria Theresia im Uebermaß ihres Schmerzes die ganze Regierung niederlegen wollte, war sie doch, nachdem sie sich wieder gefaßt hatte, eben so wenig nachgiebig gegen den Mitregenten Sohn, als sie es gegen Franz gewesen war. Sie ließ ihm nie freie Hand, bewachte alle seine Unternehmungen, und gestattete ihm, außer dem Wirkungskreis im Militärwesen, den sie gerne abgab, weil sie die schlechten Folgen eines weiblichen Regiments in Kriegssachen selbst erfahren hatte, nur einen sehr geringen Spielraum für seine ungestüme Kraft.

Dessenungeachtet wußte Joseph sich großen Einfluß zu verschaffen, und es gibt keine humane Anstalt, an der er

in seiner Zeit nicht seinen Antheil gehabt hätte. Er begriff seine Stellung sehr wohl und wirkte mehr dadurch, daß er seine Mutter zu gewissen Verbesserungen bestimmte, als durch selbstständige Unternehmungen, die er sowohl im Entwurf, als auch in der Ausführung sein Eigenthum hätte nennen können. Daher gebührt ein großer Theil des Ruhms, den sich Maria Theresia durch ihre Friedensregierung erwarb, unserem Joseph, der durch geeignete Rathschläge und Vorstellungen sie zu mancher Anordnung bestimmte, die vielleicht sonst unterblieben wäre. Um Josephs Verdienste während der Regierung seiner Mutter gehörig zu würdigen, ist es nothwendig, eine Schilderung seiner Gesinnungen und Meinungen vorauszuschicken, mit welchen er seine Wirksamkeit als Mitregent begann. Wir folgen dabei dem Urtheile seiner Zeitgenossen, die ihn schon damals besser kannten, als spätere Historiographen, die sich nur zu sehr durch falsche Darstellungen und schlimme Erfolge haben irre leiten lassen. Auch ist es nothwendig, mit dieser Schilderung eine oberflächliche Darstellung der Verhältnisse am Hofe zu entwerfen, um sowohl die Natur seines Willens, die Ausdehnung seiner Macht, als auch seine Stellung zu erforschen.

Schon anfangs des achtzehnten Jahrhunderts waren von Frankreich, England und Teutschland aus neue Grundsätze ausgegangen, die nothwendig durch ihre Verbreitung jene Umwälzung des gesellschaftlichen Zustandes bewirken mußten, welche jetzt wirklich vollbracht ist. Durch nichts läßt sich der Geist dieses Zeitalters besser bezeichnen, als durch die Benennung: „das Jahrhundert der Humanität,“

welche von einigen Schriftstellern aufgestellt worden ist gegen den Jubel und das Klagegeschrei der Enthusiasten, welche einerseits ihre Zeit die Morgenröthe der Freiheit, andererseits das Zeitalter des Antichrists, des sittlichen und religiösen Verfalls, der Zügellosigkeit, Anarchie und Sünde hießen. Diejenigen, welche einer schnellen Aufklärung fähig und für die neue Lehre der Philosophen empfänglich waren, substituirten der Religiosität, welche ihr erstes Prinzip war, den Philanthropism, den in Frankreich Voltaire, Rousseau, d'Alembert und Andere mit Eifer predigten. Unter den damaligen Regenten war Friedrich II. der erste, der die geistreichen Schriften der neuen Philosophen bewunderte, Joseph der erste, der sie befolgte, ohne sich an die Extravaganzen derselben zu kehren. Er nahm in sich den in diesen Schriften herrschenden Geist der Humanität auf, ohne die darin enthaltenen verwegenen Hypothesen zu berücksichtigen; er ehrte die menschenfreundliche Stimmung der Erleuchteten, ohne ihren Phantasmagorien nachzujagen. Er sympathisirte mit ihren Empfindungen, aber nicht immer mit ihren Meinungen und Ansichten; er handelte seiner menschenfreundlichen Stimmung gemäß, ohne sich, wie Friedrich, in unnütze metaphysische Spielereien einzulassen, die einerseits das Herz verderben, andererseits die moralische Richtung des Willens unsicher und schwankend machen. Er war nicht Philosoph, um seinen Geist mit müßigen Tändeleien zu beschäftigen, sondern, um seinen Grundsätzen gemäß zu handeln. „Er fing an einzusehen," sagt Hübner, „daß die Menschheit die erste Verehrung des Monarchen verdient, und daß jeder Mensch, ohne Unterschied,

und sie zu vertheidigen.“ Diese Achtung vor den reinen Lehren der Religion schließt jedoch eine Art deistischen Glaubens und den Haß gegen die Fanatiker und Betrüger, welche die Religion mißbrauchen, nicht aus; sondern befördert ihn vielmehr. Welche Verschiedenheit zeigt sich hier wieder zwischen den Gesinnungen Josephs und denen Friedrichs! Dieser verspottete die Religion und duldete ihre Mißbräuche, weil sie ihm nützlich waren, Jener ehrte die Religion und verfolgte ihre Mißbräuche. Wir wollen nicht entscheiden, welches Verfahren das klügere war, doch können wir nicht in Zweifel seyn über das ehrenwerthere.

Aus diesen Gesinnungen ergeben sich die ursprünglichen Absichten des jungen Monarchen von selbst. Die Unrechtmäßigkeit des gesellschaftlichen Zustandes in der österreichischen Monarchie zu berichtigen, die übermäßige Gewalt der Klerisei und des päbstlichen Stuhles einzuschränken, waren seine ersten Zwecke. Den Hofschranzen und Priestern konnte es nicht lange verborgen bleiben, wohin Joseph zielte. „Jene fürchteten einträgliche Aemter, bei welchen sie weder Herz noch Kopf brauchten und diese ihren Einfluß auf die Regierung und ihre Gewalt zu verlieren.“ [1]) Maria Theresia beurtheilte die Menschen nicht selten nach ihrer äußerlichen Frömmigkeit allzugünstig, und Joseph erkundigte sich zuerst, ehe er Aemter vergab, um die Fähigkeiten der Kandidaten. Jene hatte ihre Hauschatoulle für viele Menschen offen, die sie oft durch den Anschein von Andacht

---

[1]) P. P. Wolf Geschichte der religiösen Veränderungen unter Joseph II.

und die erste Bedingung wahrer Größe sey. Mit dieser Ansicht waren seine religiösen Gesinnungen im besten Einklange. „Dieser erhabene Fürst,“ sagt ein geistreicher Lobredner Josephs II., [1]) „beschränkt sich auf die Argumente und Beweise, welche alle Sekten gemeinschaftlich haben, auf die Grundsätze, welche von allen Jahrhunderten gebilligt wurden, er sucht die Existenz Gottes in den Erscheinungen des Weltalls, in den wunderbaren Gesetzen der Natur, nicht aber in den unsicheren, so vielen Ausnahmen unterworfenen metaphysischen Gesetzen, welche Jedermann deuten, modifiren und beschränken kann nach Willkür und Einsicht, sondern in den ursprünglichen, auf den Eigenschaften der Körper begründeten ewigen Gesetzen. Diese so einfachen Satzungen, welche von der Existenz der Materie selbst hergeleitet scheinen, enthüllen nichts desto weniger die Existenz Gottes. — Er achtet die Religion und verabscheut jene Zügellosigkeit des Verstandes, welche die Verschlechterung des Herzens nach sich zieht. Er weiß, daß von der Religion die Erhabenheit und Macht einer Regierung ausgeht, daß sie allein die Nothwendigkeit, sich zu unterwerfen, lehrt, daß sie es ist, welche den Preis der Tugend bestimmt, den Abscheu vor dem Laster einflößt, die uns die Liebe des Nächsten befiehlt, die Bürger vereinigt. Ueberzeugt, daß die studierte Religion für alle Menschen eine unfehlbare Regel der guten Sitten ist, weiß er sie zu ehren, zu lieben

---

[1]) Le monarque accompli ou prodiges de bonté, de savoir et de sagesse qui font l'éloge de Joseph II. discoutés au tribunal de la raison et de l'équité par Mr. de Lanjuinais. Lausanne 1774. Chez H. Heubach. III. Vol.

und sie zu vertheidigen.“ Diese Achtung vor den reinen Lehren der Religion schließt jedoch eine Art deistischen Glaubens und den Haß gegen die Fanatiker und Betrüger, welche die Religion mißbrauchen, nicht aus; sondern befördert ihn vielmehr. Welche Verschiedenheit zeigt sich hier wieder zwischen den Gesinnungen Josephs und denen Friedrichs! Dieser verspottete die Religion und duldete ihre Mißbräuche, weil sie ihm nützlich waren, Jener ehrte die Religion und verfolgte ihre Mißbräuche. Wir wollen nicht entscheiden, welches Verfahren das klügere war, doch können wir nicht in Zweifel seyn über das ehrenwerthere.

Aus diesen Gesinnungen ergeben sich die ursprünglichen Absichten des jungen Monarchen von selbst. Die Unrechtmäßigkeit des gesellschaftlichen Zustandes in der österreichischen Monarchie zu berichtigen, die übermäßige Gewalt der Klerisei und des päbstlichen Stuhles einzuschränken, waren seine ersten Zwecke. Den Hofschranzen und Priestern konnte es nicht lange verborgen bleiben, wohin Joseph zielte. „Jene fürchteten einträgliche Aemter, bei welchen sie weder Herz noch Kopf brauchten und diese ihren Einfluß auf die Regierung und ihre Gewalt zu verlieren.“ [1]) Maria Theresia beurtheilte die Menschen nicht selten nach ihrer äußerlichen Frömmigkeit allzugünstig, und Joseph erkundigte sich zuerst, ehe er Aemter vergab, um die Fähigkeiten der Kandidaten. Jene hatte ihre Hauschatoulle für viele Menschen offen, die sie oft durch den Anschein von Andacht

---

[1]) P. P. Wolf Geschichte der religiösen Veränderungen unter Joseph II.

hintergingen, und war so leidenschaftlich wohlthätig, daß sie zu sagen pflegte: „man muß mich tödten, wenn man mich verhindern will, wohlthätig zu seyn.“[1]) Dieser aber haßte zudringliche und unverschämte Bettler, welche dem Staat zur Last fallen und — wie er erforschte — in nächtlichen Gelagen verpraßten, was sie den Tag über durch erzwungenes Kopfhängen sich erbettelten. Bei der Gleichartigkeit des hitzigen Temperaments und der Verschiedenheit ihrer Ansichten konnten Mutter und Sohn sich nicht immer gut vertragen. Joseph glaubte sich als erklärten Mitregenten berechtigt, seiner Mutter zu widersprechen. „Diese aber, bisher keines Widerspruchs gewohnt, dehnte ihre mütterliche Gewalt bisweilen so weit aus, daß sie sich gegen ihren Sohn sogar harte Zurückweisungen erlaubte und endlich — in Folge der Rathschläge einer gewissen Hofpartei, die wir sogleich werden kennen lernen — die Zügel der Regierung, die sie anfangs mit Joseph theilte, ganz wieder an sich zog, und diesem weiter über nichts als militärische Details noch einige Gewalt anvertraute.“

In dieser Abhängigkeit lebte Joseph fast sechszehn Jahre. Er schwieg zwar, blieb aber stets ein aufmerksamer Beobachter aller Maßregeln seiner Mutter. Natürlich fehlte es ihm als Thronfolger nicht an Personen gleicher Gesinnung, welche ihn bei seinem schwachen Gegenwirken redlich unterstützten. Dadurch entstanden aber zuweilen schädliche Faktionen und unter den Unterthanen selbst ein

---

[1]) Caraccioli.

Zwiespalt, der Manches befürchten ließ. Die Partei der regierenden Mutter und ihrer Grundsätze blieb natürlich immer die stärkste, und da sie in sechszehn langen Jahren hinlänglich Zeit hatte, sich zum Widerstande gegen Joseph vorzubereiten, so reichte ihr Einfluß auch in die Zeit der Alleinregierung Josephs hinüber, und die Aussichten in dieselbe waren daher schon bei Theresias Lebzeiten für Joseph ziemlich mißlich. Risbek gibt uns über die am Hofe herrschenden Faktionen folgenden Aufschluß:

„Die erste und stärkste,“ sagt er, [1]) „ist jene der Kaiserin. Sie besteht nebst der Hauptperson aus dem Kardinal Migazzi, aus einigen Mönchen, besonders Kapuzinern, und einigen alten, frommen Damen, die der Monarchin sogar mit Nachahmung ihrer Trauerkleider schmeicheln. Diese Partei geht immerfort mit Keuschheits-Kommissionen, Bücher-Verboten, Vertreibung gefährlicher Lehrer und Prediger, Beförderung von Heuchlern, Aufrechthaltung der päbstlichen Monarchie und Verfolgung der sogenannten neuen Philosophie schwanger. Ein großer Theil des alten Adels, dessen Rechte mit jenen der Pfaffen auch wirklich in Verbindung stehen, dient dieser Partei zum Rückhalt. Die zweite Partei ist jene des Kaisers. Diese liegt mit der ersten in einem unaufhörlichen Kampfe. Sie ist mit Verbesserung der Gesetzgebung, mit Beförderung des Ackerbaues, der Handlung und Industrie überhaupt, mit Untergrabung der Gewalt der Dummheit und ihrer Trabanten, mit Verbreitung der Philosophie und des

---

[1]) Briefe eines reisenden Franzosen. Theil I. S. 232. 2te Aufl.

Geschmackes, mit Beschneidung der unbegründeten Rechte des Adels, mit Beschützung der Niedern gegen die Unterdrückung der Großen und mit alle dem beschäftigt, was Erdengötter thun können. Eine Hauptstütze dieser Partei ist der Feldmarschall Lascy, dessen Art, die Mönche und ihren Anhang zu bekriegen, gerade die nämliche ist, womit er vor einigen Jahren dem Könige von Preußen die Spitze bot; nämlich es ist die vertheidigende Art, Krieg zu führen, die auch der Graf von Sachsen wohl kannte. Er legt dem Kaiser die Pläne von verschanzten Lagern, Zickzackmärschen und vortheilhaften Retiraden vor; und der General Migazzi mit seinen braunen, schwarzen, weißen, halbschwarzen und halbbraunen Truppen mußte oft schon das Feld räumen und das Winterquartier beziehen, ohne schlagen zu können. Diese zwei Parteien, die offenbare Feinde sind, pflegen durch Vermittlung der dritten unabläßig Unterhandlungen mit einander. An der Spitze derselben steht Fürst Kaunitz, einer der größten Staatsmänner unserer Zeit, der sich durch seine Verdienste um das kaiserliche Haus in das Vertrauen der Kaiserin und ihres Sohnes gesetzt hat und würdig ist, der Vermittler zwischen beiden zu seyn. Im Herzen mag er mehr der Partei des Kaisers anhängen, als den Grundsätzen seiner Frau Mutter; aber es ist jener selbst daran gelegen, an ihm einen Vermittler zu haben, der bei der Monarchin Ansehen genug hat, um bei derselben ihren philosophischen Operationen die Farbe von Religiosität zu geben, ohne welche sie ihren Zweck nie erreichen könnte. Er maskirt die Märsche des Kaisers und seines großen Feldmarschalls;

und so wachsam auch der Kardinal mit allen seinen vortrefflichen Spionen ist, so mußte er doch öfters kapituliren, ehe er noch wußte, daß der Feind im Anmarsch sey.“

Es fehlte Joseph unter seinem Anhange nicht an erfahrenen und denkenden Männern, welche ihn in seinen Grundsätzen zu befestigen und diese philosophisch und politisch zu rechtfertigen suchten. Man ermunterte ihn von allen Seiten zu Muth und Beharrlichkeit, und jede seiner Maßregeln erregte in seiner Umgebung einen Ausruf der Bewunderung und Freude. Viele Lobredner machten es sich zum Geschäft, die preiswürdigen Eigenschaften des jungen Monarchen ans Licht zu stellen, wobei freilich manche eigennützige, unverschämte und lügenhafte Schmeichelei zum Vorschein kam. Rühmliche Erwähnung verdient hier der Verfasser einer sehr voluminösen Lobschrift (in 3 Bänden), welche zugleich als ein brauchbares Lehrbuch für Regenten gelten kann. Herr von Lanjuinais, principal du collège de Moudon, wie er sich nennt, ein Mann von vielem Geist und reichlichen Kenntnissen, ein Schüler Montesquieus, war der Autor dieser wirklich originellen Schrift, die vermuthlich nicht geringen Eindruck auf Joseph gemacht hat. Sie führt den etwas bombastischen Titel: Le monarque accompli ou prodiges de bonté de savoir et de sagesse qui font l'éloge de sa majesté imperiale Joseph II. et qui rendent cet auguste monarque si precieux à l'humanité; discutés au tribunal de la raison et de l'équité par M. de Lanjuinais. Lausanne chez Henri Heubach. MDCCXXIV.

Der Verfasser dieser Lobrede hat sein Motto: Narrando

laudare et laudando monere, novum scribendi genus hactenus intactum, auf eine sehr geschickte Weise gerechtfertigt. Sein Werk enthält keine leeren Phrasen, sondern wohl begründetes, nur hie und da etwas übertriebenes und nicht genug motivirtes Lob, welches immer mit geistreicher Belehrung verbunden ist. Indem er in logischer Ordnung alle rühmlichen Eigenschaften eines Monarchen aufzählt und, sie dem jungen Monarchen zuschreibt, vergißt er nicht mit ächt gallischer Feinheit ihn an die Pflichten gegen das Volk und Vaterland zu erinnern und die Grundsätze der Humanität zu würdigen. Durch diese neue Weise des Lobs, welche Nachahmung verdiente, wäre die Stellung der Regenten zur Menschheit nicht verändert, ist ein sehr brauchbares Lehrbuch für denkende Fürsten entstanden, welches keineswegs die Vergessenheit verdient, in welcher es jetzt begraben liegt. Selbst unser Zeitalter könnte daraus noch Regenten-Weisheit schöpfen, denn die darin enthaltenen Wahrheiten sind keineswegs veraltet.

So wurde Joseph durch Anerkennung seiner aufgeklärten Zeitgenossen für die Beschränktheit seiner Macht entschädigt, aber leider auch — man kann es sich nicht verhehlen — über die Natur der Hindernisse seines Wirkens irre geleitet. Das billigende Urtheil denkender Zeitgenossen ermuthigte ihn fast zu sehr, und die lebhafte Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Ansichten ließ ihn große Hindernisse als unbedeutend, oder doch überwindlich übersehen. Er betrachtete die Gegenwirkung seines Zeitalters blos als den Erfolg der persönlichen Gesinnung seiner Mutter, und

mochte hoffen, es werde aufhören nach dem Tode derselben, statt vielmehr in der persönlichen Gesinnung derselben die Grundsätze und Meinungen der überstarken Mehrzahl seiner Zeitgenossen zu erkennen, welche ihr Leben lang überdauern mußten. Er lernte vielleicht die Stärke seiner Gegner nie genau kennen, und der Zwang, in dem er sich befand, diente nur dazu, seine Kraft zu spannen, damit sie, seiner Zeit plötzlich frei gelassen, desto gewaltsamer ausbreche und, indem sie bessern wolle, vernichte.

Zweites Kapitel.

1765 — 1769.

Josephs erste Wirksamkeit. — Verbrennung der Coupons. — Einschränkungen am Hofe. — Neue Verordnungen. — Popularität. — Reise ins Banat. — Josephs Wirksamkeit als römischer Kaiser.

Noch ehe Joseph (am 23. September 1765) zum Mitregenten erklärt war, wohnte er dem religiösen Akte bei, der am 12. September jedes Jahr zum Gedächtnisse der Befreiung von Wien durch die Polen unter König Sobiesky,[1]) gehalten wurde. Als man dieses Dankfest feierte, dachte wohl Niemand daran, daß Oesterreich so bald durch die unredliche Politik der auswärtigen Höfe gezwungen werden würde, undankbar zu seyn gegen das ritterliche Polen-Volk.

[1]) Zwanzigtausend Polen entsetzten damals Wien von der Belagerung durch hunderttausend Türken.

Seine Wirksamkeit begann er mit einer Menge nützlicher und wohlthätiger Anordnungen, von welchen wir hier eine gedrängte Uebersicht liefern. Um sich die Herzen seiner Unterthanen und die Achtung aller Patrioten zu gewinnen, übte er, nach dem Beispiel des Agis in Sparta, sogleich einen Akt rühmlicher Großmuth aus, indem er, als Erbe des großen Schatzes seines Vaters, 22 Millionen Coupons[1]) zu Gunsten des Staates verbrennen ließ. Schon dadurch unterschied sich seine Wohlthätigkeit von der Wohlthätigkeit Anderer, daß er nicht Einzelnen, sondern dem allgemeinen Besten seine Wohlthaten angedeihen ließ.

Im Kabinette füllte er nun die Lücke, welche Franz stets leer gelassen, aus und benützte bei seinen Arbeiten vorzüglich die Talente und Einsichten des Grafen von Plümegen, welcher an die Stelle des kürzlich verstorbenen Grafen von Haugwitz getreten war. Ihm beigegeben war der schon seit einigen Jahren bei dem Reichshofrathe durch seine vorzügliche Geschicklichkeit unentbehrlich gewordene Baron von Röder. Kein anderer Kavalier, General oder Minister, wurde außerdem durch die Wachen zu dem Apartement des Kaisers gelassen, welcher nicht ein unterschriebenes und besiegeltes Billet aufzeigen konnte.[2]) Alle Schleichwege, welche bisher zu Aemtern und Ehrenstellen führten, wurden verboten, und Joseph ließ einen ausdrücklichen Befehl ergehen, daß er weder Memoriale noch

---

[1]) So nannte man die nach dem siebenjährigen Kriege gemachten Staatspapiere.

[2]) Leben und Geschichte Kaiser Joseph II. in 5 Thln. Amsterdam.

Empfehlungen für Dienstbewerber aus den Händen seiner Hofbedienten, sondern blos das Zeugniß der Vorgesetzten und offenbare Verdienste berücksichtigen werde. Zugleich bewirkte er im Hofhalte die zweckmäßigsten Einschränkungen, und die sechs ältesten Erzherzoginnen so wie die beiden Erzherzoge, welche bisher eigenen Hofstaat und Tafel gehalten hatten, mußten von nun an bei dem Kaiser und der Kaiserin speisen. Alle übrigen Tafeln wurden mit aufgehoben, zugleich mit der Marschallstafel, durch deren Abstellung die dienstthuenden Kammerherren angewiesen waren, um 1 Uhr sich nach Hause zu begeben und auf eigene Kosten zu speisen. Die steife spanische Etikette am Hof erlitt durch sein ungezwungenes Betragen erwünschte Reformen, die italienischen und französischen Schauspieler wurden verabschiedet, wie denn überhaupt stets von nun an ausländische Diener den inländischen nachstehen mußten. Diese Maßregeln geben sogleich wieder Stoff zur Vergleichung Friedrichs II. mit Joseph II. und zur Entkräftung der früher berührten Anschuldigungen.

Dadurch wurde der kaiserliche Hof minder glänzend und zahlreich an unnützem Personal. Joseph zeigte sich als ein eben so großer Feind des Prunks wie der Unmäßigkeit. Seine Lebensweise entsprach schon damals seinen Maßregeln gegen überflüssigen Luxus und unmäßige Schlemmerei. Er trank nur Wasser, schlief auf hartem Lager und stand mit der Sonne auf — ganz wider die damalige Hofsitte. Um auch die unnöthige Gala zu beschränken, trug er selbst fast immer die Uniform. Die überhäuften Galatage wurden abgeschafft und zwar mit der

ausdrücklichen Verordnung, daß der Neujahrstag (1767) von nun an der einzige Galatag verbleiben sollte, und daß dieser alle anderen, die sonst an Geburts=, Namens= und anderen festlichen Tagen begangen worden, mit künftiger gänzlicher Einstellung der Glückwünsche, des kostbaren Putzes u. s. w. gänzlich aufhebt. Für den Fall eines außerordentlichen Anlasses zur Feier einer Taufe, Verlobung oder Vermählung, sollte die Gala zum Voraus angesagt werden.

Ferner wurden die Hazardspiele verboten, eine neue Polizeiordnung eingeführt, und um die Ausgaben besser zu übersehen, ein genaues Verzeichniß der Namen, Besoldungen, Pensionen der im Staatsdienste Angestellten gefordert.

Die Frohnen in Ungarn wurden eingeschränkt und geeignete Maßregeln zu Gunsten des Landmanns ergriffen. Zu den militärischen Lagern in Böhmen und Mähren begab sich Joseph persönlich, hielt dort offene Tafel und zeigte sich eben so eifrig für den Dienst wie unterrichtet und geübt. Generale, Hauptleute und Soldaten wurden von ihm mit gleicher Zutraulichkeit empfangen, und seine Bemerkungen offenbarten den höheren Offizieren eine tiefe Sachkenntniß. So lange Maria Theresia lebte, blieb das Militär stets das vorzüglichste Augenmerk des Kaisers, und mit Hilfe Lascys, der mehr Talent als Kriegertugend besaß, bemühte er sich stets das Heer zu verbessern.

Es erschien hierauf eine neue Verordnung gegen die Zauberei, durch welche die Kaiserin verordnete, daß gegen solche Abergläubige nur dann die Todesstrafe verhängt werden dürfe, wenn sie sich eines Kapitalverbrechens schuldig gemacht hätten, und daß die Richter ferner auf die Anklage

der Zauberei und Wahrsagerei Niemand verurtheilen dürfen. Man verdankt dieses Edikt einzig und allein dem Kaiser und dem berühmten van Swieten, in welchen Maria Theresia das größte Vertrauen setzte.

Man erleichterte die Heirathen, um die Population zu vermehren, man verringerte die lästigen Abgaben, man kam den Armen zu Hilfe und gab jedem Soldatenkind drei Kreuzer täglich. Alles das war ein Werk Josephs.

Bei Gelegenheit einer Feuersbrunst an der Marxer-Linie erwarb Joseph neue Popularität. Er begab sich schleunigst an den Ort der Gefahr und hinterließ auf jedem Schritt Trost und Hilfe (27. Februar 1766). „Ich war Mensch," sagte er bei dieser Gelegenheit, „ehe ich Kaiser geworden bin, und das ist meine schönste Eigenschaft."

Im nächsten Jahre drohte Oesterreich der Verlust Maria Theresias. Sie wurde von den Blattern befallen den 23. Mai 1767, bei Eintritt in ihr fünfzigstes Lebensjahr. Die zweite Gemahlin Josephs wurde gleichzeitig wirklich ein Opfer dieser schrecklichen Krankheit. Van Swieten und Störk retteten indeß das Leben der Landesmutter, und Wien feierte mit unsäglichem Jubel den Tag ihrer völligen Genesung (27. Juni). Joseph erlitt den Verlust seiner zweiten Gemahlin mit Fassung doch mit aufrichtiger Trauer.

In demselben Jahre feierten die Botschafter Spaniens und beider Sizilien im Lichtensteinischen Palast die Verlobung der Erzherzogin Josepha mit dem Könige Ferdinand beider Sizilien. Allein bald folgte auf diese Freude die

Trauerpost, daß diese junge Prinzessin an den Blattern gestorben sey. Es bedurfte so vieler trauriger Erfahrungen, um die Kaiserin endlich von dem herrschenden Vorurtheil gegen die Pocken-Impfung abzubringen. Es wurden nun eigene Verordnungen zur Begünstigung derselben erlassen.

Da die Beschränktheit seines Wirkungskreises dem Kaiser viele Muße gestattete, so verwendete er dieselbe wie Kaiser Hadrian, der allein dadurch berühmt wurde, zu Reisen durch die verschiedenen Provinzen des Kaiserstaates. Damit ihm der Weihrauch der Patrioten nichts verhülle, was zur Belehrung und Bereicherung seiner Kenntnisse dienen könnte, damit kein Uebelstand vor seinen Augen künstlich verdeckt werden könne, reiste er fast immer als Graf von Falkenstein mit geringer Begleitung einiger Stabsoffiziere und Sekretaire. Zwar hielt ihn sein Incognito nicht ab, den Kaiser zu zeigen, wenn es nöthig war, um die Gerechtigkeit zu schützen, die Schlechtigkeit zu strafen, wohl aber bahnte es Allen, selbst dem geringsten Unterthan, den Weg zu seinem Landesherrn, der stets zu helfen bereit war. Er führte immer bedeutende Summen mit sich, um aller Noth, die ihm begegnete, schleunigst abzuhelfen. Auf dem Weg schlief er gewöhnlich auf einer Hirschhaut, die über ein Bündel Stroh gebreitet wurde und trotzte allen Beschwerden. Er kleidete sich nur, um bedeckt zu seyn, und erinnerte sich seines hohen Standes nur, um ein Beispiel der Frugalität zu geben. „Seine Toilette," schrieb einer seiner Begleiter im Jahr 1769, „ist die eines Soldaten, seine Garderobe die eines Unterlieutenants, seine Erholung Arbeit, sein Leben beständige Bewegung."

Seine erste Reise ging nach dem Temesvarer Banate, dessen Bewohner in der traurigsten Lage sich befanden. Die Regierung behandelte sie mit grausamer Härte und Maria Theresia, der man diese Unglücklichen als Rebellen, Räuber, Verräther geschildert hatte, glaubte nicht streng genug gegen sie seyn zu können. Das Land selbst wurde als unfruchtbar und arm gänzlich vernachlässigt. Joseph überzeugte sich bald von der Grundlosigkeit dieser Angaben, oder fand doch, wenn sie als wahr sich erwiesen, daß die Regierung selbst durch ihre Härte an den herrschenden Uebeln schuld geworden war. Wenn sie Räuber, Verräther, Rebellen waren, so fand sich mehr als ein Grund, daß sie es durch die unmenschliche Grausamkeit ihrer Frohnvögte geworden waren. Keiner dieser Wallachen hatte ein Eigenthum, harte Mißhandlungen mit Peitsche und Stock waren die einzigen Wahrzeichen einer Oberherrlichkeit für das Volk. Nicht in Wohlthaten, nicht in Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit, sondern in Erpressung und Züchtigung erkannte es die Gewalt seiner Regierung, die es lieben sollte. Kein Wallache konnte hoffen, sein Eigenthum auf seine Kinder zu bringen, keiner war sicher, daß er nicht über Nacht von einem Anderen werde vertrieben werden. Das Recht war käuflich. Fleiß und Ackerbau lagen deßhalb gänzlich darnieder, die Population verminderte sich, das von Natur reiche Land näherte sich dem Zustand einer Wüstenei. Die Einwohner, für welche kein dauerhafter Erwerb möglich war, wurden Müßiggänger, arbeiteten nur, um die Nothdurft des Tages zu erwerben, sammelten keinen Vorrath, um desselben nicht beraubt zu werden, und

überließen in träger Apathie den Beamten die Schätze des Landes zur Plünderung. Diese bereicherten sich hier unglaublich schnell, während der Landmann im bittersten Elend schmachtete, und die Untergebenen der höheren Beamten plünderten im Kleinen wie diese im Großen.

Joseph hörte dunkle Sagen über diese Zustände und machte sich in der Stille auf die Reise, um die Unterdrücker seiner bedrängten Unterthanen unvorbereitet zu überraschen. Das Unternehmen wurde sehr gut geheim gehalten und in kurzer Zeit fand sich Joseph mitten auf dem Schauplatze eines grenzenlosen Elendes, das Sklaverei und Willkühr hervorgebracht hatte. Er hob sogleich die Administration auf, entließ den General von Eggelshofen, ihren Präsidenten, in Ungnaden seines Amtes, setzte neue Beamte ein und empfahl ihnen mit Schärfe Abstellung alter Uebelstände, treue Verwaltung der Landeseinkünfte. Das Hauptübel lag in der Leibeigenschaft — Joseph hob sie auf. Jeder Bauer erhielt unentgeldlich Eigenthum. Man verfaßte eine auf alle Fälle festgesetzte Steuertabelle und die willkührliche Besteuerung hörte auf. Eine neue Frohnordnung schützte den Landmann vor den alten Bedrückungen, und Joseph kehrte beladen mit dem Segen Tausender nach der Residenz zurück. [1]) Der Eindruck, den diese Unternehmung Josephs in den verschiedenen Provinzen auf Unterthanen und Beamte machte, war sehr charakteristisch. Das Volk erzählte sich die Sache im Stillen, aber Jene, um deren willen es seine Stimme nicht lauter erheben

[1]) Lebensbeschreibung Kaiser Josephs II. bis an seinen Tod. Aus authentischen Quellen. Frankfurt und Leipzig 1790.

durften, zitterten vor der Wachsamkeit des neuen Fürsten, und — da die Furcht immer Haß des Gefürchteten gebiert — so hatte Joseph durch seine Menschenliebe in einem Winkel der östlichen Provinzen wenige Freunde, im ganzen Umfange der Monarchie hingegen unzählige Feinde erworben. — Auf dieser Reise besah Joseph auch alle Festungswerke, musterte die Truppen, die Manufakturen, den Feldbau und erforschte die verschiedenen Standesverhältnisse in Ungarn. Die Türken sahen jetzt zu erstenmal an den Grenzen ihren großen Nachbar.

Eine zweite Reise nach Ungarn unternahm Joseph bei Gelegenheit der Abreise der Erzherzogin Karoline, welche an Stelle der verstorbenen Leopoldine zur Braut des Königs von Neapel erwählt wurde. Der Herzog von St. Elisabet, Gesandter von Neapel, begehrte sie für seinen Souverän, und die Prinzessin reiste, begleitet von einem zahlreichen Gefolge und dem Donner der Kanonen von der Bastei aus ab. Der Kaiser führte seine Schwester bis nach Wienerisch-Neustadt, von wo er in Gesellschaft der Generale Loudon und Lascy und des Herzogs von Sachsen-Teschen einen Abstecher nach Ungarn machte. Nachdem er verschiedene Gegenden dieses Königreichs durchreist hatte, kam er nach Schönbrunn zurück, begab sich von da nach Wien, um dem öffentlichen Examen seines Bruders, des Erzherzogs Ferdinand, unter Leitung des Herrn von Marcy, Kanonikus der Kathedrale von Leitmeritz, eines geschickten Mathematikers, beizuwohnen.

Die erste Thätigkeit Josephs als Mitregent erstreckte sich auch auf den Handel und Ackerbau. Er ließ es, in

so weit das von ihm abhing, nicht an Aufmunterung fehlen und widmete fortwährend alle Stunden des Tages einer rastlosen Thätigkeit. Vorzugsweise nahmen jedoch stets die Militär-Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er begab sich nun neuerdings nach Böhmen und Mähren, wo mehrere Regimenter Uebungslager hielten. Mehr als je bewunderte man seine Thätigkeit und Kenntniß. Man bemerkte immer mehr die hervorstechenden Eigenschaften des hoffnungsvollen Monarchen, Popularität, Arbeitsamkeit, Wißbegierde und strenge Oekonomie, verbunden mit persönlicher Liebenswürdigkeit.

Während Joseph sich im Innern der Erbstaaten auf die eben dargestellte Weise beschäftigte, vergaß er, trotz seiner doppelten Beschränkung in dieser Eigenschaft, doch keineswegs seine Würde als Oberhaupt des teutschen Reichs.[1]) Vorzüglicher Justizeifer belebte sein dießfälliges

---

[1]) Nach der Krönung offenbarte Joseph seine ehrenwerthen Gesinnungen in Bezug auf das teutsche Reich, das leider schon damals als Staatskörper fast gänzlich desorganisirt war. Die Würde eines Reichsoberhauptes war fast nicht mehr bedeutend als der Titel „von Jerusalem." Dennoch dankte Joseph in einem sehr höflichen Schreiben an Emmerich Joseph, Freiherrn von Breidtbach-Baiersheim, Churfürsten von Mainz, und des heiligen römischen Reichs Erzkanzler, für seine Verwendung bei den Churfürsten.

„Monsieur! Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen für die freundschaftliche Bemühung bei den versammelten Herren Chur- und Reichsfürsten, und für die eifrige Verwendung, die Sie für mich in der römischen Königswahl geäußert haben, meinen aufrichtigsten Dank abstatte."

„Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, als des römisch-teutschen Reichs Kanzler und ersten Churfürsten zu versichern

Wirken, wovon einige an den Reichshofrath ergangene, wichtige Verordnungen zeugen. [1]) Die drei Religionen, die in Teutschland seit dem westphälischen Frieden gleiche Rechte genießen, haben an dem Kaiser ihren Schutzherrn. Joseph wollte es nicht nur dem Namen nach seyn, und auch die protestantische Religion in ihren Rechten und Freiheiten stets ungekränkt lassen. Die Religionsbeschwerden der Evangelisch-Lutherischen und Reformirten wurden täglich häufiger, die Klagen auf dem Reichstag zu Regensburg immer dringender und die Hülfe immer — langsamer. Seit Maximilians II. Tode waren die Akatholiken in Teutschland in großer Bedrängniß; in Joseph II. fanden sie wieder einen neuen Schutzherrn. Er hörte die Vor-

---

daß ich die Königswürde, wozu Sie mich durch eine freie und gesetzmäßige Wahl berufen, mit der vollkommensten Beobachtung der Reichsgesetze und der mir dadurch auferlegten Verbindlichkeiten verwalten werde; daß ich mich genau an die von mir beschworne Wahlkapitulation halten, und die Rechte und Freiheiten der ganzen Nation, so wie die Vorzüge einzelner Reichsmitstände insbesondere vertheidigen und beschützen will."

„Mein einziger Wunsch ist, daß meine Fähigkeiten den Umständen und der übertragenen Würde angemessen genug seyen. Auf die Aufrichtigkeit meines Charakters, auf die Redlichkeit meiner Absichten, und auf meine Entschlossenheit zur Behauptung unserer Nationalfreiheit können Sie sich vollkommen verlassen. Ich umarme Sie, mein Prinz! mit den edelsten Empfindungen von Freundschaft, und rechne auf Ihre Unterstützung da, wo sich Fälle ereignen, die Sie mir nothwendig machen. Gott erhalte Sie noch lange für Teutschland.

Frankfurt, im April 1764.

Joseph."

(Briefe Josephs II. Leipzig 1832.)

[1]) Siehe das zu diesem Werke gehörige Archiv.

stellungen des Corpus der Evangelischen mit Aufmerksamkeit und war ernstlich bedacht, den Uebelständen abzuhelfen. Schon auf dem Wahlkonvent zu Frankfurt (1764) ersuchten mehrere Botschafter und Gesandte der Churfürsten Franz I. „bei dem bedenklichen Anwachs der wider die deutliche Vorschrift der Reichsgrundgesetze anstoßenden Religionsbeschwerden, die Verfügung zu treffen, daß nicht nur alle dergleichen Religionsgravamina auf das vordersamste Reichsgrundgesetzmäßig, besonders nach Inhalt Art. I. §. 11. der Wahlkapitulation [1]) erledigt, sondern auch für das künftig hierin auf das Kräftigste zur Beförderung der Wohlfahrt des Reichs und dessen innerlichen Ruhestandes vorgebeugt werde.“

Franz gerührt, besonders damals durch das, was zu Gunsten Josephs geschah, antwortete sehr gnädig, verlangte eine nähere Anzeige der noch nicht entschiedenen Religionsbeschwerden und ließ auch wirklich an das Kammergericht den nachdrücklichsten Befehl ergehen, in allen Religionssachen den geraden Weg einer schleunigen und kräftigen Justizpflege unabweichlich zu betreten und allen Religionsverwandten, ohne Unterschied, nach den Reichsgrundgesetzen ein unparteiisches Recht wiederfahren zu lassen und zu dem Ende die beim Kammergerichte anhängigen Religionssachen ungesäumt zu ihrer Erledigung zu bringen. Allein ehe noch dieser duldsame Fürst seinem Vernehmen gemäß handeln konnte, überraschte ihn der Tod.

---

[1]) Siehe den Auszug aus derselben im Archiv der Urkunden und Staatsakten.

Joseph, der die toleranten Gesinnungen seines Vaters geerbt hatte, zeigte sich sogleich willfährig, die Klagen der Evangelischen zu untersuchen und ließ sich von ihnen eine allgemeine Darstellung der häufigen Religionsbeschwerden vorlegen, bereitwillig, ihnen oberrichterliche Hülfe wiederfahren zu lassen. Da wurde Joseph nun zu seinem großen Erstaunen von der langen Dauer dieser Beschwerden bündig unterrichtet: „da einige derselben schon zur Zeit des westphälischen Friedensschlusses im Verzeichniß derer gestanden, die abgethan werden sollten; noch mehrere seit den Friedensschlüssen zu Rißwick und Baden, und noch neuere, die dazu gekommen, unerörtert geblieben; und mehr als hundert Intercessionen an den kaiserlichen Hof hätten nicht einmal so viel ausgerichtet, daß nur mit einer allgemeinen Untersuchung ein Anfang wäre gemacht worden; vielmehr hätte man die Beschwerden in unstatthafte Prozeßweitläufigkeiten gezogen und dabei die willkührlichsten Auslegungen der Reichsgrundgesetze, besonders des westphälischen Friedens, angenommen; die daher entstandene Fortdauer der Thathandlungen und Verzögerung der richterlichen Hülfe und das daraus erwachsene Unvermögen der Bedrängten zur Anschaffung der dazu nöthigen Kosten hätten an vielen Orten den gänzlichen Untergang der evangelischen Gemeinden, die Vertreibung der evangelischen Prediger und Schuldiener, den Verlust der Kirchen, Schulen und Kirchengüter, und, wo es noch gelinde zugegangen, die widerrechtliche Einführung des Simultaneums nach sich gezogen, welches ordentlich die Austreibung der evangelischen Religion zum Ende zu haben pflege.“ — „Man deckte ferner die Haupt-

quellen dieser Religionsbeschwerden auf und zeigte, daß kein gescheideres Mittel zur Hebung derselbigen sey, als Lokalkommissionen, durch deren Aufschub eben die beim Kaiser gesuchte und gebetene Hülfe so lang unterblieben sey.“

Das lebhafte Rechtsgefühl Josephs ward durch diese Vorstellungen mächtig aufgeregt, aber er sah seine Hände gebunden. Die vollkommenste Abstellung aller Ursachen dieser Beschwerden lag in seinem Sinne; aber er konnte sie in seiner abhängigen Stellung nicht durchführen. Dennoch ließ er die Sache sich angelegen seyn und rechtfertigte die Hoffnungen der Bedrängten. Zu seiner theilweisen Hülfe fügte er noch Tröstungen, welche das Vertrauen der Klagenden erhielten. Ein kaiserliches Rescript vom Jahre 1769 „lehnt den Vorwurf ab, daß der Kaiser oder Reichshofrath an Fortdauer der Religionsbeschwerden Schuld trage, mißbilligt die verlangten Lokalkommissionen und die Einschränkung der Normaljahre auf die in dem westphälischen Frieden bestimmten, verspricht aber dabei doch den sich in Religionsfachen beschwerenden Theilen, wenn sie die Sache gehörig anbringen und fortsetzen, ohne Prozeßweitläufigkeit und vorzüglich vor allen anderen Klagen, die Rechtshülfe, welche nach jeder Sache, Umständen rechtlich und gründlich, die Religionsbeschwerden auf allen Seiten zu heben fähig sey.“

Dankend rühmten die Kläger die tröstlichen Zusagen des Kaisers, bemerkten aber, daß sie nie von dem reichssatzungsmäßigen Weg der Intercession abweichen, auch den öfters gethanen Vorschlag der Lokalkommissionen nicht aufgeben könnten. Dabei hofften sie, die Reichsgerichte würden

schleunige Rechtshülfe, unter genauer Erhaltung der bestimmten Normaljahre, angedeihen lassen, und faßten den Schluß, daß forthin alle klagenden Evangelischen mit ihren Beschwerden zu den beiden höchsten Reichsgerichten verwiesen werden sollten. Sie machten endlich den Entschluß bekannt, daß sie, um nicht unnöthigen und ungegründeten Klagen das Wort zu reden, oder damit den Kaiser zu belästigen, einen von der Hauptdirektion des Corpus der Evangelischen abhangenden Ausschuß, aus desselben Mitgliedern, bestellen werden, welcher alle älteren, neueren und künftig eingehenden Religionsbeschwerden unparteiisch prüfen und nach erkannter Rechtmäßigkeit die der Beschaffenheit der Sache gemäßen Vorstellungen und Bittschriften durch einen redlichen Sachwalter verfassen lassen und verfügen sollte, daß die Judicialexhibita und Schriften der Gravirten, um einen gemeinschaftlichen, bei den Reichsgerichten von den Parteien zu legitimirenden Procurator und Agenten übersandt und von diesem eingereicht und betrieben werden. [1])

Diese freimüthigen Vorschläge, welche wohl schwerlich von irgend einem seiner Vorgänger günstige Aufnahme gefunden haben würden, nahm Joseph beifällig auf. Ein Hofdekret an den Reichshofrath und ein Rescript des Reichskammergerichts beweist seine Billigung. Beide hohen Gerichte wurden angewiesen, alle Religionsklagen vor allen anderen Sachen vorzunehmen: „Dabei auf hinlängliche Bescheinigung mit Erkennung der Mandaten, hiernach in Fortsetzung des Prozesses, in weiterer richterlicher Er-

[1]) Lebensbeschreibung Kaiser Josephs II. bis an seinen Tod.

kenntniß, in den entscheidenden liquiden Sachen, mit verfügender wirklicher Exekution; besonders aber mit Beseitigung der ohnehin in dieser Prozeßgattung nicht Statt habenden Zeitfristen, Schriftenwechsel und anderen Weitläufigkeiten sträflich und unparteiisch zu verfahren, und am Ende jeden Jahres ein richtiges Verzeichniß aller und jeder klagbar bei ihnen eingebrachten Religionssachen an den Kaiser einzusenden und in demselben den Tag, an dem die Einbringung geschehen und wie selbige zum Theil oder gänzlich erledigt oder die Ursachen, woher der Verzug entstanden, zu bemerken."

Diese trefflichen Anstalten hatten jedoch keinen auffallenden Nutzen zum Erfolg, aus vielfachen Gründen. Sie dokumentiren bloß des Kaisers trefflichen Willen. Ueber die Erfolglosigkeit der kaiserlichen Verordnungen in der Sache äußerte sich der Kaiser selbst später bei Gelegenheit, als die chursächsischen Residenten ein Intercessionsschreiben der reformirten Geistlichkeit überreichten. „Er wünsche sehr," sagt er, „dergleichen Religionsbeschwerden abstellen zu können; aber man wisse ja, wie sehr ihm in Reichssachen die Hände gebunden seyen."

Schon lange hatte man auf eine Visitation des Reichskammergerichts vergeblich gewartet. Joseph brachte sie 1767 zu Stande, allein sie entsprach in ihrem Fortgang der Erwartung nicht. Es ergab sich eine Ungleichheit der Meinungen über die Grundgesetze, die man dabei zu befolgen habe. Es erfolgte eine völlige Trennung. Doch kam noch vorher ein nützlicher Reichsschluß zu Stande, um einige erhebliche Verbesserungen bei diesem Gerichte einzuführen.

Joseph sah bald, wie wenig an dem teutschen Reichskörper zu bessern sey. Seine unheilbaren Gebrechen waren daher später nur ein Gegenstand seines Bedauerns, während die Sorge für seine Erbstaaten seine Thatkraft in Anspruch nahm.

Drittes Kapitel.

1768 — 1769.

Verschönerung Wiens. — Wohlthätigkeitsanstalten. — Erdbeben. — Reise nach Italien.

Josephs Einfluß auf die Regierung bewährte sich auch in den Anstalten, die jetzt zur Verschönerung Wiens und Vermehrung der Bequemlichkeit der Residenz getroffen wurden. Auch wurden Institute errichtet, die nicht nur für die Kaiserstadt, sondern für das ganze Land eine Wohlthat waren. Zwischen 1766 — 1768 erhielt die Akademie der Künste ihre vollendete innere Einrichtung, und der Staatskanzler, Fürst Kaunitz, trat an die Spitze derselben. Den Versorgungs- und Armenanstalten widmete Maria Theresia ihre besondere Sorgfalt; sie opferte diesem Zweck das Schloß und die Herrschaft Ebersdorf, verbesserte das noch aus der Babenberger Zeit herstammende Bürgerspital St. Marx, die Vorstadt-Spitäler, das spanische Spital, und jenes am Rennweg, den Sonnenhof zu Margarethen, den Kontumazhof und das Bäckerhäusl in der Währingergasse, den erzbischöflichen Garten in der Leopoldstadt und das große Arbeitshaus. Im Zwischen-

raume von 1769 — 1771 wurde eine bequeme Fahrstraße um die ganze Stadt und aus jeder Vorstadt über das Glacis ein Fußweg herein angelegt, der unebene Grund geebnet, viele wüste Stellen in schöne Grasplätze verwandelt. 1769 wurde die Thierarzneischule gebaut. An allen diesen Anstalten hatte Joseph mehr oder mindern Antheil. Ihm zu Ehren wurde der, durch das Niederreißen der Mauer, welche den Bibliothekplatz einschloß, gewonnene Platz Josephs-Platz genannt. Kaiser Franz II. errichtete dort im Jahre 1806 die Equesterstatue seines unvergeßlichen Oheims.

Die Bewohner Wiens sind stets die ersten, welche ihres Regenten guten Willen erfahren und ihn zu schätzen wissen. Joseph gab ihnen bei vielen kleinen Gelegenheiten wiederholte Beweise seines Eifers für das Wohl seiner Unterthanen. Ein solcher Anlaß war auch die am 27. Februar 1768 entstandene Erderschütterung. Sie stellte sich um ¾ auf 3 Uhr Morgens den 27. Februar mit Symptomen ein, die von dem Astronomen Pater Hell aufmerksam beobachtet worden sind. Die Höhe des Merkurs zeigte eine ziemliche Wärme der ganz windstillen Luft an, der Himmel war mit gleichförmigen schwarzen Nebeln oder Wolken ganz überzogen. Gegen halb zwei Uhr fingen die Fensterrahmen der Wohnzimmer an zu krachen, doch war die Luft noch ruhig. Eine Viertelstunde später erhob sich plötzlich ein heftiger Südwestwind mit vielen schnell auf einander folgenden doch ununterbrochenen Stößen. Um 2 Uhr war die Luft wieder still, nach drei Viertel auf drei Uhr fing jedoch der astronomische Thurm heftig zu beben an. Die

fünf Schellen des Pater Hell fingen an zu klingen und Alles wurde bewegt. Man hörte ein unterirdisches Getöse, Sausen und Brausen. Die Erderschütterungen waren nicht schwankend, sondern kamen von unten herauf. Diese Erderschütterung dauerte mehr als 30 Sekunden lang, in welcher Zeit mehrere hundert Stöße bemerkt wurden. Kaum hatte die Erderschütterung aufgehört, so spürte Pater Hell wieder vernehmliches Krachen in den Wänden der Scheidemauern. Dasselbe Erdbeben, welches an Heftigkeit alle bisherigen übertraf, verspürte man vor drei Uhr Morgens zu Schottwien, um 2 Uhr zu Regensburg, und zu Konstantinopel und Gommora. In Pilgram bemerkte man von diesem Erdbeben früh um 2 Uhr 32 Minuten drei auf einander folgende Stöße, nnd so auch in Steiermark, Ungarn, Böhmen und anderen Provinzen; unter allen Ortschaften aber hat Schottwien durch zwei gewaltige Stöße den größten Schaden erlitten.[1])

Bei Wien selbst trat die Donau aus ihren Ufern, riß die Brücken ab und setzte die Vorstädte unter Wasser. Es stürzten viele Mauern ein und der Schaden an Gebäuden, in den Kellern und an verdorbenem Wein war beträchtlich. Das größte Uebel war aber der panische Schrecken, in welchem sich alle Einwohner befanden. Joseph suchte die Angst seiner lieben Wiener zu beschwichtigen und begab sich mit eigener Gefahr in die überschwemmten Gegenden, um den Nothleidenden schnelle Hilfe zu bringen.

Das denkwürdigste Ereigniß im Jahre 1769 war Josephs Reise nach Italien. Er trat sie, nach seiner Gewohnheit,

---

[1]) Geschichte Wiens. — Leben und Geschichte Joseph II. Amsterdam.

ohne Gepränge in strengem Incognito an, theils um alles lästige Ceremoniell von sich entfernt zu halten, theils um mehr Gelegenheit zu finden, Nothleidenden zu helfen und ungesehen das Gute zu thun. Es begegnete ihm auf dieser Reise unter Anderem ein Edelmann, der auf der Reise nach Wien begriffen war, um Dienste zu suchen. Befragt von Joseph um den Zweck seiner Reise, brach er in Klagen aus über sein Schicksal, und eröffnete dem Kaiser sein Vorhaben, am kaiserlichen Hofe Hilfe zu suchen. Da er ohne Empfehlungen, ohne Protektion, sein abenteuerliches Projekt auszuführen dachte, so stellte ihm Joseph die Schwierigkeiten dar, auf diese Weise etwas auszurichten, und gab ihm ein Schreiben an den Feldmarschall Lascy, das der Schützling, ohne es weiter zu beachten, nach Wien mit nahm und erst benützte, als seine Versuche am Hofe fruchtlos geblieben waren. Durch Lascy erst erfuhr er, wer der Fremde gewesen sey, auf dessen Bekanntschaft er keinen sonderlichen Werth gelegt hatte, und erhielt eine Offiziersstelle. Wir begnügen uns, diese einzige Anekdote mitzutheilen, um darzuthun, welchen Gebrauch Joseph von seinem Incognito machte.

Bei Fortsetzung der Reise erhielt Joseph die Nachricht von den Gränzen der Türkei, daß man in Konstantinopel den großen Pferdeschweif, als Kriegszeichen, ausgestellt habe, daß mehrere Truppen sich in Marsch setzten, und der Großvezier demnächst abreisen werde. Das Detail dieser burlesken Ceremonie war aber mehr geeignet, den frohen Sinn des jungen Monarchen zu erheitern, als ihm Schrecken einzujagen. Er vernahm, wie der Großvezier, der Mufti, die

beiden Ordilleskiers, mehrere Ulemas oder Gesetzkundige, und alle Minister und Großoffiziere, sowohl Militair= als Civilpersonen, sich bei der Pforte vor Anbruch des Tages in dem großen Saale Ars=odasi, wo der Großvezier gewöhnlich seine Audienzen giebt, versammelten. Man sang verschiedene Gebete ab, worauf man auf dem Hofe den Pferdeschweif des Viertels, genannt Konac-tuju, ausstellte. Alle erwähnten Personen, mit Ausnahme des Großveziers und des Mufti, welche im Saale zurückblieben, begleiteten dieses schreckliche Kriegeszeichen, durch welches die Pforte die Ruhe der ungläubigen Welt bedrohte. Die Ceremonie endigte sich mit dem Opfer einiger Schaafe, und an demselbigen Tage waren die drei Roßschweife des Aga der Janitscharen in seinem Palaste ausgestellt. [1]) Alle diese fürchterlichen Anstalten einer damals so ohnmächtigen Regierung machten keinen Eindruck auf Joseph, und er setzte unbekümmert seine Reise fort.

Rom war eben seines Oberhauptes durch den Tod Clemens XIV. beraubt worden. Sobald das heilige Kollegium in Erfahrung gebracht hatte, daß der Kaiser sich nach Rom begebe, schickte es auf der Stelle den General=Postmeister mit einer großen Anzahl von Pferden dem Reisenden entgegen, während gleichzeitig eine Abtheilung Kavallerie und Infanterie Befehl erhielt, sich bei der Villa Medicis zu versammeln, wo der seit einigen Tagen angekommene Großherzog wohnte und den Kaiser empfangen sollte. Man schickte jedoch diese Truppen zurück mit dem Bedeuten, daß

[1]) Caraccioli.

der Kaiser erst des anderen Tages Abends eintreffen werde. Gleicherweise verfuhr man mit den vielen Pferden, und während Rom den Kaiser noch gar nicht erwartete, erfuhr man plötzlich, daß er in einer einfachen Kalesche eingetroffen sey. Der Tag seiner Ankunft war der 15. März.

Die Kardinäle Caraccioli und Malvezzi begaben sich an demselben Tag ins Konklave, als schon drei und dreißig Kardinäle dort versammelt waren; die übrigen kamen allmählich nach. Der Kaiser beharrte bei seinem Inkognito und wollte weder Besuche noch Geschenke annehmen. Er erschien nur bei den Assembleen, welche für ihn angeordnet wurden, und unterhielt sich mit allen Personen ohne Unterschied.

Des andern Tags besuchte er die prächtige St. Peterskirche. Des Nachmittags begab er sich, begleitet von seinem Bruder Peter Leopold, Großherzog von Toskana, ins Konklave. Bisher waren alle Fürsten, welche dort erschienen, vorher entwaffnet worden, Joseph erschien allein mit dem Degen an der Seite. Da es nicht mehr an der Zeit war, eine solche Erniedrigung zu verlangen, so begnügten sich zwei Kardinäle, worunter Albani, mit großer Politesse zu bemerken: „Daß es sich wohl schicke für ihn, mit dem Degen in dieser heiligen Versammlung zu erscheinen, da er ihn ja nur zum Schutz und zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Religion führe." Des andern Tags wurde auf Befehl der Eminenzen der prächtige St. Petersdom wie am Tage des heiligen Peters beleuchtet.

Bei Gelegenheit seiner Anwesenheit im Konklave machte Joseph die interessante Bekanntschaft des nachherigen Pabstes

Umgebung, die prächtigen Denkmäler, zum Theil antiker Kunst, der Zusammenfluß von Menschen aus allen Gegenden Italiens und der Welt verfehlten ihren gewöhnlichen Eindruck nicht. Joseph bewunderte die Naturschönheiten, und unter den Werken der modernen Kunst das prächtige Schauspielhaus. Man gab ihm ein glänzendes Gastmahl auf dem Schiffe St. Joseph, das man zu dem Zwecke prächtig ausgestattet hatte, und ließ eines der bewaffneten Schiffe manövriren. Trotz allen Schaugepränges und der Einwirkungen so vieler Reize der Natur und Kunst konnte es doch Josephs scharfem Blicke nicht entgehen, daß der Zustand des Staates und Volkes mit diesen Herrlichkeiten in argem Mißverhältniß stehe. Er verlautete indeß seine Bemerkung nur mit einer Aeußerung. „Wäre ich König von Neapel," sagte er, mit einem Blick auf die See, „ich würde mich mit wenig anderen Dingen, als dem Seewesen beschäftigen."

Von Neapel kehrte Joseph zurück in die Staaten seines Bruders, des Großherzogs von Toskana, wo er am längsten verweilte. Er wohnte hier in einem Lustschlosse seines Bruders, eine Stunde von Florenz, wie ein Privatmann, und zeigte auch hier seinen Eifer, die menschliche Gesellschaft bis in ihre niedersten Regionen hinab kennen zu lernen, ging alle Morgen mit einem Bedienten aus in die nahe liegenden Dörfer, wo er mit gewohnter Leutseligkeit sich mit den Pächtern unterredete und selbst bei Landleuten Erkundigungen über einzelne Zweige der Landwirthschaft einzog. Von hier aus besuchte er Parma, wo er die verschiedenen öffentlichen Anstalten besichtigte, und dann



LOUDON.

wieder nach Florenz zurückkehrte. Lange konnte er sich von dieser Stadt nicht trennen, denn sie gewährt dem Fremden so viel Ueberraschendes, Schönes und Anziehendes, daß ein witziger Portugiese von ihr sagte: „man sollte sie nur an Sonntagen sehen lassen.“ Endlich trennte er sich von seinem Bruder, um nach Savoyen zu reisen.

In Forli lernte Joseph den Grafen Niklas Papini, einen Mann, dessen Weisheit im Stillen wirkte, kennen, ohne sich ihm selbst zu erkennen zu geben. Von Wien aus schrieb er ihm später folgenden charakteristischen Brief, der uns einigen Aufschluß gibt über den Inhalt seiner Unterredungen mit diesem ausgezeichneten Mann:

„Ich erinnere mich, mein lieber Papini! allzeit mit Vergnügen der Unterhaltung, welche ich bei meiner Durchreise durch Forli mit Ihnen hatte, und der guten Rathschläge, die Sie mir bei dieser Gelegenheit gütigst gaben. Die Aufrichtigkeit, welche Sie in unserem Gespräche zeigten, läßt mich nicht an den Gesinnungen zweifeln, die Sie mir in Ihrem Briefe vom 1. Dezember zu erkennen geben, und an allen den glücklichen Vorhersagungen, welche Sie mir ankündigen. Diejenigen Empfindungen sind mir die angenehmsten, die Sie mir zu der Zeit zeigten, als Sie mich noch nicht kannten, wo Sie mich für einen Privatmann hielten, ohne die erlauchte Würde zu vermuthen, zu welcher es der göttlichen Vorsehung gefallen hat mich zu erheben. Die Lobsprüche, welche man an uns verschwendet und alle Sachen, die man uns sagt, gehen unglücklicher Weise mehr auf unsern hohen Stand, als unsere Person. Erhalten Sie mir Ihre Zuneigung, mein lieber Papini! und seyn Sie

versichert, daß ich mich sehr betrüben würde, wenn Sie in mir nicht den Menschen schätzen — der höchste Titel unter allen, die man mir geben kann — und daß Joseph das Glück, geliebt zu seyn, allen äußerlichen Vortheilen und allen Huldigungen, womit man dem Kaiser unaufhörlich Weihrauch streut, vorzieht. Glauben Sie mir, daß ich diese Gesinnungen allzeit behalten werde. Ich empfehle Sie dem heiligen Schutze Gottes.

Wien, den 31. Jänner 1770."

In Bologna, wo August Herzog von Sachsen die protestantische Religion abgeschworen hatte, um Polen zu gewinnen, eine Thatsache fürstlicher Erniedrigung, welche auf einer Marmortafel mit goldnen Lettern dort verewigt wurde, hielt er sich einige Zeit auf. Nachdem das Konklave drei Monate und vier Tage gedauert hatte, erhielt Joseph die Nachricht von der Wahl Ganganelli's. [1]) „Er ist ein Sohn Sixtus V.," sagte er bei Empfang derselben, „er wird Aufsehen machen."

Am 11. Juni traf Joseph endlich in Turin ein, wo er bei dem Herzog von Chablais abstieg, der ihn in das Apartement des Königs führte. Dieser empfing seinen hohen Gast an der Treppe und wurde von Joseph mit einem freundlichen Komplimente angeredet: „Ich hatte längst ein großes Verlangen, Sie kennen zu lernen," sagte Joseph, „um von einem Fürsten, wie Sie, die Regierungskunst zu lernen und von Ihrem Unterrichte Vortheil zu ziehen. Erlauben Sie, daß ich mich als ein Mitglied

[1]) 24. Mai 1769.

Ihrer Familie betrachten darf.“ Er blieb indessen nicht länger als sechs Tage in Turin, und besuchte von hier aus die Borromäischen Inseln, nach deren Besichtigung er nach Mailand eilte, aus welcher Stadt ihm Bittschriften in Menge zukamen, die Abschaffung vieler Mißbräuche erheischten. Gleich nach seiner Ankunft daselbst ließ er bekannt machen, daß er täglich des Morgens zwei Stunden lang Audienzen geben, und alle Beschwerden annehmen wolle, die man ihm einreichen würde. Viele unredliche Richter, welche sich Bestechlichkeit oder Nachläßigkeit hatten zu Schulden kommen lassen, wurden ihres Amtes entsetzt, Andere, welche sich Erpressungen oder Betrügereien erlaubt hatten, hart gestraft, zu Geldbuße, Galeerenstrafe und Gefängniß verurtheilt. Nach diesem Akt strenger Gerechtigkeit kehrte er nach Wien zurück, wo ihn wichtige Staatsneuigkeiten erwarteten.

Viertes Kapitel.

1769 — 1770.

Zusammenkünfte mit dem König von Preußen zu Neisse und Neustadt.

Die Fortschritte Rußlands in dem 1768 ausgebrochenen Kriege gegen die Pforte erregten die Aufmerksamkeit des gesammten Europa's, und vorzüglich mußte Oesterreich, als natürlicher Freund des Sultans, aus Rücksicht für mancherlei Interessen bedacht seyn, den drohenden Unter-

gang des osmanischen Reiches abzuwenden. Auch Preußen war eifersüchtig auf Rußland, weßhalb die Politik eine freundschaftliche Annäherung der beiden teutschen Höfe erheischte. Friedrich selbst äußerte, daß es wünschenswerther sey für ihn und die Kaiserin, wenn sie, statt sich gegenseitig zu Grunde zu richten, gemeinsame Sache machten.

Joseph seinerseits wollte schon längst Friedrichs Bekanntschaft machen. Als er im Jahre 1766 eine Reise nach Böhmen und an den sächsischen Hof machte, um die Gegenden zu sehen, welche der Schauplatz des siebenjährigen Krieges gewesen, ließ er dem König von Preußen durch seinen Gesandten am Berliner Hofe „sein besonderes Verlangen bezeigen, daß er ihn auf seiner Reise durch Torgau gern selbst sehen und persönlich kennen lernen möchte.“ So erzählen die preußischen Historiographen; wohingegen die österreichischen, wahrscheinlich mit besserem Rechte, behaupten, daß Friedrich II. selbst Joseph zuerst zu dieser Zusammenkunft habe einladen lassen. Allein Kaunitz und Maria Theresia fanden diese Zusammenkunft noch nicht an der Zeit, und überdieß sehr unpassend, da die Kaiserin dem König nicht nur als Feind ihres Landes, sondern auch persönlich abgeneigt war. [1]) Um sich bei dem Könige einigermaßen zu entschuldigen, hatte ihm Joseph damals, wahrscheinlich mit Vorwissen seiner Mutter und des Fürsten

---

[1]) Friedrich schrieb damals an einen auswärtigen Gesandten: „Ich hatte Euch vermittelst Meines Schreibens vom 16. dieses prävenirt, wie es im Werke wäre, daß ich mit dem römischen Kaiser bei Gelegenheit einer ganz kurzen tournée, so er aus Böhmen nach Sachsen bis Torgau machen würde, eine entre-

Kaunitz, sagen lassen: „er würde schon Gelegenheit finden, die Unhöflichkeit[1]) wieder gut zu machen, zu der ihn seine Pädagogen zwängen.“ Diese Aeußerung scheint jedoch nur Höflichkeit zu enthalten, und ich halte dafür, daß man sich nicht bemühen soll, aus nirgends begründeten dit-on's die warme Freundschaft und hohe Bewunderung zu erweisen, welche Joseph für Friedrich gefühlt haben soll. Des ersteren Betragen beweist allerdings, daß er die Talente und Verdienste des preußischen Monarchen zu schätzen wußte, daß er ihn als Feldherrn achtete, ihm als Verwalter seines Staates Gerechtigkeit widerfahren ließ, ja, daß er Personen von Sachen zu unterscheiden wußte, keineswegs aber jene sklavische Ehrfurcht, welche Nachahmung und Selbstdemüthigung erzeugt.

Endlich kam die berühmte Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Stande. Kaiser Joseph reiste den 19. August 1769 nach Schlesien ab. [2]) In seinem Gefolge waren der

---

vue haben dürfte. Ich avertire Euch aber hierdurch, daß es sich mit dieser entrevue wieder zerschlagen hat, indem man solche visite obschon nur von Höflichkeit wegen des Ceremoniells dekliniren wollen.“

(Preuß Leben Friedrichs II. 4ter Band.)

[1]) Dieser Ausdruck allein beweist, daß Friedrich der einladende Theil gewesen sey, denn wie anders hätte man das Unterbleiben eines Besuchs eine Unhöflichkeit nennen können?

[2]) Auf dieser Reise begegnete der Kaiser bei Proßnitz in Mähren einem Ackersmann, und vertrat eine Weile dessen Stelle hinter dem Pflug, wohl mehr aus heiterer Laune, als um dem Beispiel des Kaisers von China nachzuahmen. Fürst Lichtenstein, der Gutsbesitzer von Proßnitz, verewigte das Ereigniß durch ein Denkmal mit folgender Aufschrift: Imp. Caes. Josepho divi Francisci M. Theresiae Aug. pio Filio, quod is

Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, der Oberststallmeister Graf von Dietrichstein, die Generale von Ayasas, London, Siskowitz, Nostitz und Miltitz, auch einige Kammerherrn. Feldmarschall Lascy war nach Neisse voraus gegangen, wo der Graf von Falkenstein den 25. August über Jägerndorf und Neustadt anlangte. Er fuhr geradenwegs nach der Residenz des Königs im bischöflichen Schlosse, ohne erst in seiner Wohnung abzusteigen. Friedrich eilte mit dem Prinzen von Preußen, dem Prinzen Heinrich und dem Markgrafen von Anspach ihm entgegen, aber schon auf der Treppe traf er den Kaiser, den er freundschaftlich umarmte. Friedrich setzte der natürlichen Herzlichkeit Josephs eine in Delikatesse und französische Galanterie schlau verdeckte, kalte Klugheit entgegen, die ihn immer verhinderte, bei Ueberwallung eines freundschaftlichen Gefühls seinen Vortheil zu vergessen. Wir wollen vor allen Dingen den Bericht Friedrichs II. über diese Zusammenkunft hier mittheilen.

„Der Kaiser (sagt Friedrich der Große) wollte ein vollkommenes Incognito beobachten; er nahm den Namen des Grafen von Falkenstein an, und man glaubte, ihm nicht mehr Ehre erweisen zu können, als wenn man ihm in Allem zu Willen wäre. Dieser junge Fürst affektirte eine Offenherzigkeit, die ihm natürlich schien; sein liebens-

anno MDCCLXIX. mense Aug. die 19. ad excitandam populorum industriam, ducto per totum hoc jugendum aratro, agriculturam humani generis nutricem nobilitavit, communibus ordinum Moraviae votis monumentum posuit Josephus Wenceslaus, Princeps a Lichtenstein.

würdiger Charakter verrieth einen frohen Sinn, mit dem er eine große Lebhaftigkeit verband; aber bei aller Begierde zu lernen, hatte er nicht die Geduld, sich zu unterrichten, welches indessen nicht hinderte, daß nicht Bande der Freundschaft zwischen beiden Monarchen geknüpft worden wären Der König sagte dem Kaiser, er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er würde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen wären, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen, als sich aufzureiben. Der Kaiser antwortete: Für Oesterreich gebe es kein Schlesien mehr. — Hierauf ließ er auf eine gute Art etwas davon fallen, daß, so lange seine Mutter lebe, er sich nicht schmeicheln dürfe, einen hinlänglichen Einfluß bei ihr zu erlangen, um seine Wünsche auszuführen. Jedoch verhehlte er nicht, daß bei der jetzigen Lage der Sache in Europa weder seine Mutter noch er jemals zugeben würden, daß die Russen im Besitz der Moldau und Wallachei blieben. Er schlug hierauf vor, solche Maßregeln zu nehmen, daß Deutschland eine völlige Neutralität behaupte, im Fall sich ein Krieg zwischen England und Frankreich entspänne ꝛc. ꝛc. Der König, um sein Verlangen nach der Erhaltung des guten Vernehmens zwischen Preußen und Oesterreich zu bezeugen, nahm das Anerbieten des Kaisers an, und die beiden Fürsten machten sich wechselseitig schriftlich anheischig, diese Neutralität zu behaupten. Diese Verschreibung war eben so unverletzlich, als es ein in aller Form gemachter, und mit den Unterschriften der Minister ausgeschmückter Vertrag seyn kann. Der Kaiser versprach im Namen seiner

Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, der Oberststallmeister Graf von Dietrichstein, die Generale von Ayasas, Loudon, Siskowitz, Nostitz und Miltitz, auch einige Kammerherrn. Feldmarschall Lascy war nach Neisse voraus gegangen, wo der Graf von Falkenstein den 25. August über Jägerndorf und Neustadt anlangte. Er fuhr geradenwegs nach der Residenz des Königs im bischöflichen Schlosse, ohne erst in seiner Wohnung abzusteigen. Friedrich eilte mit dem Prinzen von Preußen, dem Prinzen Heinrich und dem Markgrafen von Anspach ihm entgegen, aber schon auf der Treppe traf er den Kaiser, den er freundschaftlich umarmte. Friedrich setzte der natürlichen Herzlichkeit Josephs eine in Delikatesse und französische Galanterie schlau verdeckte, kalte Klugheit entgegen, die ihn immer verhinderte, bei Ueberwallung eines freundschaftlichen Gefühls seinen Vortheil zu vergessen. Wir wollen vor allen Dingen den Bericht Friedrichs II. über diese Zusammenkunft hier mittheilen.

„Der Kaiser (sagt Friedrich der Große) wollte ein vollkommenes Incognito beobachten; er nahm den Namen des Grafen von Falkenstein an, und man glaubte, ihm nicht mehr Ehre erweisen zu können, als wenn man ihm in Allem zu Willen wäre. Dieser junge Fürst affektirte eine Offenherzigkeit, die ihm natürlich schien; sein liebens-

---

anno MDCCLXIX. mense Aug. die 19. ad excitandam populorum industriam, ducto per totum hoc jugendum aratro, agriculturam humani generis nutricem nobilitavit, communibus ordinum Moraviae votis monumentum posuit Josephus Wenceslaus, Princeps a Lichtenstein.

windleichten Philosophen und Reformatoren, die sich herab ließen, in den teutschen Wäldern bärtige Barbaren zu rasiren und frisiren, danken, daß er es versuchte, die einfältigen Sitten seines Regenten einmal in seine Schule zu nehmen. Zu bedauern ist jedoch, daß der große Monarch diesen ungelehrigen Schüler gleich anfangs mißkannte, indem er dessen, ihm und jedem Oesterreicher bekanntlich zur andern Natur gewordene Offenherzigkeit für eine einstudirte Ziererei, für eine Ausübung jener Kunst hielt, in welcher derselbe erst an Friedrichs Hofe unterrichtet zu werden verdiente.

Die folgenden drei Vormittage wurden den Truppenübungen gewidmet. Die preußischen Generale von Seydlitz, von Teuentzien, von Lentulus, und der Oberst von Anhalt wurden besonders von Joseph ausgezeichnet;[1]) überhaupt war das militärische Schauspiel mehr für das Auge eines Joseph, als französische Komödien. Der Anblick der königlichen Truppen, ihre Organisation, Bewegung, Haltung, beschäftigten seine Aufmerksamkeit unaufhörlich, er bemerkte schnell Vorzüge und Mängel, beherzigte die ersteren, behielt die letzteren, und zeigte Wohlgefallen ohne Bewunderung. Die Reiterei that Wunder nach den preußischen Berichten. Mit welchen Gefühlen mag Joseph, der warmherzige Freund seiner Oesterreicher, die Truppen besichtigt haben, welche so lange seinem Vaterlande gegenüber gestanden haben! Mögen Andere daran glauben, ein Joseph habe diese Kriegsspiele eines feindseligen Volkes mit

---

[1]) Preuß, Geschichte Friedrichs II.

Heiterkeit und Bewunderung betrachtet, ohne des letzten Krieges- und seiner blutigen Opfer zu gedenken, er habe einem König in aufrichtiger und inniger Freundschaft die Hand gedrückt, welche sein Volk und seine Mutter geschlagen nach treulosem Wortbruch, aber kein Oesterreicher, kein Mann aus dem biederen Volke, das eine dem Vaterlande angethane Unbill nach hundert Jahren nicht vergißt, soll glauben, einer seiner großherzigsten Fürsten habe sie in einigen Jahren vergessen können. Höflichkeit und Politik mögen vielmehr den edlen Groll verborgen haben, der bald darauf sich unverholen zeigte.

Während eines der veranstalteten Manövres wurde dem Könige ein Brief von der Kaiserin gebracht. Friedrich, der sich oft genug unziemliche Spöttereien über Maria Theresia erlaubt hatte, las ihn, küßte ihn, und überreichte ihn dem Kaiser. Alles deutete auf das beste Einverständniß zwischen beiden, insgeheim gegen einander tief erbitterten Höfen. Beim Ausgehen sah man die beiden Fürsten stets Arm in Arm, was dem gichtbrüchigen Preußenkönig trefflich zu statten kommen mochte. Zum Beweis seiner besondern Zuneigung schenkte Friedrich seinem Gaste ein prächtig gebundenes Exemplar der „Einfälle des Grafen Moritz von Sachsen,“ ein Buch, das, so lange der Kaiser lebte, nicht von seinem Nachttisch entfernt worden ist. [1])

---

[1]) Preuß, Geschichte Friedrichs II.; Meusel, verschiedene Schriften und Bemerkungen. Erlangen, 1816. S. 44. — Mes Rêveries. Ouvrage posthume de Maurice comte de Saxe, et augmenté d'une histoire abrégée de sa vie, et de differents pièces, qui y ont rapport par Mr. l'Abbé Pérau. Amsterd. et Leips.

Nach einem viertägigen Beisammenseyn verabschiedete sich Joseph von Friedrich, um in seine Staaten zurückzukehren. Auf dem Wege dahin wurde er von dem Kommandanten von Glatz befragt, ob er nicht die Festung zu besichtigen wünsche, aber Joseph, der sonst an nichts vorbei ging, wo er Belehrung finden konnte, weigerte sich dessen — vielleicht in unangenehmer Erinnerung, oder um solche zu vermeiden. [1])

Während sich so gegen Rußland ein mächtiger Bund zu gestalten schien, machten dessen Waffen immer siegreiche Fortschritte gegen die Pforte. Auch die Flotte unter Alexis Orlow begann im Archipel zu siegen, die Admirale Spiridow und Elphinstone überwanden Hassan Pascha den 5. Juli 1770 bei Scios; Elphinstone, Greigh und Dugdale verbrannten hierauf zwei Tage später die feindliche Flotte in

---

1757. 2 Vol. en 4. et 1 Vol. de plans. — Die Réveries (teutsch unter dem Titel: Einfälle des Grafen Moritz von Sachsen) betreffen ausschließlich die Kriegskunst. — Ueber die Zusammenkunft in Neisse s. Preuß, Geschichte Friedrichs; Dohms Denkwürdigkeiten; Hormayrs Archiv; Spies, Münzbelustigungen; Formey, souvenir d'un citoyen etc. Natürlich sprechen alle diese Quellen sehr verschieden über Joseph, besonders unverschämt sprechen einige preußische Schriftsteller über ihn, indem sie mit gewohnter Prahlerei ihrer vaterländischen Verhältnisse gedenken. So erzählt Meusel hämisch: „Das Buch (die Einfälle des Grafen Moritz v. Sachsen) ist nicht von des Kaisers Nachttisch gekommen, aber als er starb, klebten noch alle Blätter am goldenen Schnitt fest zusammen.“

[1]) Auch diese Gelegenheit benützen die Preußenthümler, um die Natur der kaiserlichen Forschbegier zu verdächtigen, indem sie erzählen, Joseph hätte geantwortet: „er habe schon so viel Schönes gesehen, daß er nichts mehr verlangen könne.“

Heiterkeit und Bewunderung betrachtet, ohne des letzten Krieges- und seiner blutigen Opfer zu gedenken, er habe einem König in aufrichtiger und inniger Freundschaft die Hand gedrückt, welche sein Volk und seine Mutter geschlagen nach treulosem Wortbruch, aber kein Oesterreicher, kein Mann aus dem biederen Volke, das eine dem Vaterlande angethane Unbill nach hundert Jahren nicht vergißt, soll glauben, einer seiner großherzigsten Fürsten habe sie in einigen Jahren vergessen können. Höflichkeit und Politik mögen vielmehr den edlen Groll verborgen haben, der bald darauf sich unverholen zeigte.

Während eines der veranstalteten Manövres wurde dem Könige ein Brief von der Kaiserin gebracht. Friedrich, der sich oft genug unziemliche Spöttereien über Maria Theresia erlaubt hatte, las ihn, küßte ihn, und überreichte ihn dem Kaiser. Alles deutete auf das beste Einverständniß zwischen beiden, insgeheim gegen einander tief erbitterten Höfen. Beim Ausgehen sah man die beiden Fürsten stets Arm in Arm, was dem gichtbrüchigen Preußenkönig trefflich zu statten kommen mochte. Zum Beweis seiner besondern Zuneigung schenkte Friedrich seinem Gaste ein prächtig gebundenes Exemplar der „Einfälle des Grafen Moritz von Sachsen," ein Buch, das, so lange der Kaiser lebte, nicht von seinem Nachttisch entfernt worden ist. [1])

---

[1]) Preuß, Geschichte Friedrichs II.; Meusel, verschiedene Schriften und Bemerkungen. Erlangen, 1816. S. 44. — Mes Rêveries. Ouvrage posthume de Maurice comte de Saxe, et augmenté d'une histoire abrégée de sa vie, et de differents pièces, qui y ont rapport par Mr. l'Abbé Pérau. Amsterd. et Leips.

Nach einem viertägigen Beisammenseyn verabschiedete sich Joseph von Friedrich, um in seine Staaten zurückzukehren. Auf dem Wege dahin wurde er von dem Kommandanten von Glatz befragt, ob er nicht die Festung zu besichtigen wünsche, aber Joseph, der sonst an nichts vorbei ging, wo er Belehrung finden konnte, weigerte sich dessen — vielleicht in unangenehmer Erinnerung, oder um solche zu vermeiden. [1])

Während sich so gegen Rußland ein mächtiger Bund zu gestalten schien, machten dessen Waffen immer siegreiche Fortschritte gegen die Pforte. Auch die Flotte unter Alexis Orlow begann im Archipel zu siegen, die Admirale Spiridow und Elphinstone überwanden Hassan Pascha den 5. Juli 1770 bei Scios; Elphinstone, Greigh und Dugdale verbrannten hierauf zwei Tage später die feindliche Flotte in

1757. 2 Vol. en 4. et 1 Vol. de plans. — Die Réveries (teutsch unter dem Titel: Einfälle des Grafen Moritz von Sachsen) betreffen ausschließlich die Kriegskunst. — Ueber die Zusammenkunft in Neisse s. Preuß, Geschichte Friedrichs; Dohms Denkwürdigkeiten; Hormayrs Archiv; Spies, Münzbelustigungen; Formey, souvenir d'un citoyen etc. Natürlich sprechen alle diese Quellen sehr verschieden über Joseph, besonders unverschämt sprechen einige preußische Schriftsteller über ihn, indem sie mit gewohnter Prahlerei ihrer vaterländischen Verhältnisse gedenken. So erzählt Meusel hämisch: „Das Buch (die Einfälle des Grafen Moritz v. Sachsen) ist nicht von des Kaisers Nachttisch gekommen, aber als er starb, klebten noch alle Blätter am goldenen Schnitt fest zusammen."

[1]) Auch diese Gelegenheit benützen die Preußenthümler, um die Natur der kaiserlichen Forschbegier zu verdächtigen, indem sie erzählen, Joseph hätte geantwortet: „er habe schon so viel Schönes gesehen, daß er nichts mehr verlangen könne."

der Bai von Tschesme an der natolischen Küste, und in der Bai von Napoli di Romania auf Morea vernichtete Orlow die letzten türkischen Schiffe. Schon glaubte Griechenland aus seiner schmählichen Sklaverei zu erstehen in männlicher Freiheit, schon war Elphinstone in die Dardanellen eingedrungen, als Tott es übernahm, dem Uebermuth dieses an Rußland verdungenen Britten, der nun im Angesicht von Konstantinopel unter Trommel- und Trompetenschall seinen Thee trank, Grenzen zu setzen.

Nicht glücklicher, als auf dem Meere, waren die Osmanen zu Land. Romanzow eroberte durch seinen Sieg am Pruth den 18. Juli die ganze Moldau, durch den Sieg am Kagül (1. Aug.) die ganze Wallachei, und Graf Panin nahm den 26. Sept. Bender in Bessarabien ein. Gleiches Glück hatten die Russen in Polen gegen die Conföderirten. Um dem drohenden Untergang des ottomanischen Reiches vorzubeugen, versuchte Preußen den Petersburger Hof zum Frieden zu bestimmen, rüstete sich Oesterreich, und um die zwischen Oesterreich und Preußen nothwendige Verständigung zu bewirken, ward die zweite Zusammenkunft zwischen Friedrich und Joseph, oder des erstern Gegenbesuch zu Mährisch-Neustadt veranstaltet. Wie Friedrich Joseph, so empfing auch dieser ihn, umgeben von seinen besten Truppen, deren Anblick den Preußenkönig zu dem Ausruf bestimmte: „Chacun de vos soldats a l'air d'un fils de Mars!" Friedrich traf den 3. Sept. 1770 Mittags 2 Uhr in Neustadt bei dem in neuerer Zeit so berühmt gewordenen Austerlitz ein. In seinem Gefolge waren der Prinz von Preußen, Prinz Ferdinand, der Erbprinz von Braunschweig

und dessen Bruder, General von Lentulus mit den Adjutanten. Anfangs der Schönwalder Straße, auf dem Platze, stieg der König aus dem Wagen, um zu Fuß den Kaiser zu begrüßen, allein dieser gewahrte ihn aus dem Fenster, eilte ihm mit gewohnter Lebhaftigkeit entgegen, und umarmte ihn auf freiem Platze. Der Kaiser geleitete seinen Gast in dessen Wohnung, nach kurzer Unterredung aber ging die ganze Gesellschaft nach des Kaisers Quartier zur Tafel. Die nächsten beiden Tage feierte man durch militärische Uebungen. Friedrich hatte Gelegenheit, zu bemerken, daß die Truppen der Oesterreicher an Mannszucht, martialischer Gestaltung, Kraft und Haltung die seinigen übertrafen. In Wien wurde zum Gedächtniß dieser Zusammenkunft von Kraft eine Medaille geprägt. [1])

Von den politischen Unterhandlungen bei dieser Gelegenheit und der Zusammenkunft selbst erzählt Friedrich in seinen Werken [2]) folgendes:

„Die zweite Zusammenkunft des Königs und Kaisers geschah im Lager von Neustadt in Mähren. Man fand keinen einzigen Oesterreicher, der nicht irgend ein Zeichen von Animosität gegen die Russen hätte blicken lassen. Der Kaiser erschien dem König noch immer in demselben Lichte,

[1]) Sie trug auf einer Seite das Bild des Kaisers und die Umschrift: Josephus II. Augustus; auf der Kehrseite waren beide Monarchen zu Pferd mit Gefolge dargestellt, den in Parade stehenden Truppen zureitend. Umschrift: Borussorum rex hospes Caesaris. Im Abschnitt: In castris Moraviae ad Neustadiam MDCCLXX.

[2]) Oeuvres posthumes. 5 Tom. Mémoires de 1763 — 1775. S. 47.

wie das erste Mal in Neisse. Der Fürst Kaunitz, der ebenfalls anwesend war, hatte lange Conferenzen mit Seiner preußischen Majestät, in welchen er mit Emphase das System seines Hofes entwickelnd, es für ein Meisterstück der Politik ausgab, dessen Schöpfer er sey. Er stellte hierauf die Nothwendigkeit dar, sich den ehrgeizigen Absichten Rußlands zu widersetzen, und erklärte, die Kaiserin würde es niemals dulden, daß die russischen Armeen die Donau überschritten, noch daß Rußland solche Acquisitionen mache, durch welche es zum Grenznachbar von Ungarn würde. Er gestand, daß die Vereinigung Preußens mit Oesterreich der einzige Damm sey, den man dem ungeheuren Strom, welcher ganz Europa zu überschwemmen drohe, entgegen setzen könne. Als er aufgehört hatte, zu sprechen, antwortete der König, daß er stets bemüht seyn werde, die Freundschaft Ihrer kaiserlichen Majestäten, welche ihm unendlich schätzbar sey, zu erhalten, bat aber andererseits den Fürsten Kaunitz, die Pflichten zu bedenken, welche dem König durch die Allianz mit Rußland auferlegt worden seyen, und wie es ihm unmöglich sey, sich von solchen loszusagen,[1]) obgleich in eben diesen Verbindlichkeiten gerade die vornehmsten Hindernisse lägen, in die ihm eben gemachten Vorschläge des Fürsten einzugehen. Der König fügte hinzu, daß es sein einziger Wunsch sey, zu verhindern, daß der Krieg zwischen den Russen und Türken ein allgemeiner werde, daß

[1]) Man bemerke hier, daß Friedrich der Große spricht, für den es keine Pflichten gab, wenn er etwas gewinnen konnte.

er sich zu dem Behuf zum Vermittler zwischen den beiden kaiserlichen Höfen erbiete, daß es sogar Zeit sey, daran zu denken, wie man bei der gegenseitigen Unzufriedenheit einen offenen Bruch verhindern könne.[1]) Um jedoch den Wiener Hof in der günstigen Stimmung zu erhalten, fand es der König angemessen (à propos), dieselben Versicherungen, welche er dem Kaiser Joseph gegeben hatte, zu erneuern, auch einigen kleinen Chikanen zwischen den Grenzbeamten ein Ziel zu setzen, dazu versprach man dem Kaiser, der offene Mittheilung aller dem Berliner Hofe gemachten und künftigen Eröffnungen verlangte, freundliche Gewährung. Da jedoch Alles das zwischen dem König und Kaunitz allein verhandelt wurde, so fand es der König schicklich, den Kaiser von dem in Kenntniß zu setzen, was gesagt und abgemacht worden war. Es schien daß dieser Monarch, wenig gewohnt an solche Rücksichten, für diese Aufmerksamkeit dem Könige Dank wußte."

„Des andern Tags kam ein Kurrier von Konstantinopel mit Briefen des Kaimakan vom 12. August, durch welche der Großherr die Höfe von Berlin und Wien einlud, die Vermittlung zu übernehmen, um die zwischen der Pforte und Rußland herrschenden Mißhelligkeiten auszugleichen. Es war in dieser Depesche ausdrücklich bemerkt, daß die Pforte sich nur im Fall des Dazwischentretens der beiden Höfe zu irgend einem Friedensschluß herbeilassen würde."

---

[1]) Diese merkwürdige, obgleich unscheinbare Stelle scheint allerdings zu bestätigen, daß schon bei dieser Zusammenkunft die Theilung von Polen als ein solches Auskunftmittel den Bruch zu vermeiden in Anregung gebracht worden sey.

„Der Kaiser gestand, daß er diese Vermittlung nur den Bemühungen des Königs von Preußen verdanke, und er zeigte ihm dafür seine Erkenntlichkeit. Denselben Tag hatte der König eine Zusammenkunft mit dem Fürsten Kaunitz; er ermangelte nicht, ihm wegen dieser günstigen Begebenheit Glück zu wünschen, da sie ihn einigermaßen beruhigen und selbst die Eifersucht, welche die Fortschritte Rußlands in seinem Gemüth erregt hatten, vermindern konnte. Er sagte ihm, daß diese Nachgiebigkeit der Pforte dem Wiener Hofe die Bestimmung der Bedingungen, welche sie zwischen beiden Mächten aufsetzen wolle, freistelle. Der Minister nahm dieses Kompliment mit affektirter (?) Gleichgültigkeit auf und sagte, daß er dieses Benehmen der Pforte billige, aber im Grunde wurde keine Vermittlung mit lebhafterem Eifer ergriffen. (?)"

Aus diesem Bericht, in welchem Friedrich offenbar mit übermäßiger Selbstgefälligkeit von sich und seiner schlauen Politik spricht, scheint allerdings hervorzugehen, daß er den Fürsten von Kaunitz bei dieser Gelegenheit über die Gesinnungen des Wiener Hofes, hinsichtlich eines allenfallsigen Projekts zur Theilung von Polen sondirt habe, allein schwerlich ist damals schon irgend ein bestimmter Entschluß in der Sache gefaßt worden, denn einerseits war Friedrich zu vorsichtig bei seinem Beginnen, andererseits Oesterreich zu ehrlich. Jedenfalls blickt aus seiner Erzählung die ganze Intrigue hervor, allein es ist nur ein Spiegelbild seiner Gesinnung und Pläne, welches sich uns in neblichen Umrissen darstellt, nicht aber verräth sich die geringste Uebereinstimmung der unterhandelnden Personen. Sey dem, wie



MARIE ANNA ADAMBERGER,

geborne Jaquet.

geboren zu Wien 23 Okt. 1752.
gestorb. daselbst 3. Nov. 1804.



immer, so viel ist gewiß und durch Friedrichs eigene Angabe, „daß der Kaiser keinen Antheil gehabt habe an den Unterhandlungen zwischen dem König und Kaunitz,“ hinlänglich verbürgt, daß Joseph diesem Plane, wie überhaupt den meisten politischen Geschäften, fremd geblieben ist.

Als ihm Friedrich wiederholt von politischen Dingen sprach und ihn um seine Meinung anging, soll Joseph, der leider damals noch keine Meinung haben durfte, geantwortet haben: „die politischen Geschäfte überlasse ich meiner Mutter.“ So blieb die Polensache, wenn sie wirklich berührt wurde, nur ein Gegenstand der zwischen Friedrich und Kaunitz stattfindenden Conferenzen. Doch selbst hier scheint man sich auf allgemeine Bemerkungen beschränkt zu haben. So stellte Friedrich vor; daß man der Kaiserin von Rußland solche Zugeständnisse nicht werde vorenthalten können, welche ihrem Waffenglücke angemessen seyen, und Kaunitz gab dieß zu, bemerkte jedoch, wie es das Interesse seines Hofes erheische, daß die Walachei und Moldau unter türkischer Herrschaft bleibe. Dieß allein mag die Unterhandelnden auf Polen gebracht haben. Bereits in Neisse soll dieß der Fall gewesen seyn, wie man aus der Absendung eines Kuriers nach Warschau schließen will. Wie wenig jedoch Kaunitz auf die Vorschläge des Königs in Neustadt gefaßt war, ergibt sich aus seiner nachdrücklichen Beschwerde über den Druck, welchen die Republik Polen ertragen müsse, über den aufgedrungenen König Stanislaus Poniatowsky und die gewaltthätig durchgesetzten Veränderungen in der Verfassung. [1])

[1]) Dohms Denkwürdigkeiten I., 461.

Auf keinen Fall entsprang die Idee der Theilung Polens aus dem Gehirn des österreichischen Ministers, was sich später aus der geschichtlichen Darstellung dieses großen Unternehmens ganz deutlich herausstellen wird. Preußische Schriftsteller behaupten, daß auch Friedrich damals keinen bestimmten Plan gefaßt habe, obgleich der General Dumouriez versichert,[1]) daß in Neustadt von dem großen Projekt wirklich die Rede gewesen sey. Er habe, sagt er, dieß aus einem aufgefangenen, an den König gerichteten Brief in Chiffern, die er entziffert, gesehen, und nach den hieraus bei ihm entstandenen Vermuthungen habe er dem Herzog von Choiseul eine Karte von Polen übersandt, auf welcher er die abzureißenden Theile ungefähr so bezeichnet, wie sie nachher wirklich von den drei Mächten in Besitz genommen worden sind.[2])

---

[1]) Siehe La vie du Général Dumouriez. Tom. I. pag. 223. Dumouriez war damals vom französischen Hofe bei der poln. Konföderation accreditirt.

[2]) Am meisten wird der Verdacht, daß Friedrich schon damals planmäßig auf sein Ziel, die Theilung Polens betreffend, hingearbeitet habe, durch folgenden Brief an den Grafen von Solms in Petersburg bestärkt, dem er in Folge dessen, was in Neustadt vorgegangen, folgende Anweisung gab (12. September 1770): „Je propose dans ma lettre à sa Majesté l'Imperatrice une idée, que je crois très conforme à sa gloire et très convenable pour éviter des longueurs, c'est de faire tout de suite un plan pour la pacification de la Pologne. Je crois qu'il faudroit l'établir sur des principes fort modérés (?) qu'ils soient supportables aux Confédérés. Sans cela la Russie se mettra dans le cas d'avoir à toutes occasions des querelles interminables en Pologne. Il faudroit qu'on commençat par assurer le trône de Pologne, que les dissidents se desistassent d'entrer

Man vereinigte sich bald über die Vorschriften, welche von beiden Höfen ihren Gesandten an der Pforte zu geben seyen, und v. Zegelin und v. Thugut thaten in der Folge ihr Möglichstes, die Minister des Sultans zur Vernunft zu bringen, fanden aber die Pforte in ihrer Ohnmacht keineswegs zu Opfern und Zugeständnissen geneigt. Dagegen schlug der Reis Effendi Ismail Raif dem österreichischen Gesandten eine nähere Verbindung mit der Pforte gegen Rußland vor. „Wenn die Russen,“ meinte er, „aus Polen vertrieben seyn würden, so dürfte es allein von der Willkühr des kaiserlichen Hofes abhängen, entweder einen König auf den polnischen Thron zu setzen, oder Polen mit der Pforte zu theilen.“[1])

Indessen war das Lager in Neustadt nicht minder ergötzlich durch Lustbarkeiten aller Art, als es diplomatisch wichtig war. Bei den Tafeln zeichnete Friedrich vor allen übrigen Personen den General Loudon im Gefolge des Kaisers aus. Dieser ausgezeichnete Held schämte sich — wenn man so sagen darf — seines Ruhmes und seiner her-

---

au sénat. Que le Grand-Général eut plus d'influence sur les troupes de Pologne et que l'on fit tout un projet sur ce que la Russie croit pouvoir relâcher pour le bien de la paix. Cela fait, je m'offre à la garantie et à faire garantir par la cour de Vienne, que je crois pouvoir venir à bout d'y persuader; et même de forcer les confédérés à se soumettre aux conditions équitables que l'imperatrice de Russie leur préscrivait. — Montrez cette depêche au comte Panin.“ (Des Grafen von Görtz Mémoires et actes authentiques rélatifs aux negociations qui ont précedés le partage de Pologne. Tübing. 1820.)

[1]) Vgl. Hammer, osmannische Geschichte; Preuß, Geschichte Friedrichs II.

vorragenden Vorzüge. Ueberall suchte er sich aus übergroßer Bescheidenheit vor den Blicken seiner Bewunderer zu verbergen, wobei ihm seine unansehnliche Persönlichkeit trefflich zu statten kam. Auch hier wollte er unter den vornehmen Personen zweier Höfe immer den untersten Platz einnehmen, aber Friedrich würdigte ihn seiner besonders gnädigen Affektion, und lud ihn zu sich an die Seite, indem er sehr witzig bemerkte: „er sehe ihn lieber an seiner Seite, als sich gegenüber.“ Seine Majestät ließen es bei diesem gnädigen Witz nicht bewenden. Als Loudon einst zu spät zur Tafel kam, sagte Friedrich: „das ist wider seine Gewohnheit, sonst war er immer vor mir auf dem Platz.“ Seine überaus große Gunst noch mehr zu erhärten, schenkte er Loudon und Lascy jedem zwei prächtig gesattelte Pferde.[1]) Außerdem avancirte er Loudon, denselben Loudon, den er einst keiner Kompagnie werth hielt, zu seinem „lieben Feldmarschall,“ ob er gleich nur Feldmarschall-Lieutenant war. Alle diese witzigen Gnaden waren vielleicht darauf berechnet, Loudon vergessen zu machen, wie wenig der gekrönte Philosoph verborgenes Verdienst zu finden und zu schätzen wisse.[2])

---

[1]) Pezzl a. a. O.; Spies, Münzbelustigungen; Preuß.

[2]) Nachdem Loudon im Jahre 1743 die russische Armee, in welcher er es bis zum Kapitän gebracht, verlassen hatte, begab er sich mit einer Baarschaft von 30 Dukaten an den Berliner Hof, um preußische Dienste zu suchen. Friedrich II., an den er sich deßhalb unmittelbar wendete, schlug anfangs sein Gesuch gar nicht ab, sondern gab ihm zu erkennen, „er möchte in Berlin bleiben, und warten, bis eine Stelle für ihn erledigt wäre.“ Loudon blieb, und wartete sechs Monate, aber es wurde für ihn keine Stelle erledigt. Da seine Baarschaft nun

Bei diesem denkwürdigen Lager spielte auch die von Friedrich so gering geschätzte teutsche Muse eine kleine Rolle. Der König hatte nämlich auf der Reise nach Mähren den Grafen von Hodiz auf Roßwald besucht. Hier lobte der Graf in einem Gespräch über die teutsche Literatur den „Postzug," und sagte dem König, daß er den Verfasser dieses Stücks im Neustädter Lager sehen könne. Als darauf v. Ayrenhoff, damals k. k. Oberstlieutenant, an der Spitze des Hildburghausischen Regiments an den Monarchen vorbei defilirte, so hörte derselbe den Kaiser ziemlich laut sagen: „dieser ist der Oberstlieutenant v. Ayrenhoff!" [1]) Wir finden jedoch nicht zu Friedrichs Ruhme angemerkt, daß er dießmal von seiner vornehmen Gewohnheit ausnahmsweise abgelassen und von einem teutschen Musensohn Notiz genommen habe.

---

zu Ende ging, so wurde Loudon dringender. Der damalige Gouverneur von Berlin verwendete sich für ihn, und sprach einst seinetwegen mit dem König. Friedrich, der das Soldatenverdienst zunächst nach dem Stammbaum, dann aber nach der Leibesstärke maß, antwortete: „er könne den Loudon wegen seiner finstern Augenbrauen und gar zu magern Leibesgestalt gar nicht recht leiden." Hierauf bat Loudon in einer Audienz um eine entscheidende Entschließung. Er bat um eine Rittmeisterstelle und um eine Eskadron. Der große Menschenkenner Friedrich aber antwortete: „Wollte ich jedem fremden Offizier, der nach Berlin kommt, sogleich eine Schwadron geben, so müßte ich viel Schwadronen haben." (Loudon's Leben und Thaten. Wien, 1791. 1r Thl. S. 21.)

[1]) Schreiben des von Ayrenhoff über einige seiner militärischen und literarischen Begebenheiten an Herrn Baron von Retz. Wien, 1810.

vorragenden Vorzüge. Ueberall suchte er sich aus übergroßer Bescheidenheit vor den Blicken seiner Bewunderer zu verbergen, wobei ihm seine unansehnliche Persönlichkeit trefflich zu statten kam. Auch hier wollte er unter den vornehmen Personen zweier Höfe immer den untersten Platz einnehmen, aber Friedrich würdigte ihn seiner besonders gnädigen Affektion, und lud ihn zu sich an die Seite, indem er sehr witzig bemerkte: „er sehe ihn lieber an seiner Seite, als sich gegenüber.“ Seine Majestät ließen es bei diesem gnädigen Witz nicht bewenden. Als Loudon einst zu spät zur Tafel kam, sagte Friedrich: „das ist wider seine Gewohnheit, sonst war er immer vor mir auf dem Platz.“ Seine überaus große Gunst noch mehr zu erhärten, schenkte er Loudon und Lascy jedem zwei prächtig gesattelte Pferde.[1]) Außerdem avancirte er Loudon, denselben Loudon, den er einst keiner Kompagnie werth hielt, zu seinem „lieben Feldmarschall,“ ob er gleich nur Feldmarschall-Lieutenant war. Alle diese witzigen Gnaden waren vielleicht darauf berechnet, Loudon vergessen zu machen, wie wenig der gekrönte Philosoph verborgenes Verdienst zu finden und zu schätzen wisse.[2])

---

[1]) Pezzl a. a. O.; Spies, Münzbelustigungen; Preuß.

[2]) Nachdem Loudon im Jahre 1743 die russische Armee, in welcher er es bis zum Kapitän gebracht, verlassen hatte, begab er sich mit einer Baarschaft von 30 Dukaten an den Berliner Hof, um preußische Dienste zu suchen. Friedrich II., an den er sich deßhalb unmittelbar wendete, schlug anfangs sein Gesuch gar nicht ab, sondern gab ihm zu erkennen, „er möchte in Berlin bleiben, und warten, bis eine Stelle für ihn erledigt wäre.“ Loudon blieb, und wartete sechs Monate, aber es wurde für ihn keine Stelle erledigt. Da seine Baarschaft nun

Bei diesem denkwürdigen Lager spielte auch die von Friedrich so gering geschätzte teutsche Muse eine kleine Rolle. Der König hatte nämlich auf der Reise nach Mähren den Grafen von Hodiz auf Roßwald besucht. Hier lobte der Graf in einem Gespräch über die teutsche Literatur den „Postzug," und sagte dem König, daß er den Verfasser dieses Stücks im Neustädter Lager sehen könne. Als darauf v. Ayrenhoff, damals k. k. Oberstlieutenant, an der Spitze des Hildburghausischen Regiments an den Monarchen vorbei defilirte, so hörte derselbe den Kaiser ziemlich laut sagen: „dieser ist der Oberstlieutenant v. Ayrenhoff!" [1]) Wir finden jedoch nicht zu Friedrichs Ruhme angemerkt, daß er dießmal von seiner vornehmen Gewohnheit ausnahmsweise abgelassen und von einem teutschen Musensohn Notiz genommen habe.

---

zu Ende ging, so wurde Loudon dringender. Der damalige Gouverneur von Berlin verwendete sich für ihn, und sprach einst seinetwegen mit dem König. Friedrich, der das Soldatenverdienst zunächst nach dem Stammbaum, dann aber nach der Leibesstärke maß, antwortete: „er könne den Loudon wegen seiner finstern Augenbrauen und gar zu magern Leibesgestalt gar nicht recht leiden." Hierauf bat Loudon in einer Audienz um eine entscheidende Entschließung. Er bat um eine Rittmeisterstelle und um eine Eskadron. Der große Menschenkenner Friedrich aber antwortete: „Wollte ich jedem fremden Offizier, der nach Berlin kommt, sogleich eine Schwadron geben, so müßte ich viel Schwadronen haben." (Loudon's Leben und Thaten. Wien, 1791. 1r Thl. S. 21.)

[1]) Schreiben des von Ayrenhoff über einige seiner militärischen und literarischen Begebenheiten an Herrn Baron von Retz. Wien, 1810.

Besorgung ihrer Pferde außer Stand waren, solche Gelegenheiten zu benützen, wurde eine Erhöhung ihres Soldes zugestanden. Die Soldatenkinder wurden auf Verlangen ihrer Eltern in den vorhandenen Anstalten erzogen, oder den Handwerkern in die Lehre gegeben, wogegen diesen gewisse Vortheile zugestanden wurden.[1]) Auch der Gehalt der Kavalerie-Offiziere wurde verbessert und überhaupt umfassende Maßregeln zur Verbesserung des ganzen Militärwesens ergriffen.

In diesem Bereiche von Josephs Regententhätigkeit wurde er nicht wenig von dem kenntnißreichen Lascy unterstützt. Nach Daun's Tode wurde dieser General zum Präsidenten des Hofkriegsrathes erwählt, und ihm so die Leitung der sämmtlichen Kriegsgeschäfte übergeben. Bei der vollkommenen Uebereinstimmung der Ansichten dieses Generals mit jenen des Kaisers mußte das Kriegswesen bedeutende Reformen erfahren, die, wenn auch nicht immer im Allgemeinen empfehlenswerth, doch gewiß zeitgemäß waren. Es zeigte sich das Talent und der gute Wille des Kaisers besonders im Reiche der Militärökonomie und Kriegszucht.

---

[1]) „Jedermann, so ein Soldatenkind männ- oder weiblichen Geschlechts von 1—8 Jahren in die Versorgung übernimmt, bekömmt dafür in quartaligen oder halbjährigen Terminen aus der in jedem Land vorhandenen Kriegs- oder Invalidenkasse täglich 2 kr. in so lang, bis das Kind das achte Jahr erreicht hat, und folglich zu leichter Arbeit schon zu gebrauchen ist. Diejenigen, so ein Kind über acht Jahren übernehmen, bekommen zur Anschaffung der Kleidungsnothdurft 2 Gulden rc." (S. Gesetze für die k. k. Armeen im Auszug nach alphabetischer Ordnung der Gegenstände, von Jakob Heinrich. Wien und Prag, Schönfeld'sche Buchhandlung. 1784.)

immer, so viel ist gewiß und durch Friedrichs eigene Angabe, „daß der Kaiser keinen Antheil gehabt habe an den Unterhandlungen zwischen dem König und Kaunitz,“ hinlänglich verbürgt, daß Joseph diesem Plane, wie überhaupt den meisten politischen Geschäften, fremd geblieben ist.

Als ihm Friedrich wiederholt von politischen Dingen sprach und ihn um seine Meinung anging, soll Joseph, der leider damals noch keine Meinung haben durfte, geantwortet haben: „die politischen Geschäfte überlasse ich meiner Mutter.“ So blieb die Polensache, wenn sie wirklich berührt wurde, nur ein Gegenstand der zwischen Friedrich und Kaunitz stattfindenden Conferenzen. Doch selbst hier scheint man sich auf allgemeine Bemerkungen beschränkt zu haben. So stellte Friedrich vor; daß man der Kaiserin von Rußland solche Zugeständnisse nicht werde vorenthalten können, welche ihrem Waffenglücke angemessen seyen, und Kaunitz gab dieß zu, bemerkte jedoch, wie es das Interesse seines Hofes erheische, daß die Walachei und Moldau unter türkischer Herrschaft bleibe. Dieß allein mag die Unterhandelnden auf Polen gebracht haben. Bereits in Neisse soll dieß der Fall gewesen seyn, wie man aus der Absendung eines Kuriers nach Warschau schließen will. Wie wenig jedoch Kaunitz auf die Vorschläge des Königs in Neustadt gefaßt war, ergibt sich aus seiner nachdrücklichen Beschwerde über den Druck, welchen die Republik Polen ertragen müsse, über den aufgedrungenen König Stanislaus Poniatowsky und die gewaltthätig durchgesetzten Veränderungen in der Verfassung. [1])

---

[1]) Dohms Denkwürdigkeiten I., 461.

dadurch von verdrossenen Offizieren, welche nur mit Widerwillen dienten, von Phlegmatikern, welchen die Ehre feil war, von schlechten und unzufriedenen Militärs aller Art gereinigt, [1]) und der Kriegskasse durch Ersparung der Pensionen für die Ausgetretenen und die Wohlhabenheit der Eingetretenen, die wenigstens nicht zur Last fielen, ungeheure Vortheile verschafft. Es scheint also diese Einrichtung eine Radikalkur gewesen zu seyn, welcher die zahllosen Uebel der militärischen Oekonomie bedürftig war. Größeren Beifall als diese gehässige Einrichtung fanden indessen die Reformen, welche Joseph mit dem allgewaltigen und doch häufig so wenig wirkenden Hofkriegsrath, welcher angehalten wurde, dem Kaiser über alle Vorfälle und Zustände der Armee gewissenhaft Bericht zu erstatten.

In der allgemeinen Hungersnoth vom Jahre 1770 — 1771 verdankte man besonders dem menschenfreundlichen Eifer Josephs die Hilfe, welche von Seiten der Regierung den bedrängten Unterthanen geleistet werden konnte. „Das Getreide mißlang bei häufigem Regen und erstickender Nässe völlig im Jahr 1770. Zwar befand sich noch so viel im Vorrathe, daß man den Strich um sechs Gulden verkaufte, doch konnte das verarmte Volk den Preis nicht erschwingen. Viele Reiche unter den Händlern und Grundherren behielten ihr

---

[1]) „Der Chargenverkauf war ein Mittel, das Kriegsheer von Leuten zu befreien, deren Aufführung nicht die beste, die erworbene Ehre mittelmäßig und die Ungeschicklichkeit erwiesen ist: ein Mittel, schlechter Offiziere los zu werden, die zu gut gedient haben, als daß man sie wegjagen könnte, und zu schlecht, um sie zu befördern.“

(Lebensgeschichte Josephs bis an seinen Tod.)

Korn, um noch größere Theuerung zu erwarten, oder damit in's besser zahlende Ausland zu fahren, wo man wegen gleichzeitigen Mangels sieben und acht Gulden bekam. Verbote der Ausfuhr halfen wenig; mittelmäßige Bauern liefen von ihren Häusern; die Straßen füllten sich mit Bettlern; mancher Edle unter den Adeligen steuerte der einzelnen Noth durch freiwillige Gaben; doch im Allgemeinen ertönte Geschrei und Geheul nach Brod. Die sehnlich erwartete Erndte von 1771 mißlang wieder so sehr, daß sie kaum den Saamen zurückgab, und die Noth durch Angst steigerte. Nun stieg der Strich Korn auf zwölf, vierzehn, siebenzehn Gulden; dieß Steigen drückte den gemeinen Mann immer tiefer in Jammer und Elend. Die Gebirgsbewohner aßen Mehlstaub, Kleien und Gras. Die schlechte Nahrung erzeugte Krankheiten, und die Seuche theilte sich unaufhaltsam auch den Vermöglichen mit. Man sandte schauderhafte Berichte nach Wien, und der Mitregent begab sich persönlich nach Böhmen.[1]“ Und diese schreckliche Noth war einzig und allein von elenden Wucherern, die sich gegen die Wuchergesetze wohl zu schützen wußten durch Bestechung der Beamten, also durch die Schlechtigkeit und Nachlässigkeit der untergeordneten Staats-Verwalter, durch die übergroße, an Fahrlässigkeit grenzende Nachsicht der bisherigen Regierung mehr, als durch die Mißjahre herbeigeführt worden. Der Vorrath, welcher durch strengere Untersuchung Josephs gefunden wurde, hätte auf zwei oder noch mehrere Jahre zugereicht!

---

[1]) Schneller E. A. 2. Bd. S. 96.

Nachdem sich Joseph von dem Stand der Dinge genau unterrichtet hatte, schritt er mit edler Erbitterung zu den strengsten und kräftigsten Maßregeln. Er ließ alle in den kaiserlichen Magazinen befindlichen Getreidevorräthe weit unter dem Preis verkaufen, und munterte so viele reiche Gutsbesitzer von edler Sinnesart auf, seinem Beispiel zu folgen. Aber in Böhmen und Mähren wollte diese Hilfe nicht zureichen — das Elend stieg immer höher. Getrieben von seinem leidenschaftlichen Mitleid begab sich Joseph in eigener Person nach Böhmen. Die Scenen, welche sich hier seinen bekümmerten Blicken darstellten, waren schauderhaft. Abgemagerte Jammergestalten bedeckten die Straßen, ein Volk von Bettlern stellte sich dar statt wohlhabender Ackersleute; verfallene Häuser, verödete Dörfer beherbergten die Unglücklichen, von welchen ein großer Theil nach Art der Thiere leben mußte. Joseph erschien den Bedrängten gleich einem Abgesandten des Himmels. Mit Thränen im Auge brachte er Hilfe und Trost, suchte das Elend in seinem Verstecke auf, gesellte sich zu dem niedrigsten Volk, kostete die herbeigeschafften Gerichte und beaufsichtigte mit Strenge alle Maßregeln, welche zur Bekämpfung der Noth ergriffen wurden. Das Volk umklammerte seine Kniee und verehrte ihn wie einen Heiligen. Ihr leidenschaftliches Gebet rief Heil und Segen herab vom Himmel auf das Haupt des besten Fürsten und — traurige Eigenheit der menschlichen Natur! — vergaß in wenig Jahren die unverkennbaren Wahrzeichen einer seltenen Liebe zu seinen Unterthanen, welche Joseph erwiesen hatte. Dasselbe Böhmenvolk, welches 1770 seine Füße mit Thränen des Dankes benetzte, grollte

zehn Jahre später bitterer als ein anderes dem menschenfreundlichen Fürsten in heilloser Verblendung.

Die von hämischen Historiographen so oft bespöttelte Leutseligkeit und der eben so oft und ungerecht getadelte Eifer,[1]) alle Uebelstände bis auf ihre Urquelle zu verfolgen,

[1]) Der so oft mit Unrecht wegen seines Scharfsinns gerühmte Coxe macht es Joseph zum Vorwurf, daß er seine Zeit oft mit kleinlichen Nachforschungen vergeudete, und beweist dadurch gerade, daß er alle historischen Charaktere und Verhältnisse aus sehr allgemeinem und oberflächlichem Gesichtspunkt beurtheilt und durch Verabsäumung der Pflicht eines gewissenhaften Geschichtsschreibers, welche erheischt, daß man alle Umstände, unter welchen ein Fürst thätig ist, mit Fleiß darstellt und vergleicht, zu unrichtigen Ansichten verleitet wird. Wenn es ein Fehler ist, gar zu sorgsam alle Kleinigkeiten zu prüfen, so ist es ein nicht geringerer, in welchen Coxe verfällt, indem er an alle Dinge einen allgemeinen Maßstab anlegt, die Könige, die Staatsverhältnisse dutzendweise nach gegebenen einzelnen Anzeichen beurtheilt und charakterisirt, endlich auch sich von feinen oft unlauteren Quellen viel zu sehr bestimmen läßt. In einem Staate wie England, wo der klare Buchstabe des Gesetzes herrscht, wo das Staatsgebäude aus sehr einfachen Bestandtheilen besteht, ist Alles, was besteht, Wirkung des Gesetzes; da mag es hinreichend seyn, wenn man nur große Verhältnisse im Auge behält und mit großer Gewalt nur große Massen bewegt. Aber in einem absoluten Staate, wo nur Herrendiener regieren, die wiederum in ihren Sphären kleine Herren sind und als solche nicht nur Gesetz und Recht nach der Persönlichkeit ihrer Gebieter, sondern nach eigener Laune und nach Eigennutz deuten oder umgehen, wo die Regierungsform mit ihrem Prinzip der Ehre alle Geschäfte im Staate meist dem Rechts- und Ehrgefühl seiner unbeschränkten Diener überlassen muß, wo daher die Willkühr der Schlechten bei Unachtsamkeit der Obern unendliches Unheil stiften kann, sind der Eifer, der sich bis in die kleinsten Verhältnisse verliert, die Leutseligkeit, die in die niedersten Stufen der Gesellschaft herabsteigt, unschätzbare Eigenschaften eines Fürsten, die nur um so mehr Gutes stiften können,

indem er keinen Weg der Nachforschung für seiner unwürdig hielt, zeigten hier die heilsamsten Folgen.

Er ließ einen strengen Befehl ergehen, durch welchen Gutsbesitzer und Beamten verhalten wurden, den Unterthanen das nöthige Getreide unentgeldlich auszuliefern, wogegen sich diese verbindlich machten, dieses Darlehen in natura seiner Zeit zurückzustellen. Jeder Unterthan, welcher Vorräthe an Getreide besaß, mußte gewissenhaft die Größe seines Bedarfs bis zur Erndte anzeigen und seinen Ueberfluß zum Besten der Hilfsbedürftigen, gegen mäßige Bezahlung, hergeben. Um diesem Befehle den erforderlichen Nachdruck zu geben, wurde jedem zur Vollstreckung desselben beauftragten Kommissär ein Kommando von Soldaten beigegeben. Diese wohlthätige Strenge zeigte sich sehr bald äußerst wirksam. Die Speicher der Wucherer öffneten sich und der Preis des Getreides fiel um die Hälfte. In Prag verweilte der Monarch so lange, bis alle Magazine gefüllt und der Noth des Volks sichtbar abgeholfen war. Sein Zweck wurde endlich durch die erwähnten Maßregeln, durch Zufuhr von Korn und Reis aus Ungarn, durch Vorschuß von 2 Millionen, durch Nachlaß von neun Gulden in der Steuer (Herabsetzung von 66 auf 57) vollkommen erreicht, und die 51,000 Angesessenen im Königreiche, von welchen der Zustand des ganzen Volkes abhängig war, wurden in den Stand gesetzt, die Aussaat

in je höherem Grade sie ein Fürst besitzt. Dieser Forschungseifer allein hat unter Czar Peter dem Großen ein barbarisches Volk, eine lockere Gesellschaft zu einem Staate organisirt, und zur Zeit Josephs unberechenbaren reichen Segen gebracht über Oesterreich, was später zu erweisen.

zu besorgen, und ihre Geschäfte wieder zu betreiben. Die dankbare Hauptstadt Prag offenbarte ihre Gesinnungen gegen den Monarchen in einem Dankfest am 11. Juni, welchem auch die Juden beiwohnten. Diese Unglücklichen, welche bisher von der Regierung äußerst stiefmütterlich behandelt, von den Behörden und der Gesellschaft mit der größten Härte unterdrückt und mißhandelt worden waren, machten einen großen Theil der Bevölkerung der Hauptstadt aus. Die Noth in dem von ihnen bewohnten Stadtviertel — der Judenstadt — war unsäglich. Joseph war der erste Monarch in Oesterreich, der sie in Schutz nahm, oder wenigstens nicht vom Genuß seiner Wohlthaten ausschloß, der allen Nothleidenden ohne Unterschied des Glaubens half und sich so den Dank der Unterdrückten verdiente. Die Juden drückten ihn in einem rührenden Gebete aus, das sowohl wegen seiner Seltsamkeit, als auch wegen der darin ausgesprochenen ungeheuchelten Verehrung für den humanen Fürsten eine Stelle verdient.

„Besitzer des himmlischen Reichs! Beobachter aller Geschöpfe mit unendlicher Erbarmung! Verpfleger aller Lebendigen von dem mindesten Wurme bis zum größten Thiere! Der du flößest Erbarmung und Gnade in die Herzen der frommen Regenten; schicke deinen Segen! Erhöhe und vergrößere den so hohen Thron unserer allergnädigsten Landesmutter, der vernünftigsten und großmächtigsten Königin und Kaiserin, Maria Theresia, zierhaften Blume des großen Stammbaums Oesterreich, samt Dero hohen Nachfolger, dem durch Weisheit und Heldenmuth weltberühmten, großmüthigen **Joseph II.**, **Römischen Kaiser.**“

„Ihre Wohnung bleibe erhöhet, und felsenfest soll Ihr Schutz seyn; denn Ihr Brod wird uns gegeben. Sie thun Barmherzigkeit und Gnade, zu erhalten viel Volk; Sie öffnen Kornschätze, um zu speisen das Volk; Sie sättigen die Durstigen, und hungrige Seelen erfüllen Sie mit Gutem. Du Gott! der du gibst auf Ihre Häupter goldene Kronen, gib langes Leben immer und ewig an Beide Majestäten, wie auch der ganzen königlichen höchsten Familie und Dero Hofstaat, Ministerium, Generale und dem ganzen Heere; vergrößere Ihre Ehre mit deiner Hülfe, lege Lob und Schmuck auf Sie; deine Hand finde Ihre Feinde. Das Haus, das glorreiche Haus Oesterreich, erhalte grundfest, hilf Ihnen mit Rath und That! Erweitere allerseits Ihre Gränzen! Setze Sie zum ewigen Segen; unterhalte Ihre Gemüther mit Freude, Vergnügen und Lustbarkeit. Gott! du hast einen gewaltigen Arm, stärke Ihre Macht, und erhebe Ihre rechte Hand, erstrecke Ihre Scepter auf viele Völker; die Thore sollen jetzt offen stehen, weder Tag noch Nacht zugeschlossen werden, daß die Völkermacht und ihre Völker herkommen; gib unsern Königen langes Leben, daß Ihre Jahre immer währen für und für.“

„Guter Gott! die Schatzkammern unserer allergnädigsten Kaiserin und unseres Kaisers erfülle mit Kostbarkeiten, Sie sollen erreichen Gold aus deinem Schwo; [1]) entdecke Ihnen die heimlichen Schätze und verborgenen Kleinode; man soll keinen Frevel mehr hören in deren Ländern, noch Schaden und Verderben in Ihren Gränzen, sondern Ihre

---

[1]) Psalm 52, V. 15.

Mauern sollen Heil, und deren Thore Lob heißen; Helfer der Herrschaft! durch deine Gnade leiste Ihnen wundersame Hülfe; Herr! mit deiner Stärke erfreue unsere glorwürdigste Kaiserin und Kaiser; durch deine Hülfe wollest du Sie ergötzen; viel Segen schütte über Ihre Häupter; fahre fort, das Herz unserer Majestäten und deren sämmtlichen Adel mit Gnade und Erbarmen für uns Israeliten zu füllen, damit Sie uns fernerhin die Frucht Ihrer Gütigkeit gönnen. Noch eins bitten wir vom Herrn, daß wir im Hause des Herrn bleiben möchten, zu schauen die Schönheit, den Gottesdienst, und seine Tempel zu besuchen! Amen."

Nach Wien zurück gekehrt[1]) verwendete Joseph nicht minder große Sorgfalt auf die dort gegen den Mangel ergriffenen Maßregeln, besuchte persönlich die aufgerichteten Brodhütten, und half überall durch eingreifende Strenge.[2]) So beschaffen war die angebliche Härte dieses Fürsten, deren er von Allen angeklagt wurde, welche unrechtmäßige Erwerbsquellen für sich versiegen sahen, und die oft leider darauf angewiesen waren, sich von den herrschenden Mißbräuchen zu ernähren. Die heillose Unordnung, Willkühr und Nachläßigkeit, welche er überall im Staate antraf, die Saumseligkeit und Bestechlichkeit der Beamten, die grausame

---

[1]) Auf der Reise in Böhmen vertheilte Joseph II. gegen 50,000 Dukaten, und vermehrte die Einkünfte des Armenhospitals um 24,000 Gulden. (Carraccioli.)

[2]) Auch die Provinz Mähren erfuhr Beweise von der Sorgfalt des Kaisers. Er schickte insgeheim 60,000 Gulden zur Unterstützung der Armen an den Großkapitän der Provinz. Maria Theresia, welche diesen Akt der Großmuth erfuhr, folgte seinem Beispiel, und sendete eine gleich große Summe.

Unterdrückung der Ohnmächtigen, [1]) und die despotische Barbarengesinnung der Befehlenden mußte ein von dem lebhaftesten Rechtsgefühl durchdrungenes Gemüth verhärten gegen die kriechende Schmeichelei und doppelzüngige Augendienerei der Schlechtigkeit.

In die Zwischenzeit (Mai 1770) fiel ein wegen seiner schrecklichen Folgen für Oesterreich ewig beklagenswürdiges Ereigniß. Die Prinzessin Marie Antoinette, der Kaiserin letzte unglücklichste Tochter, hatte ihr sechszehntes Jahr erreicht, und ward von dem Dauphin von Frankreich zur Ehe begehrt. Die Aussicht auf den Thron dieses Reiches war für die Prinzessin nicht weniger schmeichelhaft, als für den ganzen Hof, dem eine freundschaftliche Verbindung mit einem so mächtigen Hofe nur erwünscht seyn konnte. Diese unglückselige Verbindung, welche Oesterreichs edelstes Blut kostete, wurde in Wien mit großer Pracht vorbereitet. Man erbaute auf Befehl des Kaisers in dem Belvedere, dem ehemaligen Palaste des Prinzen Eugen, einen Saal von 400 Fuß Länge und 50 Fuß Breite, gab dann am bestimmten Tage ein Souper von 1500 Converts und einen maskirten Ball, zu welchem 3000 Eintrittskarten vertheilt

---

[1]) Dieses darzuthun, genügt ein Beispiel von empörender Tyrannei. Auf seiner Reise traf Joseph einen Bauern an, der in Ketten arbeiten mußte. Auf Befragen berichtete derselbe, er müsse diese Strafe sechs Wochen lang tragen, weil er einen Hasen erschlagen habe, der in seinen Feldern großen Schaden anrichtete. Joseph befreite den Armen, und verwies dem Amtmann, den er persönlich aufsuchte, seine unmenschliche Härte auf's Nachdrücklichste. (Leben und Geschichte Kaiser Josephs II. Amsterdam.)

wurden. Joseph nahm an den Festlichkeiten dieser verhängnißvollen Gelegenheit vergnügten Antheil, und reiste hierauf nach Ungarn, um neuerdings Forschungen über die vielen Bedürfnisse dieses unglücklichen Reiches anzustellen. Alle Mitglieder des Hofes überließen sich der Freude, und das Schicksal weihte mit unsichtbarer Macht das Haupt der blühenden Braut — zum Opfertod auf dem Blutgerüste.[1])

Sechstes Kapitel.

1771 — 1773.

Theilung von Polen.

Wir finden uns bei einer Epoche in der europäischen Geschichte angelangt, welche Oesterreichs Fürstenhause unzählige Schmähungen von Seiten befangener Geschichtschreiber zugezogen hat. Man hat nicht nur Maria Theresiens Andenken durch den Vorwurf der Theilung Polens verunglimpft, sondern auch den Namen Josephs durch ungegründete Beschuldigungen zu beflecken gesucht. Herr von Dohm[2]) hatte sogar den boshaften Humor, das österreichische Kabinet des Entwurfs dieser Theilung zu beschuldigen, und dadurch die Schmach der Erfindung dieses

---

[1]) Bald darauf kam die zweite Zusammenkunft Josephs mit Friedrich II. zu Stande, welche wir bereits im vorigen Kapitel erzählt haben, um Thatsachen, welche mit einander im Zusammenhang stehen, nicht zu trennen.

[2]) In seinen Denkwürdigkeiten. Lemgo. 1814. S. 439. 1r Bd.

Projekts von dem Andenken seines intriguanten Fürsten zu entfernen. Allein der ironische Ton, in welchem er spricht, die offenbare Selbstgefälligkeit und hier und da wie satyrische Laune hervorbrechende Heiterkeit Friedrichs in seinen Memoiren, jenes stolze und listige Belächeln seiner ausnehmenden Schlauheit läßt keinem Psychologen, der an diesen Wahrzeichen den gewissenlosen Urheber einer bösen Handlung erkennt, den geringsten Zweifel übrig in Betreff der Frage: wer diesen schlimmen Plan zuerst gefaßt habe? [1])

Wollte man nach dem Beispiele der sophistischen Historiographie Preußens diese denkwürdige Begebenheit darstellen, so wäre es noch würdiger, den Akt der Theilung selbst als keineswegs unrechtlich zu vertheidigen, als durch Entstellungen verläumderischer Art die Geschichte zu verfälschen. Man könnte sagen, daß die Polen durch die Geschichte ihrer Unglücksfälle und deren unverkennbare Ursachen hinlänglich dargethan haben, daß sie nicht im Stande

[1]) Selbst Coxe, der nicht immer freundlich gestimmt ist für das österreichische Kaiserhaus sind diese Wahrheiten nicht entgangen. „Ich stand anfangs an," sagt er, „ob ich bestimmt sagen sollte, der erste Gedanke des Theilungsplans rühre vom König von Preußen her. Die That war so verwerflich an sich, daß jede der drei Mächte sich bemüht hat, sie der andern aufzubürden. Indeß braucht man nur in Friedrichs Werken (5. Bd.) das Kapitel zu lesen, welches die Ueberschrift führt: de la politique, depuis 1765 jusqu'à 1777, um sich zu überzeugen, daß er der erste Urheber dieses Entwurfs war, und daß er seinen Zweck erreichte, indem er die Mißhelligkeiten zwischen dem Wiener und Petersburger Hof benutzte. Auch verdient bemerkt zu werden, daß, wo der König von Preußen von den Zusammenkünften in Neisse und Neustadt spricht, er keines

waren, sich selbst zu regieren, daß der Grad der Civilisation ihrer vornehmsten Edelleute in keinem Verhältnisse stand zu der hohen Geistesbildung derjenigen, welche die Zügel aller benachbarten Staaten in Händen hatten, und es den Polen folglich auf keinen Fall möglich war, die erste Bedingung ihrer nationalen Existenz, eine ordentliche, den europäischen Verhältnissen angemessene Staatsorganisation, zu erfüllen. Man könnte in jesuitischer Gleißnerei so weit gehen, die Besitznahme der drei Mächte von Polen als eine Wohlthat für dessen Einwohner zu bezeichnen, und das sogar mit einigem Rechte, wenn jeder Antheil so verwaltet worden wäre, wie der österreichische.

Allein ferne sey von uns eine solche Mißachtung alles historischen und Naturrechts, aller Gefühle der Billigkeit und Redlichkeit, durch welche ein gewissenloser Scribent veranlaßt werden könnte, den Erfinder jenes Planes zu entschuldigen und Umstände zu erdenken oder zu deuten, welche die Vernichtung der Nationalität eines biederen,

---

Zerstückelungsplans hinsichtlich Polens erwähnt. Als ich in Wien war, erfuhr ich von einem Herrn, daß bei der zweiten Unterredung die Karte von Polen vor den beiden Herrschern aufgeschlagen lag. Auch Graf Herzberg sagte mir, der Plan sey in Neisse und Neustadt verabredet worden. Dieser ward vom König selbst zu Rathe gezogen, dem er Einwendungen gegen die Theilnahme Oesterreichs an dieser Beute machte; und Friedrich antwortete ihm: „Sie werden auch die Schmach theilen.“ Man s. die Erzählung beider Zusammenkünfte in Wraxall's memoirs of the courts of Berlin etc. 2r Bd. S. 19, wo die Ehre der Erfindung dem großen und tiefen Geiste des Prinzen Heinrich zugeschrieben wird. (Wilh. Coxe's Geschichte des Hauses Oesterreich. 4r Bd. S. 362. Uebers. von Dippold und Wagner.)

und Preußen allein, nicht unmittelbar bei den schwebenden Fragen interressirt, war in der vortheilhaften Lage, daß es die drei Mächte ruhig beobachten, vermittlungsweise intriguiren und von den Umständen seinen Profit nehmen konnte. Während des Haders der benachbarten Höfe lag Polen, im Innern zerrüttet, demoralisirt und äußerst bewegt, in einem Zustande zwischen den drei mächtigen Reichen Rußland, Preußen und Oesterreich, „daß es schien, als dürfe man sich nur bücken, um von diesem herrenlosen Land sich beliebige Theile aufzulesen.“[1]) Es konnte daher gar keine günstigere Gelegenheit geben, die streitenden Parteien auf Kosten eines Dritten zufrieden zu stellen. Der Gedanke dieser Theilung lag gewiß nahe genug für Friedrich II., der schon aus dem schlesischen Krieg hinlänglich berühmt war seines Talentes halber, vorkommende Gelegenheiten zur Arrondirung seiner Staaten geschickt und kräftig zu benützen. Während dieser Lage der Dinge geschah es, wie Friedrich mit verstecktem Humor erzählt, „ganz zufällig“, daß der Prinz Heinrich, Bruder des Königs von Preußen, der Königin von Schweden zu Stockholm seiner Schwester einen Besuch abstattete. Die Kaiserin von Rußland, welche diesen Prinzen in ihrer Jugend zu Berlin hatte kennen lernen, verlangte, daß ihm die Erlaubniß ertheilt werde, sich nach Petersburg zu begeben; das war eine Sache, die man höflicher-

---

[1]) Il semble, qu'en Pologne il n'y a, qu'a se baisser et en prendre, sagte die Kaiserin Katharina zu dem Prinzen Heinrich in Petersburg.

weise nicht abschlagen konnte. Der Prinz ging also nach Rußland (Dez. 1770), und durch seinen Geist gewann er bald Einfluß auf die Kaiserin, und überredete sie, sich dem Könige, seinem Bruder, anzuvertrauen.“ Die Kaiserin machte ungeheure Ansprüche, von welchen der König sich nicht getraute, den Wiener Hof zu unterrichten. Da aber die Kaiserin, trotz der eifrigen Gegenvorstellungen des Prinzen auf ihren Forderungen bestand, fand man sich genöthigt, ihr für den Augenblick nachzugeben und ihre Wünsche nach Wien zu berichten, was jedoch nicht geschah, ohne daß der König beigefügt hätte, es werde nicht das letzte Wort von Rußland seyn, wovon er das Kabinet benachrichtige.

„Diese Vorsichtsmaßregeln des Königs waren um so nöthiger, da der kaiserliche Hof seine Absichten nicht mehr verbarg, und die Rüstungen in Ungarn einen nahen Bruch mit Rußland besorgen ließen. Der Wiener Hof war entschlossen, nicht zu dulden, daß der Kriegsschauplatz sich über die Donau hinaus erstrecke, er hoffte sogar im Fall einer bewaffneten Vermittlung den Türken die Moldau und Wallachei zurückzustellen und die Russen zu zwingen, von der Unabhängigkeit der Tartarei, welche sie forderten, abzustehen.“ Diese Vorsätze faßte der Wiener Hof in Folge einer geheimen Konvention mit der Pforte (vom 6. Juli 1771), und ging so weit, von dem König von Preußen zu verlangen, daß er, falls die Russen von einer anderen Seite als von Polen aus angegriffen würden, sich neutral verhalten möchte — „was vom König rein abgeschlagen wurde.“ Während dieser Verhandlungen kam die Nachricht

nach St. Petersburg, daß Oesterreich bei der Abgränzung gegen die Zips die Ansprüche auf dreizehn zur Zipser Gespannschaft gehörige Ortschaften zur Sprache gebracht, welche im November 1412 König Sigismund von Ungarn an Wladislav Jagello für 37,000 Schock böhmische Groschen verpfändet hatte. Dieser Maßregel des österreichischen Hofes zur Behauptung seiner Rechte wurde am Petersburger Hofe sogleich eine übertriebene Bedeutung gegeben, und die Kaiserin äußerte sich, „wenn der Wiener Hof das polnische Reich aufzulösen denke, so befänden sich die Nachbarn im Recht, dasselbe zu thun." Diese Eröffnung kam dem König von Preußen, welcher durch Prinz Heinrich schleunige Nachricht davon erhielt, „sehr gelegen," und er versäumte nicht, den Grafen von Solms schnell zu beauftragen, „auszumitteln, ob diese Worte der Kaiserin ernstlich gemeint, oder blos Ergebniß einer flüchtigen Laune seyen." Die Meinungen am Petersburger Hofe waren sehr getheilt, aber endlich ging das Projekt mit Mehrheit der Stimmen durch. „Man benachrichtigte den König von Preußen von dem gefaßten Entschluß, als von einem geeigneten Mittel zur Entschädigung desselben für die geleistete Kriegshülfe." Mit übergroßer Freudigkeit empfing Friedrich diese willkommene Nachricht, und seine Dankbarkeit gegen den Prinzen Heinrich, dessen geschickter Vermittelung er diese herrlichen Früchte schuldete, war so groß, daß er in der Folge ihm eine Statue errichten wollte, und da der Prinz eine solche Verewigung seines „Ruhms" ablehnte, ihm als Aequivalent die Summe von 12,000 Thalern in Gold jährlicher Revenüen aus den Einkünften der

gewonnenen Landstücke, auch nach dem Tode des Markgrafen von Schwedt die Anwartschaft auf diese Herrschaft bewilligte. [1]) Alle diese Umstände haben mehrere Schriftsteller verleitet, dem Prinzen Heinrich die Ehre der Erfindung des Theilungsprojekts zu geben, eine Meinung, die vorzüglich von Wraxall unterstützt wird. [2]) Nach derselben Quelle war der Plan schon lange angelegt, und der Anfang zu dessen Ausführung gemacht, indem man Katharina bewog, nach August III. Tode, Polen einen von ihr unabhängigen König zu geben, und dieses Land ganz zu unterjochen. Das Mißvergnügen, welches hierüber bei einem Theile des polnischen Adels entstanden, die Unzufriedenheit der Pforte und die darauf folgenden Mißhelligkeiten zwischen den drei Höfen seyen allein Friedrichs Werk gewesen. Doch ist dieser angebliche Zusammenhang der Ereignisse sehr unwahrscheinlich, denn Friedrich war zu klug und erfahren, als daß er hätte glauben können, die Weltereignisse ließen sich durch die Kabalen eines Einzelnen dirigiren, und seine größte Kunst bestand in einer klugen Benützung der Um-

---

[1]) (La Roche-Aymon) Vie du prince Henri. p. 252; an demselben Ort p. 143. „Toute la correspondence du Prince Henri avec le Roi contenant 587 lettres sur les affaires d'état fut rendu au Prince p. Frédéric Guillaume II. à son avénement au trône." Diese Briefe befinden sich jetzt im geheimen Archive, und werden einst als urkundliche Belege zu den Begebenheiten in Petersburg dienen. Ferner vergl. (Geh. Reg.Rath Roscius) Westpreußen von 1772 — 1827. Marienwerder, 1828. S. 5. (Preuß, Geschichte Friedrichs des Großen. 4r Bd. S. 52.)

[2]) Memoirs of the Courts of Berlin, Dresden, Warsav and Vienna in the yars 1777, 1778, 1779. By N. Will. Wraxall. London, 1800, II. Vol. 2r Bd. p. 19.

stände. Wir mögen aus diesem Grund der eben angeführten Behauptung kein Gewicht beilegen, und uns streng an die lautersten und zuverlässigsten historischen Quellen halten. Auch ist es gleichgültig, zu wissen, welche Person die erste Idee gefaßt habe, wenn es einmal konstatirt ist, daß sie vom preußischen Hofe ausging.

Auf die oben erwähnte Weise wurde die Theilung Polens eingeleitet, nachdem die Konföderirten von Bar am 8. August 1770 den polnischen Thron für erledigt erklärt hatten, und während 1771 einige Enthusiasten den eigenen König entführten. Katharina hatte zum Prinzen Heinrich offenherzig gesagt: „Ich werde die Türken schrecken und den Engländern schmeicheln; gewinnen Sie Oesterreich, daß es Frankreich beschwichtige.“ Der Zeitpunkt war günstig, alle Umstände versprachen das Gelingen des Planes, und es fehlte nur noch die Beistimmung Oesterreichs, um ihn auszuführen. Allein der biedere Hof dieses Reiches, seine fromme Fürstin und seine staatsklugen Minister leisteten unvermutheten Widerstand. Das gottlose Projekt war eben so sehr den Grundsätzen der Kaiserin als auch der Politik des Fürsten Kaunitz zuwider. Der letztere sprach seine Meinung in folgenden denkwürdigen Worten aus: „der österreichische Staat bedarf keiner weiteren Vergrößerung, sein Flächeninhalt, seine Bevölkerung und sein Einkommen sichern ihm bei einer weisen Verwaltung seine Bedeutendheit, und durch den Anbau der noch nicht urbaren Länder, durch Anlegung neuer Kolonien könnte er, nicht unter dem Fluche, wohl aber unter dem Segen der Völker ein neues, nicht unbedeutendes Königreich in seinem Innern sich erobern.

Ein ganz anderer Fall sey dieß bei Preußen, seit dreißig Jahren der Nebenbuhler Oesterreichs. Dieser Staat stehe in Hinsicht seiner Ländergröße und Bevölkerung noch keineswegs auf der Stufe, um in dieser Hinsicht nicht ein Fortschreiten zu wünschen. Der Erwerb jeder neuen Quadratmeile sey ihm daher Gewinn, während fünf neu erworbene doch nur ein unbedeutender Zuwachs für Oesterreich seyen. Daher sey schon aus diesem Prinzip der Politik jede Theilung von Polen für Oesterreich höchst nachtheilig, selbst wenn es das Fünffache, Preußen dagegen nur das Einfache gewinne. — Doch die erhabenen Gesinnungen, die Ihre Majestät im Laufe ihrer ganzen Regierung bewähret, geben dem treuen Staatsdiener die sichere Bürgschaft, daß die Kaiserin nicht um einen so schnöden Gewinn die Indignation der Völker auf sich laden wolle. Als Ihre Majestät von ihren Feinden widerrechtlich angegriffen worden, habe ein gerechter Unwille die Völker ergriffen, die heißesten Wünsche für das Glück der österreichischen Waffen mitten in feindlichen Ländern erzeugt, und die österreichischen Nationen mit dem Muthe beseelt, der damals den Staat gerettet.“ — „Hätten wir auch sonst keine Veranlassung gefunden, den Fürsten zu schätzen,“ war Theresiens Antwort, „so würde diese seine Schrift schon allein hinreichen, ihn wegen seiner rechtlichen und edlen Gesinnungen hoch zu schätzen. Es ist nun die Sache des Fürsten, uns mit seinem Rathe zu unterstützen, um diese verwickelte Angelegenheit zu unserer Ehre und Beruhigung zu remediren.[1])

---

[1]) S. Oesterreichisches Archiv für Geschichte, Erdbeschreibung,

Dieß waren die herrschenden Gesinnungen am Hofe, welche zur Folge hatten, daß man auf die Eröffnung des Königs durch den Baron von Swieten: — „Rußland sey nicht mehr unzufrieden über die österreichische Besitznahme von der Zips, und rathe dem Wiener Hofe freundschaftlich, sich in diesem Theile von Polen nach Belieben auszubreiten, was mit um so weniger Gefahr geschehen könne, da sein Beispiel von den übrigen benachbarten Mächten werde nachgeahmt werden“ — keine befriedigende Antwort gab. „Der Fürst Kaunitz“ — dieß sind Friedrichs eigene Worte — „erklärte trocken, daß sein Hof einige Theile von Polen an den Gränzen von Ungarn nur darum besetzt halte, weil Oesterreich einige Forderungen an die Republik habe und nicht gedacht habe, ein Gegenstand von solcher Geringfügigkeit könne die Idee einer Theilung von Polen veranlassen, wodurch — bei den unüberwindlichen Schwierigkeiten — die Lage Europas noch kritischer gemacht würde, als sie es schon wäre. Er rieth dem Könige von Preußen von diesem Projekte ab und versicherte, daß sein Hof bereit sey, die von ihm besetzten Theile von Polen zu räumen, wenn die anderen Mächte dasselbe thun wollten. Diese letzten Worte enthielten einen Vorwurf gegen Rußland, welches Armeen in Polen stehen hatte, und gingen nicht minder den König von Preußen an, der (unter dem Vorwande) wegen der Pest einen Kordon von der Weichsel bis Crossa gezogen hatte. In einer Angelegenheit von dieser Art durfte man

---

Staatenkunde, Kunst und Literatur. Herausgegeben von J. W. Ridler. Wien, Beck. Jahrgang 1831, S. 603.

sich nicht durch Kleinigkeiten entmuthigen lassen. Man konnte voraussehen, daß Oesterreich bald einwilligen werde, wenn nur Rußland und Preußen recht einig mit einander seyn würden.“ Friedrich versäumte daher nicht, die Sache mit dem größten Eifer fortzusetzen und versprach dem Wiener Hofe einerseits, daß der Türkei die Moldau und Wallachei erhalten werde, erklärte aber andererseits, daß er, im Fall der Frieden zwischen beiden Kaiserhöfen nicht zu retten wäre, er den Verbündeten beitreten müsse. Diesem Worte mehr Gewicht zu geben, vermehrte und rüstete er die ganze Reiterei mit einigem Geräusch und brachte es bald dahin, daß Rußland von seinen schweren Forderungen abging und sich zur Theilung bereit erklärte. So wurde dem Wiener Hofe die Alternative gestellt, entweder sich in einen Krieg mit Rußland und Preußen einzulassen, oder den beabsichtigten Raub theilnehmend zu begünstigen.

Oesterreich hatte sich gegen Polen auf das Ehrenhafteste betragen. In einem eigenhändigen Briefe hatte Maria Theresia den König Stanislaus versichert, ihre Freundschaft für ihn und den Freistaat sey unwandelbar, nie sey es ihr beigefallen, sich auch nur einen Theil Polens aneignen zu wollen, und sie werde nie zugeben, daß irgend eine Macht dieß Reich zerstückle.[1]) Zu gleicher Zeit hatte sie einen Vertrag mit der Pforte geschlossen, wodurch sie sich anheischig machte, Rußland, wofern es seine Eroberungen nicht herausgäbe und seinen Unternehmungen auf Polen nicht entsagte, den Krieg zu

---

[1]) Linds letters of Poland.

erklären. Dagegen sollte die Kaiserin Königin ein Hilfsgeld von 10,000 Beuteln in vier Zahlungsterminen erhalten. Ihre Truppen brachen auf und die Zahlung geschah. Man hatte ferner den Verschwornen in Polen allen Beistand versprochen, hatte in Ungarn sich gerüstet und auf alle Weise ganz dem preußischen Plan entgegengesetzte Gesinnungen bethätigt. Während der Verhandlungen, welche wir oben erzählt haben, hatte also Oesterreich durch die heftigste Opposition dargethan, daß eine Theilung Polens nicht im Sinne seiner Politik lag, selbst Friedrich legte hierüber in seinen Schriften vollkommen gültiges Zeugniß ab. Welche Mühe es ihm gemacht habe, die beiden Kaiserhöfe zu vereinigen und zur Annahme seines Planes zu bewegen, gesteht er selbst in einem Schreiben an d'Alembert mit folgenden Worten: „Sie stellen sich vor, man könne eben so leicht Friede machen zwischen zwei feindlichen Mächten, als man schlechte Verse macht. Ich würde es indessen leichter vollbringen, die ganze Geschichte der Juden in Madrigalen zu erzählen, als dieselben Gesinnungen drei verschiedenen Souveränen einzuflößen, worunter noch dazu zwei Frauen sind.“ Nach alle dem scheint es Bosheit, wenn ein Schriftsteller sich bemüht, Oesterreich eine Schuld oder wohl gar alle Schuld beizumessen, selbst wenn man nichts weiß von den näheren Details, welche hier erzählt werden müssen. Es ist hinlänglich dargethan und durch Friedrichs eigenes Zeugniß bekräftigt, daß Oesterreich unter allen betheiligten Mächten am längsten seine Einwilligung zu Polens Theilung verweigert habe.

Allein Oesterreichs Widerstand konnte unter den bestehenden Verhältnissen nicht länger dauern, ohne die Monarchie in

die äußerste Gefahr zu bringen. Die Tugend, welche selbst die eigene Existenz des Individuums aufopfert für die Gesetze des Guten, wird in der Politik Keiner zulässig finden, dessen Denkvermögen sich in normalem Zustande befindet. Am heiligsten sind die Pflichten des Staatskörpers gegen seine Theile, heiliger als die gegen andere Staatskörper. Ein Staat muß nach gesundem Staatsrecht seine Integrität auch auf Kosten eines anderen politischen Körpers behaupten dürfen, oder alle Menschensatzungen zergehen in vage Unbestimmtheit und gränzenlose Deutsamkeit. Die Intriguen Friedrichs hatten Oesterreich jeden Ausweg abgeschnitten — Frankreichs Hilfe, auf die es allein reflektiren konnte im Falle eines Bruches, war durch beklagenswerthe Zufälle mehr als unzuverlässig geworden. Der Herzog von Choiseul, der warme Freund Oesterreichs und dem Fürsten Kaunitz mit dem größten Wohlwollen zugethan, hatte aufgehört, allmächtiger Minister am französischen Hofe zu seyn. Herr von Meaupoux, Großkanzler von Frankreich, schmeichelte sich, durch Entfernung des Herzogs alle dessen Aemter zu vereinigen und als erster Minister die Macht an sich zu reißen, welche einst Richelieu und Mazarin besessen hatten. Um eine Partei zu bilden, vereinigte er sich mit den Herzogen von Aiguillon und Richelieu, verschaffte dem alten lüsternen König ein Fräulein von sehr zweideutigem Rufe zur Ergötzung, und bemächtigte sich mit ihrer Hilfe der ganzen Willenskraft des Monarchen. Dieser vergötterte seine Mätresse (die berüchtigte Dubarri), und legte seinen Scepter zu ihren Füßen. Choiseul allein versäumte es, ihr seine Huldigungen zu bringen und zeigte ihr sogar seine tiefste

Verachtung. Die Unzufriedenheit der Dubarri hierüber theilte sich bald ihrem Geliebten mit und die Feinde Choiseuls benützten die Verstimmung des Königs, um den Herzog vollends zu stürzen. Sie schilderten ihn als einen Verschwender, der durch unsinnigen Aufwand die Einkünfte des Königreichs vergeude und, um sich unentbehrlich zu machen, die Angelegenheiten zwischen Frankreich und England verwickelt habe, wodurch Frankreich in Gefahr eines verderblichen Krieges gerathe. Dieses letzte Argument machte den stärksten Eindruck auf den König. Er beeilte sich, den Herzog in Ungnaden zu entlassen und eine ganz entgegengesetzte Politik einzuschlagen.

„Alle Freunde und die ganze Umgebung des Fürsten Kaunitz erinnerten sich noch lange darnach der Ausbrüche der üblen Laune, die sie mehrere Wochen erdulden mußten; als der österreichische Staatskanzler diese ihn tief ergreifende Nachricht erhielt. Nicht blos zwei gute Freunde, zwei innige Brüder vielmehr, waren in Choiseul und Kaunitz die Steuermänner der zwei mächtigsten Staaten von Mitteleuropa gewesen, die mit vereintem Willen gestrebt, eingesogene Vorurtheile zu zerstören und aus zwei alten Nebenbuhlern stets festere Bundesgenossen zu bilden. Doch der Scharfblick des weisen Staatsmannes erkannte gar bald, daß ein Lieblingssystem, der Stolz seines Lebens, durch diese Hofkabale, wenn auch nicht zertrümmert, doch heftig erschüttert worden, und bald darauf erhielt er auch die überzeugendsten Beweise, wie gegründet seine Besorgnisse gewesen. Der Herzog von Aiguillon, Choiseuls Nachfolger, hatte an alle französischen Botschafter, Gesandte und

Geschäftsträger die Weisung erlassen: gegen alle österreichische Beamten der auswärtigen Angelegenheiten eine strenge Zurückhaltung zu beobachten, allein die alte Vertraulichkeit zum Schein fortzusetzen, mit Klugheit jedoch den preußischen Agenten sich zu nähern und ihnen Beweise des wiederkehrenden Vertrauens zu geben. So sah sich Fürst Kaunitz in einer wichtigen, ächt europäischen Angelegenheit schmerzhaft getäuscht. Er zählte auf die kräftigste Unterstützung von Frankreich, um für Polen mit Nachdruck zu sprechen, und sie würde ihm auch zu Theil geworden seyn, hätte Choiseul das Staatsruder noch länger geführt. Denn schon hatte der Herzog erfahrene und unternehmende Offiziere, denen bedeutende Geldsummen angewiesen waren, nach Polen gesandt, um den Muth des polnischen Adels zu heben, die zerstreuten Kriegsschaaren zu sammeln, zu organisiren, den nöthigen Kriegsbedarf herbeizuschaffen u. s. w. Alles Vorboten von einem Theile des großen umfassenden Planes, von dem uns Dumouriez einen Abriß mitgetheilt. Die Pforte stand unter den Waffen, in mehreren Schlachten besiegt, doch noch nicht gebeugt, auf Schwedens Beitritt zum Bunde konnte man mit großer Wahrscheinlichkeit zählen. Würden Rußland und Preußen bei diesen Ansichten es gewagt haben, polnische Provinzen sich zuzueignen, hätten Frankreich und Oesterreich auch ihr liberum veto laut ausgesprochen, und durch dieß kräftige Wort im polnischen Adel den kriegerischen Geist seiner Ahnherren geweckt und ihn durch Wort und That zum Verzweiflungskampf hingerissen; Friedrich II. gewiß nicht, denn nach seinem eigenen Geständnisse schente er einen neuen Krieg mit mehreren

überlegenen Mächten, doch der Erwerb wohlgelegener Länder ohne Kampf und ohne Gefahr war ihm stets willkommen.“ [1])

So war durch den Sturz des Herzogs von Choiseul und die Falschheit seines Nachfolgers die Lage Oesterreichs völlig verändert; ohne Frankreichs Allianz war auch der Beitritt von Schweden nicht zu erwarten und die in dem Feldzug 1771 von den Russen erkämpften Siege hatten diese entschlossener, die Türken muthloser gemacht; ohne Bundesgenossen blieb daher Oesterreich die Wahl, entweder dem Vorschlage Rußlands und Preußens beizutreten oder einen höchst gefährlichen Kampf gegen beide Mächte zu beginnen. Die Staatsklugheit gebot, sich gleichfalls zu verstärken, wenn der gefährliche Nachbar dasselbe that, bei dem nicht die Größe, wohl aber die Lage des Landes für die Wichtigkeit des neuen Besitzes entschied, für den sich Herzbergs statistischer Kennerblick ausgesprochen. Selbst Oesterreichs Weigerung, Antheil an der Theilung zu nehmen, hätte Polen nicht retten können, denn um so mehr hätten sich dann die beiden anderen Mächte vergrößert. Dieß war dem Fürsten Kaunitz bekannt.

Diese Umstände verursachten am österreichischen Hofe selbst eine Spaltung der Meinungen. Der Fürst Kaunitz und Joseph II. fühlten die Nothwendigkeit eines Schrittes, den sie für ungerecht hielten, sie suchten die Kaiserin selbst davon zu überzeugen, allein Maria Theresia konnte nicht so schnell ihr Gewissen beschwichtigen. Sie befragte ihren Beichtvater, den Jesuiten Parhammer, um Rath, in wie

---

[1]) Ridlers Archiv 1831. S. 603.

weit die Theilung Polens, der sie beitreten sollte, wohl gerecht sey. Parhammer schrieb deßhalb nach Rom; Graf von Wilczek[1]) aber, der kaiserliche Gesandte am päbstlichen Hofe, muthmaßte den Briefwechsel, verschaffte sich eine Abschrift von Parhammers Briefen und sandte dieselben an Kaunitz, der nun seine Gebieterin zur Einwilligung in die Theilung Polens zu bewegen suchte. Bestürmt von ihm, ihrem Sohn und den ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, welche in der Sache befragt wurden, schwankte sie endlich, allein ihr empörtes Rechtsgefühl war nie völlig zu beruhigen. Sie schrieb deßhalb an ihren Minister folgenden wehmüthigen Brief, der als ein Denkmahl der Herzensgüte dieser frommen Fürstin seinen Platz in der Geschichte verdient:

„Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig nieder kommen sollte (1741) steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyend wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstigt mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes Stuck von Pohlen oder von der Moldau und Wallachey unser ehr und reputation in die schanz

[1]) Graf von Wilczek geb. 1738, starb 1819.

schlagen. Ich merkh woll daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, seinen Weg gehen.« [1])

Diese Gesinnungen der Kaiserin erklären und entschuldigen des Fürsten Kaunitz damals so unsichere Politik. Endlich gelang es jedoch seinen und des Kaisers Bemühungen, die Kaiserin zu einem bestimmten Entschluß zu bringen. Nicht wenig trug dazu bei die Antwort des römischen Stuhls, welcher erklärte: die Russen würden sich in Polen außerordentlich vermehren, die schismatische Religion dahin verpflanzen, und es wäre deßhalb zum Vortheil der Kirche nothwendig, daß der Wiener Hof seine Herrschaft bis nach Polen ausdehne. Nach Flassan [2]) machte die Kaiserin noch einen verzweifelten Versuch, die Sache rückgängig zu machen, indem sie einen so großen Antheil von Polen forderte, daß man hätte vermuthen sollen, es würde auf dieses Verlangen eine abschlägige Antwort erfolgen, allein zum größten Schmerz der Kaiserin sey ihr Begehren nach einiger Zögerung gewährt worden. Es mag allerdings seyn, daß Kaunitz der ängstlichen Fürstin diese Maßregel unter dem erwähnten Gesichtspunkte angerathen habe; allein es kann dem unbefangenen Blicke nicht entgehen, daß sie vielmehr das Ergebniß einer richtigen Politik gewesen sey. Rußland und vorzüglich Preußen wünschten, daß die drei Mächte zu gleichen Theilen bedacht würden, allein Kaunitz konnte unmöglich

[1]) Vgl. Hormayr Taschenbuch für vaterländische Geschichte. 1831. S. 66.

[2]) Histoire de la diplomatie française.

zugeben, daß so das Verhältniß Preußens zu Oesterreich gestört werde. War man einmal genöthigt, in die Theilung Polens einzugehen, so mußte Oesterreich den größten Antheil gewinnen, denn für Oesterreich war ein kleiner Länderzuwachs ohne Vortheil, wenn sich dabei ein gefährlicher Nachbar auf eine Weise vergrößern konnte, welche das Gewichtsverhältniß zu seinen Gunsten veränderte. Wenn sich vielleicht Preußen zu Oesterreich wie 1 zu 5 verhielt, so mußte Oesterreich wenigstens das fünffache gewinnen, wenn die Proportion dieselbe bleiben sollte.

Nachdem also alle Hindernisse der Uebereinkunft beseitigt worden waren, unterzeichnete Maria Theresia den Theilungsentwurf mit den denkwürdigen, prophetischen Worten: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“ [1]) So kam endlich dieses Einverständniß zu Stand, und wurde zu Petersburg 1772 den 5. August von den Ministern der drei Höfe unterzeichnet. Rußland erhielt demzufolge polnisch Liefland, den größten Theil der Woiwodschaft Witebsk, den Haupttheil der Woiwodschaft Poloçk, die ganze Woiwodschaft Mascislaw und die beiden Enden der Woiwodschaft Minsk, woraus es die beiden Gouvernements Poloçk und Mohilew bildete, [2]) etwa 3500 Quadratmeilen; Oesterreich

---

[1]) Zeitgenossen. XI., 29.

[2]) Tableau de Rologne, par Malte-Brun. Paris, 1830.

gewann etwa 2500 Quadratmeilen, nämlich die Zipser Gespannschaft, welche wieder mit Ungarn vereinigt wurde, und die Hälfte der Woiwodschaft Krakau, einen Theil der Woiwodschaft Sendomir, die Woiwodschaft Roth-Rußland, den größten Theil der Woiwodschaft Belz, Pokucie und ein Stück von Podolien, aus welchem ein Königreich Galizien und Lodomerien gebildet wurde. Preußen bekam polnisch Preußen außer Danzig und Thorn, und einen Theil von Großpolen, bis zur Netz, nach des Ministers Herzberg Angabe überhaupt nur 631 Quadratmeilen mit 504,000 Einwohnern und anderthalb Millionen Einkünfte, aber sein Gewinn hatte doppelten Werth, weil er Pommern und die Neumark mit Preußen verband, und den König durch den Besitz der Weichselmündung zum Herrn des polnischen Handels machte.

Die drei Mächte garantirten sich ihre Erwerbungen, und erklärten der Republik: „daß die drei verbundenen Mächte zur Verhütung ferneren Blutvergießens und zur Herstellung des Friedens in Polen sich einverstanden hätten, gewisse unzweifelhafte (?) Rechte auf einige polnische Provinzen geltend zu machen, daher sie einen Reichstag begehrten, der über die neuen Gränzen mit ihnen sich vergleichen möge.“

Stanislaus Augustus berief deßhalb den polnischen Reichstag auf den 8. Februar 1773 zusammen. Vergebens erhoben sich einige Patrioten gegen den Frevel am Vaterlande, ein günstiger Ausschuß genehmigte die Theilung Polens. So endigte diese Nationaltragödie mit dem Tode des polnischen Volks, und das staunende Europa sah dieses

Ereigniß mit all' der Theilnahme, mit welcher die Zuschauer einem tragischen Schauspiel beiwohnen. England schwieg, weil sein Handelsvortheil bei der Theilung gewann, der König von Frankreich ließ Alles geschehen, was seiner Dubarry genehm war.

Josephs II. eigenen Antheil an dem Theilungsprojekte und dessen Ausführung betreffend, ist nicht zu verkennen, daß er bis zu dem entscheidenden Augenblick der äußersten Bedrängniß die Gesinnungen seiner Mutter theilte. Er scheint bis dahin in allen den Angelegenheiten mit der Pforte und Rußland, welche die Theilung Polens herbeiführten, keine entschiedene Rolle gespielt zu haben. Jugend, Frische der Kraft, Ehrgeiz und alle die edlen Neigungen eines jungen Gemüths scheinen in seinem Inneren unbestimmte Wünsche nach Vermehrung der Ehre seines Hauses, der Macht und Größe seines Vaterlandes erregt zu haben, allein bei der Beschränktheit seines Wirkungskreises und der Abhängigkeit seines Willens ist es lächerlich, nach dem Beispiele Friedrichs über seine Gedanken und Wünsche, die nie Thaten geworden sind, ein strenges Gericht zu halten.[1])

---

[1]) Ueberhaupt ist es ein unwürdiges Behandeln des historischen Stoffes, wenn man seine parteiische Stimmung so sehr die Oberhand gewinnen läßt, daß man nur immer Gesinnungen erörtert und geheime Absichten und Gedanken voraussetzt, welche man durch nichts als durch einseitige Räsonnements begründen kann. Man vergleiche den Aufsatz über die Theilung Polens in Dohms Denkwürdigkeiten! Es ist fast wehmutherregend, wenn man den Mann seine einseitigen Urtheile, Vermuthungen und grundlosen Beschuldigungen auskramen sieht in einer Zeit, wo das Bekanntwerden vieler Umstände allen seinen vagen Hypothesen so laut widerspricht. Weit

Erst nachdem alle Aussichten, das Projekt Friedrichs zu verhindern, verschwunden waren, mochte er sich eine billige Einmischung angemaßt haben, um Kaunitz zu unterstützen, und die spröde Tugend seiner frommen Mutter, deren Widerstand länger unnütz und gefährlich war, zu besiegen. Wie sehr er selbst der Ausführung des gehässigen Planes abgeneigt war, wie sehr er alle patriotischen Polen schätzte, beweist seine Aeußerung über den unsterblichen Patrioten Grafen Wenzeslaw Rzewusky, Großgeneral von Polen und Kastellan von Krakau, der sammt seinem tapfern Sohne Severin von den Russen aufgehoben und fünf Jahre lang in Gefangenschaft gehalten wurde. „Hätten alle Polen seinen Patriotismus und seine Festigkeit besessen,“ sagte Joseph II., „so wäre ihrem Vaterlande niemals das Unglück widerfahren, welches es erlitten hat.“ [1]) Von dem Augenblicke an, da alle Mittel, Preußen und Rußland Widerstand zu leisten, verbraucht waren, kam Joseph seiner unschlüssigen, bereits geschwächten Mutter mit seiner mann-

ehrlicher und vernünftiger ist Friedrich selbst in seinen Schriften, (obgleich auch er viel von geheimen Absichten spricht,) als das Heer seiner ungeschickten Lobredner, welches in neuerer Zeit eben so ungeschickte Nachschreiber gefunden hat. Selten unter den Historiographen ist ein Mann wie Preuß, der bei aller Partheilichkeit seiner Gesinnung doch mehr die Thatsachen sprechen läßt, und nichts verschweigt, was zur Charakteristik Friedrichs und zur Bereicherung der Geschichte dienen kann, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob seine Daten, deren Quellen er gewissenhaft nachweist, dem großen Friedrich zum Ruhm oder Tadel gereichen.

[1]) Carraccioli.

haften Entschiedenheit zu Hülfe, und theilte ihr seine Entschlossenheit mit in einem Augenblicke, da man nicht mehr wählen und schwanken durfte. Das beklagenswerthe Ereigniß, welches den Polen ihre Nationalselbstständigkeit raubte, kann daher um so weniger einen Schatten auf Josephs Charakter werfen, da er nur der Nothwendigkeit nachgab, in einer sehr untergeordneten Stellung wirkte, und später das den Polen zugefügte Unrecht in dem österreichischen Gallizien dadurch wieder gut machte, daß er dieser neu erworbenen Provinz unschätzbare Wohlthaten der Civilisation und Kultur erwies, welche wenigstens für den Bürger und Landmann reelleren Werth haben, als das herzerhebende Hochgefühl einer ehrenhaften Nationalität. Viele dieser Wohlthaten mußten andere Theile von Polen bis auf heute entbehren, und es ist sehr zweifelhaft, ob sie bei der schlechten Verfassung des Reiches, dem Uebermuth der allmächtigen Edelleute, selbst bei Aufrechthaltung der Nationalselbstständigkeit, jene Besserung des gesellschaftlichen Zustandes und die vielen Anstalten im Geiste der Humanität erfahren haben würden, deren sich das österreichische Gallizien erfreute. Das Schicksal Polens ist nicht außerordentlich in der Geschichte, viele Nationen sind gleich ihm untergegangen, und aus ihren Trümmern gestaltete sich oft staunenerregende Größe und Macht. Der Geschichtskenner, der in allen Zeiten lebt, dürfte daher das Unglück dieses Reiches nicht so leidenschaftlich (und oft heuchlerisch) beklagen, wie manche andere Skribenten, welche es für Pflicht halten, bei diesem Kapitel der Welthistorie ein rührendes Lamento anzustimmen, oder mit der Donner=

posaune der höchlichsten Entrüstung die Rache des Himmels prophetisch zu verkünden. Kein sterbliches Auge dringt in das Geheimniß der Zukunft. Wer weiß, ob nicht ein heilsames Ungefähr das zerstückte Polenreich wieder zusammengränzt, wer weiß, ob es dann nicht herrlicher wieder ersteht, nachdem es an den inneren Elementen eines guten Staates unter fremder Herrschaft reichen Zuwachs erhalten. Die Nationen können nicht groß werden, ohne die Schule des Unglücks in allen Cursen beendigt, ohne die Zucht des Himmels vielfach und tief gefühlt zu haben. Polen war 1770 noch ein ungezogenes Kind unter den Nationen, vielleicht erhebt es sich, entlassen aus der Prüfung der Zeit, als Mann, nachdem es zwei Herren belehrt und gebildet, ein dritter gezüchtigt hatten, noch ehe die Säkularfeier der Theilung des Reiches von den ächten Söhnen des Vaterlandes unter russischer Knute mit geheimen Thränen begangen werden kann. Aber schwerlich dürfte das österreichische Galizien eine Regeneration Polens auf Kosten seines Wohlbefindens wünschen.

Nach allebem scheint es uns überflüssig, die Ansprüche Oesterreichs auf die neue Provinz nachzuweisen, doch ist es historisch merkwürdig, was damals die Geschichts- und Reichskundigen zur Rechtfertigung Oesterreichs vorgebracht haben. Wir theilen hier das Wesentlichste mit, ohne Gewicht darauf zu legen, und überlassen es der Urtheilskraft der Leser, zu entscheiden, inwiefern die hier erhobenen Ansprüche gegründet waren.

„Oesterreichs Ansprüche waren zweifach: Böhmen revindizirte die Herzogthümer Oswiecza (Auschwitz) und Zator;

— die Krone Ungarn die verpfändeten Zipserstädte, Podolien, Klein- oder Rothreussen. — Reussen und Podolien, oder im engeren Sinne, Halicz (Gallizien) und Wladimir (Lodomerien) sind vom Anbeginne des eilften Jahrhunderts bis in die Mitte des vierzehnten unter ungarischer Oberherrschaft gestanden, theils unmittelbar unter der Krone, theils von ungarischen Prinzen, Vasallen und Beamten regiert, von den ungarischen Königen aber ununterbrochen im Titel und Wappen geführt worden."

„Aber im Jahre 1352 überließ König Ludwig der Große von Ungarn Reussen an Casimir von Polen, mit dem Bedinge: daß, wenn Casimir männliche Erben bekomme, diese Reussen an Ungarn gegen 100,000 Gulden zurückgeben sollen — bekäme er aber keine, so sollte es, so wie ganz Polen, ohne weiteres an Ungarn fallen."

„Er bekam keine, und Reussen (und Polen) fiel dem ungarischen König, Ludwig von Anjou, zurück. Dieser starb 1382, ebenfalls ohne Söhne. Seine ältere Tochter Maria (Kaiser Sigmunds erste Gemahlin) erhielt Ungarn — die jüngere Hedwig (Gemahlin des lithauischen Jagello) — Polen."

„Hedwig benützte die Unruhen in Ungarn, und riß mit Waffengewalt Reussen und Anderes wieder zu Polen, obschon 1394 Sigmund und Jagello gegenseitig verzichtet und anerkannt hatten."

„In den Jahren 1411 und 1412 ist zwischen Ungarn und Polen darüber unterhandelt, und den 15. März 1412 ein öffentlicher, mit 100 Siegeln versehener, und 1415, 1423 und 1440 bestätigter Vergleich errichtet worden: „daß wegen Reussen, Podolien (und der Moldau) Waffenstill-

stand auf fünf Jahre nach eines der beiden Könige Tod seyn, und inzwischen die friedliche Entscheidung der beiderseitigen Ansprüche geschehen — Polen aber bis dahin in Besitz bleiben soll.“ Siegmund führte den Titel ungestört fort, die Untersuchung und Entscheidung erfolgte (1439) nicht, sondern erst 1454 — dann 1473 und 1479 ward zwischen Matthias Hunyady Corvin und Casimir wieder darüber gehandelt, aber wieder ohne schließlichen Erfolg.“

„So blieb's bis 1589, wo Erzherzog Maximilian von seinem Mitbewerber um die polnische Krone, Siegmund von Schweden, überwunden und gefangen wurde, und auf Polen verzichten mußte, insofern er durch die zwispaltige Wahl Rechte auf den Thron hatte, aber nicht, insofern er als Prinz von Ungarn durch alte Besitz- und Vertrags-Verhältnisse (sowie das ganze Erzhaus) besondere Rechte auf Reußen und Podolien hatte, denn von diesen steht kein Wort im Verzichte, der blos allgemein und wechselseitig ist.“

„Zudem ist jener Vertrag von den ungarischen Ständen (welche unstreitig befragt werden mußten) niemals gut geheißen worden, vielmehr haben sie 1595 neuerdings auf Beilegung der alten Zwiste mit Polen gedrungen, und seither sind diese Ansprüche immer vorbehalten, und Titel und Wappen von Halicz und Vladimir bis 1769 fortgeführt worden. Selbst ein polnischer Kanzler hat (sonderbar genug) noch 1673 das Recht Ungarns anerkannt.“

„Auschwitz und Zator wurden 1179 vom polnischen Könige Casimir, dem Herzoge Mirislav von Oberschlesien und Teschen eigenthümlich übergeben, und sind also mit

Schlesien unter böhmischen Schutz und Landeshoheit gekommen. — 1335 und 1339 verzichteten Johann von Böhmen-Luxenburg und Casimir von Polen gegen einander, und im polnischen Verzichte erscheinen Auschwitz und Zator ausdrücklich. 1355 hat Carl IV. mit dem Kurfürsten Schlesien, und mit Schlesien Oswizin und Zator Böhmen auf immer einverleibt; und 1372 erneuerte König Ludwig den Verzicht von 1339, mit dem Beisatze: „daß er und sein Nachfolger nie eine Unterwerfung jener Herzoge ꝛc. annehmen sollen noch wollen.“ Während der unruhigen und schwachen Regierung des Ladislav Posthumus riß zwar der Polen König Casimir Oswizin an sich, aber König Podiebrad forderte es bald mit starkem Arm wieder zurück. Doch bewilligte er durch den Traktat von 1462 gegen andere Vortheile, der Polenkönig möge Auschwitz auf Lebenslang besitzen. Als Ferdinand I. Böhmen erbte, wurde Auschwitz von ihm und von allen seinen Nachkommen zurück gefordert, oder Fürstenrecht zur Entscheidung des Streites aufgerufen.“

„Daß der ewig geldbedürftige König Sigismund, Kaiser nach seinem Bruder Wenzel, die schönen, mannhaften Zipser Städte nur unter der ausdrücklichen Bedingniß ewigen Wiedereinlösungsrechtes an Polen verpfändete, ist ohnehin bekannt, und daß also der Rest der Pfandschaft immerdar zurück gefordert werden konnte, ergiebt sich unmittelbar daraus.“ [1])

---

[1]) S. Hormayr's österr. Plutarch.

Siebentes Kapitel.

1770 — 1773.

Aufhebung der Jesuiten.

Die Zeit der Theilung Polens war in vieler Hinsicht für Europa voll Verhängniß. Das denkwürdigste Ereigniß nächst der Uebereinkunft der drei Mächte war die Aufhebung der Jesuiten.

Die Geschichte dieses Ordens, obgleich sie noch von keinem Denker abgefaßt wurde, bietet dennoch auf den ersten Blick eine Menge höchst merkwürdiger Wahrheiten dar, die vielleicht noch jetzt nur zu wenig beobachtet werden. Sie zeigt uns in freudigen und traurigen Bildern fast alle Uebel und Gebrechen, erfreulichen und beklagenswerthen Zustände, welche das Erbtheil der menschlichen Natur sind, den ewigen, unaufhörlich wiederkehrenden Kampf der Vernunft mit der Thorheit, des edlen Feuers begeisterter Gemüther mit der angestammten Trägheit der Menschen und dem Fanatismus der Verrückten und Verzückten. Sie zeigt uns vor Allem deutlich, daß immerdar die fähigsten Köpfe die Welt regieren, und daß alles Unheil aus der angemaßten und zufälligen Gewalt der Dummheit entsteht. Sie zeigt uns, wie die rohe Kraft stets von der Fähigkeit geleitet wird, und, erhaben über das Prinzip dieser Leitung, die möglichste Freiheit des menschlichen Geistes, die unerforschliche Weisheit der Weltregierung.

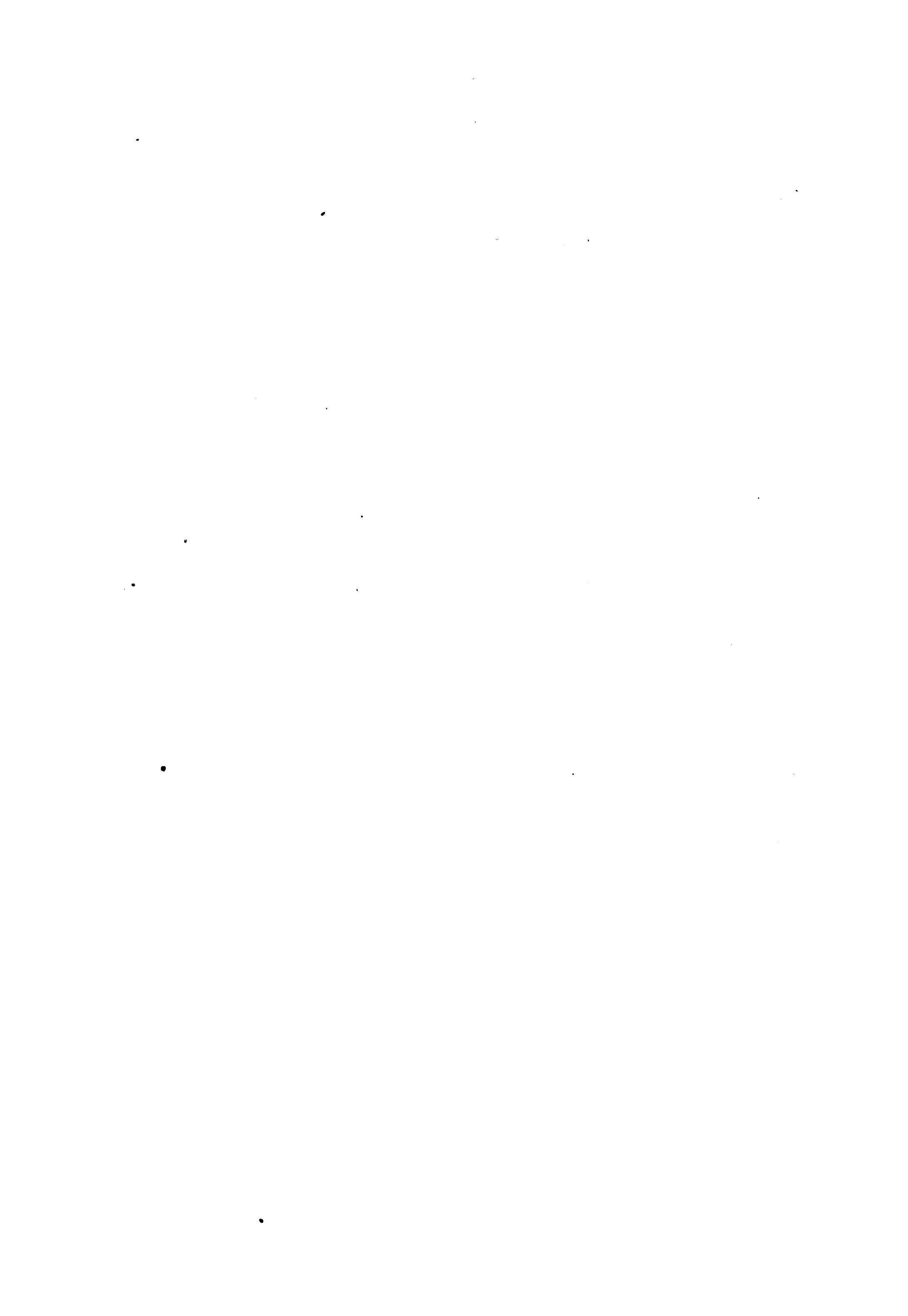
Die Gesellschaft bildete sich und blühte in einer Zeit, da sich die rohe, vernunftlose Gewalt die Oberherrschaft



C. Dreuzler lith.

ALOYS BLUMAUER,

geboren zu Steÿer 1754.



über die Gesellschaft errungen zu haben schien, da befangene Geister im Dunste befangener Vorurtheile und hartnäckigen Aberglaubens blindlings tyrannisirten, da die Faust und das Schwerdt, und, Beides führend, roh-physische Kraft über die Gesellschaft dominirte, und die Geistesbildung, die Denkkraft und Weisheit sich in finstere Klosterzellen verkroch, weil sie von den Thoren verachtet und verfolgt wurde. In schmählicher Knechtschaft lag der Gedanke damals, in den Tiefen der Gesellschaft. Damals sammelte der Orden die verachteten Fähigen aller Völker, aus allen Ständen und Klassen, und sie vereinigten sich bald, um ihre Schmach zu rächen und den, ihnen von hochgeborenen Schwachköpfen entrissenen, ihrer besseren Kraft gebührenden Wirkungskreis zu erwerben. Es handelt sich hier weder um Vertheidigung noch um Beschuldigung des Ordens, sondern um die Wahrheit. Am meisten herrschte der Orden in jenen Staaten, wo die Thorheit und der Aberglaube am Ruder standen. Am meisten Unheil mag er dort gestiftet haben, wo sich die Herrscher am meisten an der Vernunft versündigt hatten. Die Geschichte der Jesuiten gab den Staaten und Regenten eine furchtbar empfindliche Lehre. Man erkennt aus ihr die entsetzliche Größe der Gefahr, welche die Unterdrückung des menschlichen Geistes, die Verachtung der natürlichen Vorzüge und Eigenschaften, des angebornen Geistesadels, gegenüber der nichtigen Vorzüge der Geburt und des ererbten Ranges, die aus dem Herkommen entspringen, nach sich zieht mit unfehlbarer Gewißheit.

Zur Zeit, als der Orden der Jesuiten in die Zügel der Weltherrschaft eingriff, war die gesellschaftliche Ordnung in

den meisten europäischen Staaten, in der ganzen sogenannten civilisirten oder christlichen Welt eine höchst unnatürliche und unvernünftige. Das Menschenrecht wurde nach Stammbäumen und alten Urkunden taxirt, die Macht erbte sich von einem großen begabten Mann auf seine schwachen Kinder und Kindeskinder, die guten Aemter waren in den Händen der geschichtlich Bevorrechteten, die Ehren wurden den Urenkeln einiger Verdienstvollen zu Theil, und die Gesellschaft wurde öffentlich durch Namen statt durch Kräfte regiert. Die Basen der Gesellschaft lagen in längst vergangenen Jahrhunderten und die bodenlosen Staatskörper wurden nur durch das Vorurtheil zusammengehalten. Es fehlte ihnen gänzlich an natürlichen Elementen und alle ihre Gestalten waren nur Schein und Benennung. Die Gesellschaft glich einer kolossalen Maskerade. Da schleppten sich hochgeborne Kinder in den riesigen Gewändern der Patriarchen, schreckten die Menge mit Flachsbärten, papiernen Kronen und hölzernen Szeptern, als Aelteste imponirten in römischer Toga verzogene Edelmänner, mehr bekümmert im Herzen um Mätressen und Pferde als um das Wohl des Staates, und die nächstbesten ihrer Günstlinge kleideten sich nach Willkühr in die Würden von Richtern, Räthen, Geschwornen und Schöffen, je nachdem das Eine oder Andere ihnen näher lag. Selten entsprach ein Mann seinem Kleide. Natürliche Geistesanlagen und innere Kraft verkümmerten damals in dunklen Zellen beim Brevier, und die stärksten Geister der Zeit wurden zu nichts weiter verwendet als zum Meßlesen, Beichthören und Predigen. Die Klöster bildeten die einzige Freistatt für das verfolgte Talent. In dieser Zeit mußten die

Jesuiten floriren. So bald sie sich über alle Theile der civilisirten Welt ausgebreitet hatten, war es ihnen leicht, bei der trefflichen Organisation des Ordens, sich erstens unentbehrlich zu machen und nachher das Puppenspiel, die Welt zu regieren. Ihre Macht war ohne Zweifel größer, als man je gewußt und geglaubt hatte. In seinem Busen verwahrte der Orden die Geheimnisse aller Höfe, durch seine Hände gingen die größten Summen, welche der europäische Handelsverkehr in Umlauf setzte, ohne sein Wissen und Beistimmen geschah selten Bedeutendes. Aus ihren Beichtstühlen diktirten sie den Königen Gesetze.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wagte man es zuerst, sich gegen die Macht der Jesuiten aufzulehnen. Die Klagen über ihre Herrschaft, über ihre Laster und Komplotte wurden laut und die allgemeine Unzufriedenheit wurde durch die seltsamsten und gräßlichsten Gerüchte gesteigert. Man bezüchtigte sie der Theilnahme an der Verschwörung des hohen Adels in Portugal (1759), wobei der König verwundet worden war, man deckte in Frankreich, bei Gelegenheit eines Kaufmannsprozesses, ihre erstaunliche Handelsspekulationen auf (1764), beschuldigte sie gefährlicher Theorien über die Zulässigkeit des Königsmordes und die französischen Manifeste nannten sie die Urheber der meuchelmörderischen Angriffe der Fanatiker Clement Chastel und Ravaillac auf Heinrich III. und IV. und des verrückten Damiens auf Ludwig XV. Außerdem erzählte man sich unendliches Skandal über ihren sittlichen Lebenswandel, zeihte sie der schrecklichsten Grundsätze und des Bundes mit dem Reiche der Finsterniß. Allein nicht ihre

Laster, nicht die angemaßte Weltherrschaft waren schuld, daß der Orden endlich dem Haß der Welt unterlag, sondern lediglich das Alter desselben. Der gesellschaftliche Zustand hatte sich wirklich verbessert und war in stetem Fortschreiten begriffen, während die Statuten des Ordens immer dieselben blieben. Die Jesuiten brauchten im achtzehnten Jahrhundert noch immer dieselben Waffen zur Vertheidigung und Verbesserung ihrer Existenz, welche sie im sechzehnten gebraucht hatten, sie vergaßen, daß sie nicht mehr die einzigen Söhne des Lichts im Dunklen wallten wie damals, sondern daß ihr Beginnen rings um von der Aufklärung der Menschheit, wenn sie auch noch lange nicht umfassend war, umflossen vor den Augen der enttäuschten Völker und Fürsten lag. Wissenschaft und Kenntniß war nicht mehr der ausschließende privilegirte Besitz der Tonsurirten und die Jesuiten selbst hatten sich dieses Vorzugs durch ihre Unterrichtsanstalten beraubt. Im Staate herrschten nun auch denkende Männer, galt schon wahres Verdienst und die Talente blieben nicht mehr im Verborgenen. Es war den Jesuiten ein mächtiger Feind erstanden in der zunehmenden Geisteskultur. Kurz, das Institut war nicht mehr zeitgemäß, war abgelebt und degenerirt und mußte daher zu Grunde gehen.

In Oesterreich hatten sich die Jesuiten vielfach verhaßt gemacht. Schon unter Ferdinand I. hatte der Orden durch seine Unduldsamkeit allgemeine Erbitterung der Mildgesinnten jeder Konfession erregt. Canisius, der jesuitische Hofprediger und Haupturheber der greulichsten Religionsverfolgungen, welche nicht selten Empörungen des Volks befürchten ließen, hatte sich durch sein Wüthen gegen Anders-

gläubige den schimpflichen Beinamen der „österreichische Hund“ erworben. Unter Maximilian II. folgte Franz Rodriguez, ein portugiesischer Jesuit, seinem Beispiel, und brachte es durch seinen Einfluß am Hofe dahin, daß jeder Hofprediger, der nicht wüthend genug gegen die Protestanten Flüche von der Kanzel herabdonnerte, mit Gefängniß bestraft wurde. Unter Rudolph II. und Ferdinand II. machten sich die Jesuiten durch ihre Intoleranz so verhaßt und brachten sich in so üblen Ruf, daß die steyrischen Stände sie schon damals als „fremde, friedhässige, schädliche, landesverderbliche und unruhige Leute, welche unter dem Deckmantel der Religion sich auf Kosten des Landes zu bereichern suchen und auf nichts als gewaltsame Mittel denken,“ schimpflich bezeichneten. Aus den Geschichtsbüchern damaliger Zeit ließe sich ein schauderhaftes Gemälde des unsäglichen Unheils zusammenstellen, welches sie über Oesterreich gebracht haben. Böhmen empfand nicht minder die schreckliche Geißel dieses Ordens. Im Jahr 1618 schrieben die Stände an den Kaiser: „daß sie, seit die scheinandächtige Jesuitensekte allhier eingeführt worden, öftere Rebellionen und Aufruhr zu gefährden hatten. Weil sie aber in Wahrheit befunden, daß die Urheber all' dieses Unheils obgedachte Jesuiten seyen, die sich ganz dahin verwendeten, wie sie den römischen Stuhl befestigen und alle Königreiche und Länder unter ihre Macht und Gewalt bringen möchten, die sich zu solchem Zwecke der unerlaubtesten Mittel bedienten; die Regenten gegen einander verhetzten, unter den Ständen eines jeden Landes, sonderlich in solchen, deren Religion verschieden ist, Aufruhr und

Empörung anspännen, Obrigkeiten gegen Unterthanen und Unterthanen gegen Obrigkeiten aufbrächten, auf Könige und Gesalbte des Herrn, die ihren bösen Rathschlägen nicht folgen wollten, jeden Meuchelmörder greifen ließen, Freunde wider Freunde bewaffneten; durch die Beichte alle Geheimnisse erforschten, der Gewissen aller Menschen sich bemächtigten, nach dem Beispiele der Tempelherren ansehnliche Güter an sich brächten, allenthalben sich des politischen Regiments anmaßten und durchgehends die Lehre einführten, daß man demjenigen, der nicht katholischer Religion sey, weder Treue noch Glauben schuldig wäre."

Auch an dem dreißigjährigen Krieg mit seinem Gefolge unsäglichen Elends hatten die Jesuiten nicht geringen Antheil, sowohl bei Veranlassung desselben als auch durch unmittelbare Handlungen erworben. „In Böhmen waren die Jesuiten für die Einwohner nicht minder furchtbar als die kaiserlichen Kriegsheere. Sie liefen an der Spitze kaiserlicher Soldaten in Städten und Dörfern umher, überfielen die wehrlosen Leute in der Nacht, schleppten sie aus den Betten und nöthigten sie mit Stockstreichen und anderen gewaltthätigen Mitteln zur Annehmung der katholischen Religion. In einem ihnen zugehörigen Dorfe, unweit Prag, ließen sie ihre Unterthanen nach vielen vergeblichen und abscheulichen Versuchen, sie zum Pabstthum zurückzubringen, durch ihre eigenen Schüler nächtlicher Weile überfallen und ausplündern. [1]) Vom Galgen erbetene Verbrecher und Leute von notorischer Liederlichkeit wurden

---

[1]) Luzius Jesuitengeschichte Th. IV. Kap. VI. S. 816.

mittels der Jesuiten in die wichtigsten Hof- und Civildienste eingeschoben. Das größte Verdienst, das man sich damals erwerben konnte, bestund darin, wenn man mit neu erfundenen Grausamkeiten die Protestanten quälen konnte. Man durfte sicher auf Belohnung Anspruch machen, wenn man sich durch irgend ein von den Jesuiten gebilligtes Bubenstück auszeichnete.« [1])

Unter Maria Theresia kamen endlich über die Jesuiten Klagen anderer Art zum Vorschein. Man hatte bisher fast auf alle Beschuldigungen der Jesuiten mit Anführung der Verdienste geantwortet, welche sie sich um den allgemeinen Unterricht erworben hatten, allein es erhoben sich nun Beschwerden über den Verfall des Schulwesens, überall, wo die Jesuiten im Besitz der Unterrichtsanstalten waren. Maria Theresia ließ sogleich durch den Kardinal von Trautson die Ursachen dieses Uebelstandes untersuchen, allein der Kardinal starb, ehe er sich seines Auftrages völlig entledigen konnte. Der Schulrath setzte indessen die Untersuchung fort und der erste Schritt des Mißtrauens gegen die Jesuiten war, daß man den Rektor des Jesuitenkollegiums, welcher sich anmaßte, beständiger Präsident der Universität zu seyn, von dieser Stelle auf immer entfernte. Der Erzbischof Migazzi, eben kein Feind der Jesuiten, erhielt die Aussicht über die Universität. Er wollte mit Hilfe zweier italienischer Jesuiten einen Verbesserungsplan an der Universität ausführen. Da aber die Wiener Jesuiten gegen jede untergeordnete Stellung der Ordensbrüder protestirten, nahm man statt Jesuiten

---

[1]) Wolfs Geschichte der Jesuiten. 2. Bd.

einen Dominikaner und einen Augustiner. Migazzi glaubte nun gegen die Anmaßungen der Jesuiten weiter gehen zu müssen. Man nahm ihnen das Recht, die Bücher zu censiren und stellte einen Kanonikus und van Swieten zu Censoren an. Man verwarf die lateinische Grammatik des portugiesischen Jesuiten Alvarez und der Hof ließ gegen die Werke des Tamburin, Gobat, Busenbaum und La Croix ein strenges Verbot ergehen. Dadurch sank das Ansehen der Jesuiten immer mehr; der hohe Adel nahm seine Söhne aus den Jesuitenkollegien hinweg, denn man hatte bemerkt, daß diese Zöglinge vor Allen durch ausgelassene Lebensart, durch Atheisterei, Pelagianismus und die unsichere Moral des Probabilismus ausgezeichnet waren.

Migazzi ging immer weiter und machte die entschiedensten Eingriffe in die Privilegien der Jesuiten. Die Verfolgten suchten eine Veranlassung, den Erzbischof zu verlästern und fanden sie bald, als Migazzi die wohleingerichtete Andachtsübung für Christen, welche Ludwig Muratori unter dem Namen Lamindo Pritanio herausgab, seinen Diöcesanen empfahl. Die Jesuiten behaupteten, es seyen in diesem Buche Irrlehren enthalten, und der Beichtvater der Prinzessinnen, der Jesuite Franz Lener, erfrechte sich am Hofe darüber zu schimpfen und ein Exemplar desselben den Erzherzoginnen wegzunehmen. Man jagte den unverschämten Pfaffen weg, aber seine Ordensbrüder brachten es bei Pabst Klemens XIII. dahin, daß der päbstliche Nuntius den Auftrag erhielt, den Erzbischof Migazzi zu einem gelinderen Verfahren gegen die Bedrängten zu ermahnen. In dem Rechtfertigungsschreiben, welches hierauf

Migazzi an den Pabst gelangen ließ, sind folgende Stellen enthalten, welche für die Geschichte der österreichischen Jesuiten nicht unwichtig sind:

„Schon seit vielen Jahren her waren die Studien den Jesuiten anvertraut, welche auf eine gewisse Weise ganz unbeschränkt darüber schalteten. Alles hing hierin nur blos von ihrer Willkühr ab. Allein dieses war kein Vortheil für die Wissenschaften, indem sie sich gar nicht in dem Zustande befanden, in welchem sie verständige Leute zu sehen wünschten. Sie hatten, wie jedes menschliche Ding, das allgemeine und klägliche Schicksal, welches will, daß sich Alles seinem Untergange nähere, und schienen durchaus von der guten Straße abzuweichen, auf welche sie einst selbst von der Gesellschaft geführt wurden. Unsere durchlauchtigste Fürstin erfuhr diesen Verfall, und wünschte nach dem großen Eifer, von welchem sie für das allgemeine Beste beseelt ist, daß den in Verfall gerathenen Künsten aufgeholfen, und dieselben nach ihrem Verdienste kultivirt werden möchten. In dieser Absicht befahl sie dem Kardinal Trautson, sowohl die Ursachen ihres Verfalls, als auch die Mittel zu ihrer Wiederherstellung aufzusuchen. Nachdem dieser Prälat kurze Zeit darauf starb, so wurde diese Kommission dem höchsten Rathe, nämlich dem Direktorium, aufgetragen, und die Königin bestätigte sowohl die Anordnungen dieses Tribunales, als auch dasjenige, was Kardinal Trautson bereits verfügt hatte. Man traf damals, so viel mir bekannt ist, in Ansehung der Jesuiten keine andere Abänderung bei der Universität, als daß der Rektor des Kollegiums an derselben nicht mehr zugelassen

wurde. Seit einiger Zeit hatte sich nämlich der Rektor eines solchen Postens angemaßt, und sich dessen bei den Großen des Hofes gerühmt. Allein die durchlauchtigste Fürstin erklärte, daß die Gesetze einer solchen Anmaßung zuwider seyen."

„Ich würde übrigens gern dem Wunsche der Jesuiten entsprochen, und mich bemühet haben, sowohl für jetzt als auch für die Zukunft dem Rektor der Gesellschaft einen freien Zutritt in die Universität zu verschaffen. Allein ich bin daran durch die Macht Ihrer Majestät und durch die offenbarste Widersetzlichkeit aller Großen des Hofes abgehalten worden. Außerdem aber entdeckte ich in den Schulen der Gesellschaft viele Dinge, die ich nicht billigen konnte. Ich bemerkte sonderheitlich, daß die ersten Gesetze ihrer Stiftung darin nicht mehr befolgt, und das Direktorium der Studien, welches sonst aus verschiedenen angesehenen Gliedern der Gesellschaft bestund, gänzlich aufgehoben wurde."

„Ich komme nun auf dasjenige zu sprechen, was mich insonderheit angehet. Kaum wurde mir die Verwaltung dieser Kirche anvertraut, als sogleich meine erste Sorge dahin ging, eine solche Geistlichkeit zu bilden, wie sie die Kanonen und die Erhabenheit des Amtes, zu dem sie berufen sind, erfordern. Deßwegen lenkte ich meine Aufmerksamkeit auf jene kleine Schaar Geistlicher, welche meine Vorfahren der Aufsicht der Jesuiten anzuvertrauen gewohnt waren. Ich bemerkte, daß keine Disciplin mehr unter ihnen herrschte; daß man nach und nach das Studium der heiligen Wissenschaften und die Ausübung der Kirchenge-

bräuche vernachläßigte, und daß man weder für ihre Sitten und äußerliche Ehrbarkeit, noch für dasjenige sorgte, was ihren Körper anging. Da ich nun befürchtet, es an Beobachtung meiner Pflicht mangeln zu lassen, und da ich zugleich den Religiosen der Gesellschaft Beweise meiner Wohlgewogenheit und Freundschaft geben wollte, so ließ ich den P. Provinzial und den Rektor des Hauses erinnern, daß sie das nöthige veranstalten, die Disciplin besser befolgen lassen und dem Verderben abhelfen möchten. Ich ließ ihnen ein ganzes Jahr lang Zeit, um Alles in gehörige Ordnung zu bringen; aber ich versicherte sie zugleich, daß sie in dem Falle, wenn sie meinen Wink nicht befolgten, es nicht übel nehmen müßten, wenn ich wegen der Aufsicht über die jungen Priester andere Maßregeln ergreifen würde. Meine Winke waren vergebens; sie machten mir glänzende Versprechungen, von denen sie aber keine hielten. Ich wiederholte meine Ermahnungen oft. Aber anstatt mir Gehör zu geben, wendeten die Jesuiten heimlicher Weise tausend Kunstgriffe an, diejenigen Zöglinge, die ich ihnen, falls sie meinen Forderungen Genüge geleistet hätten, freiwillig gelassen haben würde, mit Gewalt und wider meinen Willen zu behalten. Gleichwohl wartete ich das versprochene Jahr ab. Nachdem ich aber sah, daß die Uebel, worüber ich klagte, immer fortdauerten, so gab ich die Jünglinge unter die Aufsicht zweier Weltpriester. Die Jesuiten blieben immer erzürnt; aber meine Beharrlichkeit verdiente ihren Haß."

„Ich habe ein Priesterseminar errichtet, und dieses ist die Wirkung der göttlichen Gnade. Ich würde die Aufsicht darüber den Jesuiten gegeben haben, wenn sie sich geneigt

bewiesen hätten, diejenigen, die ich ihnen anvertraut hatte, nach Gebühr zu erziehen, und nach den Kanonen zu unterrichten. Allein was thaten sie nicht Alles, um meine vorhergegangenen Rathschläge zu vereiteln? Was hatte ich für einen Nutzen von meiner jahrelangen Geduld? u. s. w.“

Achtes Kapitel.

1770 — 1773.

Aufhebung der Jesuiten.

(Fortsetzung.)

Nachdem Migazzi Kardinal geworden war, änderte er plötzlich seine Gesinnungen in Bezug auf diesen Orden. Klemens XIII. und seine Schützlinge, die Jesuiten, wußten ihn für ihr Interesse zu gewinnen, und, wie man sagt, soll der Wunsch, vom päpstlichen Hof Dispens zu erhalten, damit er neben dem Erzbisthum von Wien auch das äußerst einträgliche Bisthum Waizen in Ungarn erhalte, nicht wenig zur Sinnesänderung des Kardinals beigetragen haben. Klemens verlangte gegen diese Vergünstigung die Auswirkung eines Verbots gegen den Febronius in Oesterreich — ein Werk, welches den Jesuitenunfug scharf rügte. Eifrigst betrieb Migazzi diese Angelegenheit, allein er fand weder van Swieten noch die Kaiserin geneigt, sein Begehren zu erfüllen. Ersterer fragte ihn lakonisch: Legistine librum Febronii; eminentissime princeps? — Fateor non legi, antwortete Migazzi. Sed quommodo potes damnare librum, quem non legisti? Ego legi Febronium et dico

tibi, hic liber continet multas duras veritates: sed veritates — erwiederte van Swieten.

Die Protektion Migazzi's konnte indessen das Schicksal des Ordens nicht ablenken, denn sie hatten einen mächtigen Widersacher an dem Kaiser. Seine Gesinnungen in Bezug auf die Jesuiten gab er deutlich zu erkennen in nachfolgendem Schreiben an den Herzog von Choiseul, der ihn zur Unterstützung seiner Entwürfe gegen sie aufgefordert hatte.

„Für das Zutrauen danke ich Ihnen. Auf meine Unterstützung könnten Sie, wenn ich Regent wäre, Staat machen, und meinen Beifall in Absicht der Jesuiten und des Plans zu ihrer Aufhebung haben Sie vollkommen.“

„Auf meine Mutter rechnen Sie nicht sehr; die Anhänglichkeit für diesen Orden ist in der Familie des Hauses Habsburg erblich geworden. Clemens XVI. hat selbst hievon Beweise.“

„Indeß ist Kaunitz Ihr Freund; er vermag Alles bei der Kaiserin, hält es in Ansehung ihrer Aufhebung mit Ihnen und dem Marquis Pombal; und er ist ein Mann, der keine Sache zur Hälfte ausgeführt läßt.“

„Choiseul! ich kenne diese Leute so gut, wie irgend einer; weiß alle ihre Entwürfe, die sie durchgesetzt, ihre Bemühungen, Finsterniß über den Erdboden zu verbreiten, und Europa vom Kap finis terræ bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren.“

„In Teutschland waren sie Mandarins, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugal die Grandes der Nation, und in Paraguay Könige.“

„Wäre mein Großonkel, Joseph I., nicht Kaiser geworden, so hätten wir in Deutschland vermuthlich Malagridas, Aveiros und einen Versuch des Königsmordes erleben können. Er kannte sie aber vollkommen, und als das Synedrium des Ordens seinen Beichtvater einstens im Verdacht der Redlichkeit hatte, und daß dieser Mann mehr Anhänglichkeit an den Kaiser als für den Vatikan bewies, so wurde er nach Rom citirt. Er sah sein ganzes, grausames Schicksal voraus, wenn er dahin müßte, und bat den Kaiser, es zu verhindern. Umsonst war Alles, was der Monarch gethan, um diesem Schritt vorzubeugen. Selbst der Nuntius verlangte im Namen seines Hofes seine Entfernung. Aufgebracht über diesen Despotismus Roms, erklärte der Kaiser, daß, wenn dieser Priester ja unumgänglich nach Rom müßte, er nicht ohne zahlreiche Gesellschaft dahin reisen solle, und daß ihn alle Jesuiten in österreichischen Ländern dahin begleiten müßten, von denen er keinen wieder sehen wolle. Diese in den damaligen Zeiten unerwartete und außerordentlich entschlossene Antwort des Kaisers machte die Jesuiten von ihrem Vorhaben zurück gehen."

„So war es einst, Choiseul! ich sehe voraus, daß es anders werden muß."

„Adieu! der Himmel erhalte Sie noch lange für Frankreich, für mich und für das Heer Ihrer Freunde!

Im Januar 1770. Joseph."

Indessen leistete Maria Theresia, wie Joseph vorausgesagt hatte, am längsten Widerstand, als von mehreren Höfen zugleich die Aufhebung des ganzen Ordens begehrt

wurde. Papst Klemens XIV. ließ durch den Nuntius Visconti den Wiener Hof hinsichtlich seiner Gesinnungen gegen den Orden ausforschen. Während der Kaiser Joseph ziemlich laut erklärte, daß er die Aufhebung aller Orden wünschte und dem heiligen Stuhle antworten ließ, daß man von seiner Seite keinen Widerspruch finden werde, bedeutete Maria Theresia auf dieselben Anfragen im Tone der größten Bescheidenheit und Frömmigkeit: „Ich untersuche nicht, ob die Jesuiten verdient haben, was ihnen so eben in Frankreich, Spanien und Portugal widerfahren ist, denn ohne Zweifel hatten die Souveräne, welche die Unterdrückung des Ordens verfügt, das Für und Wider in ihrer Weisheit abgewogen; allein da ich sie wegen ihrer Aufführung in meinen Staaten nur loben kann (?), nicht minder wegen ihres Eifers und ihrer Arbeiten, so halte ich ihre Existenz für das Wohl der Religion und meiner Völker höchst wichtig und muß sie in dieser Ueberzeugung aufrecht erhalten und beschützen.“ [1])

Diese Erklärung gab Maria Theresia in sehr bestimmtem Tone, und Visconti verhehlte es dem Pabste nicht, daß er ihren Entschluß für unerschütterlich halte. Ihre Festigkeit wurde jedoch heftig bestürmt von Innen und Außen. Kaunitz und Joseph wirkten nach Kräften unmittelbar am Hofe gegen das Vorurtheil der Fürstin, und die mit den Jesuiten unzufriedenen Höfe unterstützten ihre Bemühungen. Der König von Spanien vereinigte sich mit den Königen von Frankreich und Portugal, um Maria Theresia zur Uebereinstimmung mit

---

[1]) Georgel, Memoires. S. 130.

ihnen zu bewegen. Der Marquis von Pombal gab demzufolge dem Bevollmächtigten in Wien angemessene Aufträge. Der Nachfolger des in Ungnade gefallenen Choiseul, der Herzog von Aiguillon, wagte es nicht, sich der Aufhebung der Jesuiten zu widersetzen, weil er fürchtete, die Unzufriedenheit des Königs, der die Absetzung seines Gegners zu bereuen schien, zu erregen. Der Fürst Louis von Rohan wurde daher zum außerordentlichen Gesandten Frankreichs am Wiener Hofe ernannt, um dort, in Uebereinstimmung mit dem Gesandten Spaniens, dem Grafen von Mahoni, zu handeln. Der Fürst von Rohan hatte besonders die Gabe der Ueberredung, vereint mit anderen Vorzügen, allein man beschuldigt ihn, er sey insgeheim dem Orden ergeben gewesen und habe bei dieser Mission seine eigene Ueberzeugung der höhern Pflicht aufopfern müssen. Die Bemühungen aller dieser Bevollmächtigten unterstützte ein eigenhändiger Brief Karls III., dessen leidenschaftlicher Ton einen tiefen Eindruck auf Maria Theresia machte, ohne jedoch ihren Entschluß zu erschüttern.

Kaiser Joseph, welcher sehnlichst wünschte, die Bemühungen der vereinigten Höfe möchten einen Erfolg haben, stellte seiner Mutter vor, daß ein längerer Widerstand das gute Einvernehmen mit den vereinigten Höfen stören müsse, daß sehr wahrscheinlich eine Kirchenspaltung daraus entstehen werde, und daß es unter solchen Umständen — damit man sich nichts vorzuwerfen habe — in politischer und religiöser Hinsicht weise wäre, die Sache dem Gewissen und dem Urtheil des Pabstes, der die Unterdrückung des Ordens für nothwendig halte, anheim zu stellen. Maria Theresia

hätte jedoch immer noch nicht nachgegeben, allein Klemens XIV. machte von dem ganzen Umfang seiner kirchlichen Gewalt Gebrauch und stellte ihr vor, daß sie durch so hartnäckigen Widerstand gegen die Kirche ihr Gewissen belaste, „denn diese sey mit der göttlichen Autorität bekleidet und halte die Schlüssel des Lebens und Todes in ihren Händen.“ Dieses letzte Argument that seine Wirkung und die tiefbetrübte Kaiserin schrieb: „sie würde sich niemals haben bestimmen lassen, die Jesuiten in ihren Staaten zu unterdrücken, da jedoch Seine Heiligkeit die Aufhebung des Ordens für nothwendig halte, so wolle sie als eine treu gehorsame Tochter der Kirche nicht länger sich widersetzen, und sey bereit, die Aufhebungsbulle vollziehen zu lassen, so bald sie erscheine.“ [1])

Durch diese Erklärung war endlich das letzte Hinderniß der völligen Abschaffung des Ordens beseitigt, und der Pabst erließ das berühmte Breve Dominus ac redemptor noster, welches die Gesellschaft der Jesuiten in der ganzen christlichen Welt aufhob. [2]) Joseph II. verlautbarte seine Freude hier-

---

[1]) Georgel, mémoires pour servir à l'histoire des évènements de la fin du XVIIIme siècle. Paris, Eymery. 1817. S. 138. Andere Skribenten erzählen: die Kaiserin habe nicht eher nachgegeben, bis Kaunitz ihr die Abschrift einer ihrer Beichten, die er von Rom erhalten, vorgezeigt habe. Die Sache ist jedoch nicht wahrscheinlich, und nirgends glaubwürdig verbürgt.

[2]) Ainsi finit, sagt Georgel, en Italie, en Allemagne, en Pologne, à la Chine, dans les missions du Levant et de l'Amérique et dans toutes les contrées de l'univers connu ou elle avoit planté l'étendar de la croix sur le débris des temples idolâtres, après plus de deux cent ans d'éxistence, la société de Jésus, que tant de saints papes avoient pré-

über in einem Schreiben an den Grafen von Aranda, Ambassadeur in Frankreich, Grand d'Espagne, mit folgenden Worten:

„Klemens XIV. hat sich durch die Abolition der Jesuiten einen fortdauernden Ruhm erworben. Er hat die Existenz dieser Sybillen des Apostolats von der Erde verbannt und ihr Name wird künftig nur in der Geschichte der Streitigkeiten und des Jansenismus erwähnt werden."

„Noch ehe sie in Deutschland bekannt geworden, war die Religion eine Glückseligkeitslehre der Völker; sie haben sie zum empörenden Bild umgeschaffen, zum Gegenstand ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt."

„Ein Institut, das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen in einer der südlichen Gegenden Europens entwarf, das eine Universal-Herrschaft über den menschlichen Geist zu erwerben gesucht, und in diesem Gesichtspunkte alles dem infalliblen Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unseliges Geschenk für die Enkel Tuiskons seyn."

„Das Synedrium dieser Loyaliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe, und die Finsterniß der übrigen Welt zum ersten Augenmerk ihrer Plane gemacht."

---

conisée, que tant de souverains avoient protégée et comblée de bienfaits, que tant de saints et illustres personnages avoient décorée, à qui tant de peuples devoient leur bonheur (?) et leur sanctification (!) enfin qu'un concile oecuménique avoit solenellement canonisée. Sollte man wohl glauben, daß es noch heute Männer gibt, welche diese Wehmuth mitempfinden, ohne selbst Jesuiten gewesen zu seyn?

„Ihre Intoleranz war Ursache, daß Deutschland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte. Ihre Prinzipe haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht; und sie sind Urheber des abscheulichen Edikts von Nantes geworden.“

„Der mächtige Einfluß, den sie über die Prinzen des Hauses Habsburg hatten, ist zu sehr bekannt. — Ferdinand II. und Leopold I. sind ihre Gönner bis zum letzten Hauch ihres Lebens gewesen.“

„Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilung der größten Würden im Staat, das Ohr der Könige und das Herz der Königinnen, alles war ihrer weisen Führung anvertraut.“

„Man weiß zu sehr, welchen Gebrauch sie davon gemacht, welche Plane sie ausgeführt und welche Fesseln sie den Nationen auferlegt haben.“

„Es ist mir nicht unbekannt, daß außer dem großen Klemens die Minister der bourbonischen Höfe und der Herr von Pombal an ihrer Aufhebung gearbeitet haben. — — Die Nachwelt wird einst ihren Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und wird ihnen in dem Tempel des Ruhms Altäre errichten.“

„Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, so müßte ich diejenige Menschengattung hassen, die einen Fenelon verfolgt und welche die Bulla in coena Domini hervorgebracht, die so viel Verachtung für Rom erzeigt. Adieu!

Wien, im Juli 1733. Joseph.“

Allein so sehr er diese Maßregel des päbstlichen Stuhles im Ganzen billigte, so konnte er doch nur mit Mißvergnügen

die anmaßenden Bestimmungen bemerken, wornach das päbstliche Breve im teutschen Reiche vollzogen werden sollte. Klemens XIV. hatte das Breve durch seine Nuntien den Bischöfen mittheilen lassen und diesen Befugniß ertheilt, über die Personen der aufgehobenen Gesellschaft geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit auszuüben.

Alles dieß war den kaiserlichen Vorrechten so sehr entgegen, daß der Reichshofrath, der darüber von Sr. Majestät verständiget wurde, in einem vom 6. Wintermonat 1773 erlassenen Gutachten dahin sich äußerte: *) „Der Gegenstand des päbstlichen Breve seye von einer solchen Beschaffenheit, daß dasselbe nicht eher an die Bischöfe hätte erlassen, noch viel weniger von diesen vollzogen werden sollen, ehe es zuvor Seiner Kaiserlichen Majestät zur Einsicht vorgelegt, und durch Dero darauf im behörigen Wege erfolgtes Placitum Regium gebilligt worden wäre. Da aber mit dessen Uebergehung beydes wirklich geschehen, so seye der Reichshofrath der Meynung, daß Seine Kaiserliche Majestät durch eine, auf die päbstliche Communication zu ertheilende Erklärung das von dem römischen Hofe hierinn geäußerte befremdliche Betragen mit Nachdruck zu ahnden, und demselben zu erkennen zu geben hatten, was massen

---

*) Leben Klemens XIV. S. 225. — Mosers Reichs-Staatssammlung, Thl. I. §. IX. S. 12. — Desselben rechtliches Bedenken wegen Aufhebung des Jesuitenordens. Zugabe I. §. II. S. 4. — Desselben Abhandlungen verschiedener Rechtsmaterien. Stück III. S. 191. — Sammlung der merkwürdigsten Schriften, die Aufhebung des Jesuitenordens betreffend. Stück V. §. IX. S. 17. — Wolffs Geschichte der Jesuiten. 4r Bd. 14s Buch. S. 39.

Allerhöchstdieselbe sich für die Zukunft die Mittheilung dergleichen Bullen und Abwartung des kaiserlichen Placiti, vor erfolgender Promulgation und Insinuation an die Bischöfe, um so unfehlbarer versehen, daß man im widrigen Falle auf deren Vollzug, ohne weiteres, ein allgemeines Verbot zu legen, bemüssiget seyn würde. Und da ausserdem in der päbstlichen Bulle vom 21. Juli die bedenkliche Stelle vorkäme: Ideoque declaramus, cassatam manere penitus et extinctam, omnem atque quamcumque auctoritatem quorumlibet dictae Societatis Superiorum, tam in spiritualibus quam in temporalibus, eandemque jurisdictionem et auctoritatem in Locorum Ordinarios, totaliter et omnimodo transferimus: Da doch der Pabst die Autorität des Ordens nie weiter, als ad Spiritualia, unmittelbar aufheben, vielweniger aber die Jurisdiktion in Temporalibus, den Bischöfen oder Ordinarien zum Nachtheil Seiner Kaiserlichen Majestät sowohl, als den Landesherren im Reiche übertragen könne; so dürfte auch in obgedachter Erklärung an den römischen Hof die Bulle nicht anders, als mit ausdrücklicher Ausnahme dessen, was von dieser anmaßlichen Kassation und respektiven Translation der weltlichen Jurisdiktion und Autorität in demselben enthalten ist, anzunehmen seyn. Zu gleicher Zeit wäre von Kaiserlicher Majestät ein Kommissionsdekret an den Reichstag zu erlassen, und dadurch nicht nur die an den päbstlichen Hof ergehende Ahndung und Ausnahme im gesammten Reiche bekannt zu machen, sondern auch eine Erinnerung an die Bischöfe dahin beizufügen, wie Seine Majestät verhofften, daß dieselben in Zukunft auch ihres Orts von selbst

den Bedacht nehmen würden, ohne allerhöchst Dero Vorwissen und Genehmigung dergleichen in den Statum publicum einschlagende Bullen nicht zu vollziehen.“

Man erwartete in Folge dieses Gutachtens, daß der Reichstag einen Schluß fassen würde, allein mancherlei Rücksichten veranlaßten Joseph, still zu schweigen und dem Reichstag kurz anzuzeigen, daß der Orden aufgehoben sey. Die Vollziehung des päbstlichen Breve ging an den meisten Orten sehr ruhig vor sich. Die Jesuiten waren längst auf ihr Schicksal gefaßt und hatten Zeit gefunden, Baarschaften und Papiere auf die Seite zu schaffen. Demungeachtet soll man in ihren Behausungen viele Dinge gefunden haben, welche den Verdacht gegen sie in vieler Hinsicht bestätigten. [1])

Die Aufhebung der Jesuiten fand in Oesterreich nicht von allen Seiten den gehofften Beifall. Es gab vielmehr sehr Viele, welche sich es jetzt recht eigentlich zum Geschäfte machten, die Vorzüge dieses Ordens in das schönste Licht zu stellen, nachdem sie selbst während der Existenz desselben

---

[1]) „So fand man in ihrem Archive zu Ingolstadt außer einigen Heften geschriebener Beichten, unter welchen auch die Beichte eines ehemaligen großen Fürsten vor seinem Tode waren, ein Henkerschwerdt, auf welchem die Worte stunden: Hoc ferrum centum et decem reis capita demessuit. (?) Bei Besitznehmung ihres Collegiums zu München entdeckte ein kurfürstlicher Commissär durch einen besonderen Zufall ein Gewölbe mit eilf an Ketten gelegenen Leichnamen, von denen einige noch als Jesuiten mit ihrer Kleidung kenntlich waren. Die zur Rede gestellten Oberen gaben sie für rasend gewordene Jesuiten aus. An demselben Ort soll man ein Kruzifix gefunden haben, welches, wenn man es küßte, den Küssenden mit einem scharfen, krummen Dolch verwundete.“ Wolfs Geschichte der Jesuiten.

allerlei Makel an ihm zu finden gewußt hatten. An der Spitze derer, welche diese Strenge gegen den Orden tadelten, stand Migazzi, der jetzt dessen Tugenden nicht genug zu rühmen wußte. „Alle die Arbeiten (der Jesuiten)“ schrieb er 1773 nach Rom, „waren so wundervoll und hatten einen so glücklichen Erfolg, daß die Individuen dieser vertilgten Gesellschaft eine Menge Schäfchen, welche von den verkehrten Irrthümern des Luther, des Kalvin, des Arius, der Wiedertäufer und den schismatischen Griechen verführt und angesteckt worden, in den Schaafstall Christi zurückführten. Um endlich Alles mit wenigen Worten zu sagen, so war das Betragen eben dieser Individuen in allen Verrichtungen, welche darauf abzielten, in Kindern, Jünglingen, Erwachsenen, Alten und Greisen, Tugend und Religion zu befördern, von einer solchen Beschaffenheit, daß sie nicht etwa durch Zufall, sondern durch ihre eigene Tugend und durch ihre ruhmwürdigen Bemühungen die Verehrung und das Zutrauen jeder Gesellschaft und jedes Standes der Menschen verdienen.“

Alle diese Lobsprüche müssen um so mehr verdächtig erscheinen, da der Kardinal-Erzbischof in seinem ersten Memorial an den Pabst eine ganz andere Sprache führte. Indessen ließ sich das Widersprechende in seinem und der Gleichgesinnten Benehmen recht wohl erklären, durch die gerechten Besorgnisse, welche die Aufhebung der Jesuiten bei allen Orthodoxen erregen mußte. Ein so gewaltsamer Schritt gegen einen Theil des Klerus, den man stets als den wichtigsten betrachtet hatte, mußte nothwendig das Ansehen des ganzen geistlichen Körpers und folglich der

ganzen Kirche sehr herabsetzen. Der religiose Glaube ist so beschaffen, daß man selbst die augenfälligsten Mißbräuche im Religionsdienste abstellen kann, ohne den Glauben selbst bedeutend zu schwächen. Die Geschichte aller Schismen bestätigt diese Wahrheit, und das Urtheil des unvergeßlichen Sonnenfels zeigt, daß sie den Vernünftigen damaliger Zeit nicht ganz entgangen ist. „Daß die Aufhebung der Jesuiten," sagt er, „des mächtigsten Institutes, und es ist nicht zu läugnen, des Institutes, welches von seiner Entstehung her stets vortreffliche Köpfe und eine Anzahl berühmter Männer zählte, daß sie nur als ein Anfang zur Reformation der anderen, minder wichtigen, weniger mächtigen Orden in katholischen Staaten anzusehen seyn müsse; daß diese Aufhebung für Kirche und Staat gedeihlich, größere Emsigkeit und Geschicklichkeit in Manufakturen und Gewerben, mehr Anhänglichkeit an Gesetze und Verfassung nach sich ziehen, daß der in der Niedrigkeit erhaltene Weltpriesterstand sich zu dem Range, welcher ihm in der Hierarchie billig eigen ist, wieder empor heben (?), daß die Seelsorge in den Händen wohlbelehrter, durch keine einseitigen Standesgrundsätze angesteckter Männer zur Aufklärung der Denkungsart im Ganzen mitwirken, — daß, um mich kurz zu fassen, jeder katholische Staat sich durch Wissenschaften und Künste dahin erheben würde, wohin einige Staaten der Protestanten nur darum sich geschwungen, weil die natürlichen Fähigkeiten ihrer Bewohner nicht, statt zum allgemeinen Wohl eine Richtung zu empfangen, in dem dunklen Aufenthalte einer Zelle, bei kleinfügigen, sogenannten Andachtsübungen und hirntrocknender Scholasterei verloren gingen. — "

Allein alle diese Folgen konnten den Religiosen nicht ganz so erfreulich erscheinen, wie dem humanen Redner, da sie dieselben aus anderem Gesichtspunkte und mit dem Verfalle der Religion selbst sich verbunden dachten. Der Ex-Jesuite Cornova, einer der bestunterrichteten österreichischen Geschichtschreiber, spricht sich über die Thätigkeit und die Aufhebung der Jesuiten mit vieler Wehmuth aus. „Die Aufhebung der Jesuiten war," erzählt er, „im Ganzen wider den Wunsch der Nation, in welcher dieser Orden mehr Freunde als Feinde zählte. Er hatte sich die ersteren großen Theils selbst zugezogen an den Schulen zu Prag und in allen Städten von Belang — Pilsen und Budweis ausgenommen — die in seinen Händen waren. Der Beichtstuhl machte das Uebrige. Das Landvolk lief gern meilenweit herbei, um einem Jesuiten zu beichten, und die sogenannten Bußprediger wurden vollends, wo sie hinkamen, von Beichtkindern umlagert. In großen Häusern noch mehr gelitten zu seyn, hätte nur bei ihnen gestanden, wenn sie bereitwilliger gewesen wären, sich auch der Privat-Erziehung in denselben zu widmen. Sie hatten zu Prag ein sogenanntes Profeßhaus, das, nach der Verfassung des Ordens, unfähig war, Güter zu besitzen, und also von Almosen lebte."

In neuerer Zeit hat sich der Publizist Gentz mit vieler Bitterkeit über die Aufhebung der Jesuiten ausgesprochen. „Die Vertreibung des Ordens," sagt er, „war ein unseliger Mißgriff, von treulosen Rathgebern ersonnen, von schwachen Köpfen aufgefaßt, zum Theil aus unwürdigen Motiven, zum Theil aus falscher Politik oder unedler

Menschenfurcht beschlossen. — Und das sollen wir uns jetzt noch als hohe Weisheit vormalen lassen! — Die Studenten der Jesuiten hingen unerschütterlich an der Kirche. Kann man denn von einer Gesellschaft etwas Vortheilhafteres sagen?« [1])

Obwohl nun nicht Jedermann dieses, Josephs Andenken verunglimpfende Urtheil unterschreiben möchte, und es Manchem scheinen dürfte, als wären dem Hofrath Gentz diese Worte von einer sehr abstrakten Politik eingegeben worden, so kann man doch die Verdienste der Jesuiten um wissenschaftliche Kultur nicht in Abrede stellen. Sieben Exjesuiten behaupteten im österreichischen Staatenbunde den Ruf ausgezeichneter Gelehrsamkeit. Hell stand als Astronom zu Wien, Pasquich als Astronom in Ofen, Cornova als Historiker in Prag, Biwald als Physiker in Grätz, Schneller als Domprediger bei St. Stephan, Denis (Sined) als Dichter im Theresianum in großem Ansehen. Allein es ist die Frage, ob alle diese Verdienste gewichtig genug gewesen sind, das Fortbestehen des Ordens zu rechtfertigen, und ob die Grundsätze der Jesuiten jetzt noch, wie Gentz zu glauben schien, einer humanen Politik, welche die öffentliche Meinung nicht übersieht, angemessen, und bei den herrschenden Begriffen über Staat, Sitten und Kirche zeitgemäß seyn würden. Der Fall der Jesuiten selbst beweist, daß die Grundlagen, auf welchen der Orden und gleichmäßig viele Staaten lange Zeit fest standen, in neuerer

---

[1]) Siehe die Anmerkungen des Hofraths Gentz zu Schnellers: „Oesterreichs Einfluß auf die Politik von Europa.“ 2r Bd., S. 106.

Zeit morsch geworden sind, und daß eine vernünftige Politik, abgesehen von allen moralisch-philosophischen Betrachtungen, solidere Stützpunkte der Existenz aufsuchen muß.

Neuntes Kapitel.

1772 — 1774.

Einführung der Konskription. — Fortgesetzte Anstalten zur Verbesserung des Kriegswesens. — Neue Reisen in der Monarchie. — Die Protestanten in Ungarn und Siebenbürgen.

Eine der wichtigsten Einrichtungen, welche in der Zwischenzeit der Staat dem Kaiser verdankte, war die Einführung der Militärkonskription. Man kann sagen, daß Oesterreich durch dieses Institut einen neuen höheren Rang unter den europäischen Staaten gewann, indem es aus der Reihe der Barbarenstaaten in die der civilisirten übertrat. Bisher kannte man weder die Volkszahl noch viel weniger den Stand des Viehes genau, es fehlte bei jeder Rekrutirung an einer genauen Berechnung, und der Staat blieb stets im Irrthum über seine Kräfte; indem er sie bald zu hoch, bald zu gering schätzte. Ein ordentlicher Haushalt mit diesen Kräften war daher unmöglich, und Alles blieb dem Zufall überlassen. In den Kriegszeiten, wo nichts so wichtig ist, als genaue Kenntniß der Staatskräfte, war daher nicht selten auch die Existenz der Monarchie dem Zufall überlassen. Joseph erkannte diese Uebel und ihre Quelle, die seltene Unordnung im Staate,

welche schuld war, daß Maria Theresia bei weit größeren natürlichen Reichsfonds ihren Feinden fast nie auf eine der Größe des Staates angemessene und würdige Weise begegnen konnte. Friedrich II. dagegen gewann durch seine treffliche Organisation des Militär- und Konskriptionswesens ein bedeutendes Uebergewicht über seine Nachbarn, das mit den natürlichen Mitteln des preußischen Staates in keinem Verhältniß stand. Durch eine ähnliche Gestaltung des Militärwesens und seiner Hülfsmittel mußte Oesterreich bedeutend an Kraft gewinnen, und eine dahin zielende Reform war um so wünschenswerther, da Oesterreich nicht wie Preußen seine Militärkräfte auf Kosten des bürgerlichen Wohlstands und der bürgerlichen Glückseligkeit zu steigern und zu unterhalten genöthigt war. Indem Joseph daher den österreichischen Staat durch diese neue Institution verbesserte, folgte er keineswegs dem Beispiel Friedrichs, der Alles seinem Heere aufopferte, und die Volkszählung nicht erfunden hatte, sondern er fand sie aus eigener Ueberzeugung für die Monarchie angemessen, nachdem er in Preußen die Früchte derselben beobachtet hatte.

Bei der seltsamen Abneigung, welche die Menschen gewöhnlich gegen eine Zählung ihrer Köpfe haben, war es jedoch besonders in einigen Provinzen höchst schwierig, diese gehässige Einrichtung in's Werk zu setzen. Ungarn, Tyrol, die Niederlande und die Lombardei mußten damit verschont bleiben, denn das Vorurtheil des Volks dagegen, bei ohnehin großer Reizbarkeit und widerspenstiger Gesinnung, war noch allzu mächtig. In den übrigen Provinzen, Böhmen, Oesterreich, Mähren, Steiermark, Kärnthen, Krain und

Gallizien wurde die Konskription 1772 eingeführt. Bei der ersten Zählung 1773 ergab sich in den konskribirten Landen eine Seelenzahl von 11,195,373, welche zur beiläufigen Volkszahl in den nicht konskribirten Provinzen geschlagen, zur Summe der Gesammtbevölkerung der österreichischen Staaten auf 25,498,979 Seelen anwuchs. [1])

Auf diese Weise legte Joseph den Grund zu den trefflichen statistischen Anstalten des Hofkriegsraths, der jetzt nicht nur die Bevölkerung des Staates, sondern auch den Nachwuchs militärfähiger Leute, den Viehstand, das Areal, und folglich auch die physischen Kräfte der Monarchie auf das Genaueste kennt. Mit Hülfe der jährlichen Uebersichtstabellen und Konskriptionssummarien kann man jetzt nicht nur die effektive Männermacht Oesterreichs, sondern überhaupt die Ergiebigkeit der vornehmsten Quellen auf Jahre hin genau berechnen.

Fast gleichzeitig (1771) wurde auch ein neues Invaliden-Versorgungssystem verordnet, das vielleicht in keinem Staate so musterhaft organisirt ist, wie in Oesterreich. In Verbindung gesetzt mit demselben wurde das schon in einem früheren Kapitel erwähnte Verpflegungsnormale für gebrechliche Soldatenweiber.

---

[1]) Böhmen 2,493,878 Seelen; Mähren 1,465,758; Unter-Oesterreich 1,697,067; Ober-Oesterreich 401,550; Schlesien 399,975; Steiermark 503,155; Kärnthen 229,812; Krain 198,951; Gradisca 116,264; Gallizien 1,690,149; Lodomerien 1,216,501; Zathor 487,651; Auschwitz 494,645; Niederlande 4,003,462; ital. Staaten 2,218,718; Tyrol 589,251; Vorlande 94,066; Ungarn 4,370,490; Slavonien 2,219,300; Siebenbürgen 422,283; Bannat 386,104. (Schneller 2r Bd. S. 112.)

Der Eifer Josephs für die Verbesserung des Kriegswesens erkaltete nie, denn er wußte, wie unsicher das Glück eines Staates sey, der nicht die seinem Umfange angemessene Kraft gegen äußere Angriffe besitzt. Oesterreich war in diesem beklagenswerthen Fall, und mit dem Verluste von Schlesien büßte Theresia für die Vernachläßigung des Kriegswesens. Die jährlichen Uebungslager wurden fortgesetzt, 14000 bis 60000 Mann versammelten sich zu demselben in Minkwitz, Pettau, Pesth, Prag, Mähren ꝛc. Ein Hauptaugenmerk Josephs war der in der Armee herrschende Geist, den er durch seine Leutseligkeit, seine offenbare Verehrung des Militärstandes und die ausgezeichnete Sorgfalt für denselben immer zu bessern und zu reinigen strebte. Es gab zwei Hauptübel in der moralischen Verfassung des Heers, Mangel an Ehrgefühl, Diensteifer und Nationalgefühl unter den Gemeinen, und einseitiger Ehrgeiz, alberner Hochmuth, Eitelkeit, Anmaßung unter den Offizieren. Die Gemeinen, aus den niedrigsten Ständen des Volks zusammen gerafft, auf's Niedrigste und Härteste von ihren Offizieren behandelt, konnten sich nicht leicht zur Stimmung der Vaterlandshelden erheben, da sie lebten und behandelt wurden als elende Sklaven, verächtlicher Pöbel. Mit Verdrossenheit ergriffen sie die ihnen aufgedrungenen Waffen, mit Freuden legten sie dieselben ab, wenn ihre Kapitulation verstrichen war. Kaiser Joseph bemühte sich, dem gemeinen Soldaten einen besseren Begriff von dem Ehrenvollen des Militärstandes beizubringen, er suchte gewisse Vorurtheile zu verbannen, ließ sie menschlicher behandeln, und erfreute sich des besten Erfolgs seiner Be-

mühungen. Nicht so wohl gelang es ihm mit den Offizieren, unter welchen er sich vorzüglich bestrebte, das falsche point d'honneur auszurotten. Besonders verhaßt war ihm das Duell, welches er durchaus verbannt wissen wollte, und worüber er die äußerst strengen Gesetze seiner Mutter aufrecht zu halten strebte. Das Duellmandat vom Jahre 1752 enthielt aber folgende übermäßig strenge Artikel:

„(3.) Sollte sich Jemand unterfangen, einen Andern herauszufordern, oder auf dem bestimmten Ort entweder als Herausgeforderter oder als Sekundant zu erscheinen und sich zu schlagen, so sollen nicht nur der Herausforderer und der Geforderte, sondern auch die Sekundanten, Hülf- Rath- und Vorschubgeber, wenn auch keiner von den Duellanten verletzt oder umgebracht wurde, durch das Schwerdt hingerichtet werden, wenn auch das Duell außer Land vollzogen worden, wenn jedoch die Ankündigung inner den Erblanden geschehen wäre.“

„(4.) Mit der nämlichen Strafe sollen jene belegt werden, so einem über lang oder kurz vorwerfen: daß er auf die Ausforderung nicht erschienen, oder die von einem andern wider ihn ausgesprengten Schmähreden ihm hinterbringen, und also Jemanden zum Duell aufzuhetzen sich beigehen lassen.“

„(5.) Wenn einer von den Duellanten flüchtig wurde, so soll wider seine Person in effigie die Exekution vorgenommen, auch seine Güter, bis er sich stellet, in Beschlag genommen werden.“ zc. zc.

Dieses fürchterliche Gesetz blieb in voller Kraft, und seine Unzweckmäßigkeit ist eben so erwiesen, als seine Un-

können, weil sie in der menschlichen Natnr begründet sind, überhaupt weniger verderblich für die Gesellschaft finden, als seine völlige Unterdrückung. Durch übermäßig strenge Gesetze gegen die nach Gesetzen der Ehre zu vollziehende Rache wird die ihr zu Grund liegende Leidenschaft nicht unterdrückt, sondern erhält nur eine andere, verborgene Richtung, die weit mehr Gefahren für die Gesellschaft mit sich bringt. Was sonst durch einen kurzen Kampf erreicht wurde, suchte oft der Beleidigte durch die erlaubten Waffen der Ränke, Chikanen, der Verläumdung zu erzielen, und rächte sich so sicherer, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen auf eine Weise, welche oft zehn statt des verfolgten Einen in's Verderben stürzte. Durch so ungemessene Strenge der Gesetze kann leicht ein Theil der Gesellschaft demoralisirt, und die Falschheit, Hinterlistigkeit und Niederträchtigkeit bedentend in Vortheil gesetzt werden gegen den freimüthigen Unwillen eines biederen Herzens.

Der Einfluß Josephs auf seine Mutter bewährte sich im Jahre 1773 abermals auf eine erfreuliche Art. Das Staatsrechnungswesen war in großer Verwirrung, die Staatswirthschaft demnach immer mehr ein gewagtes Spiel, denn eine gut bestellte Oekonomie. Nach der von ihm veranlaßten Berechnung ergaben sich an Einnahmen: Steuer oder Contribution 19,700,000 fl.; Kammeralbeitrag 21,000 fl.; Judensteuer 290,000 fl; Arrha-Abzüge 830,000 fl.; Taxen. 600,000 fl.; Tabakgefälle 1,900,000 fl.; Mauth und Zoll 4,350,000 fl.; Kameralgefälle 4,000,000 fl.; Münz und Bergwerke 5,000,000 fl.; Erbschaftsteuer 300,000 fl.; Schuldensteuer 1,800,000 fl.; Quinquennalkollekte 115,000 fl.

Pferdesteuer 300,000 fl.; Tatz 500,000 fl.; Salzgefälle 8,900,000 fl.; Consumtionsgefälle 2,800,000 fl.; Stempelgefälle 320,000 fl.; Tranksteuer 1,600,000 fl.; Sperr- und Weggefälle 550,000 fl.; zusammen 55,646,000 fl.

Dagegen war die Ausgabe; für Kriegswesen 17 Millionen; für Besoldungen 8 Mill.; Pensionen 1 Mill.; geistliche Werke 350,000 fl.; zusammen 55,650,000 fl. Dazu gab Böhmen 11,800,000 fl.; Mähren 4 Mill.; Schlesien 600,000 fl.; Niederösterreich 12 Mill. (!); Ober-Oesterreich 2,500,000 fl.; Steiermark 3 Mill.; Kärnthen 1,200,000 fl.; Krain 1,250,000 fl.; Grätz 150,000 fl.; Küstenland 550,000 fl.; Tyrol 2,600,000 fl.; Vorlande 700,000 fl.; Ungarn 12 Mill. (also nicht mehr, als Nieder-Oesterreich!); Siebenbürgen 2 Mill.; Bannat 1,500,000 fl.; die Gesammtsumme der jährlichen Einkünfte belief sich demnach auf 55,850,000 fl., ungerechnet die Einkünfte von den Niederlanden, der Lombardie, Gallizien, der Bergwerke, Krongüter und Familienherrschaften.

Nachdem das neuerworbene Königreich Gallizien der Kaiserin gehuldigt hatte, trat Joseph II. in Begleitung des Generals Pelegrini und zweier hoher Offiziere neuerdings eine Reise nach Ungarn und Siebenbürgen an, welche ihn nach Gallizien führen sollte. Die ersteren Provinzen bedurften am meisten der Fürsorge ihres Monarchen, denn kein Theil der Monarchie war so verwahrlost und in so tiefer Barbarei, als sie. Die genaue Kenntniß der dort herrschenden Uebel und Mißbräuche, welche Joseph sich auf diesen Reisen erworben hatte, erklärt des Monarchen nachherige Gesinnung gegen dieses Reich und seine Konstitution.

Auf jedem Schritt begegneten ihm traurige Wahrzeichen der Sklaverei des Nährstandes und der widersinnigsten Gesellschaftsorganisation. Unzählige Bittgesuche und Memoriale, welche man ihm auf dem Wege einhändigte, schilderten die Noth des Volks, der er nicht gründlich abhelfen konnte, mit den grellsten Farben. Erschütternd ist die spartische Kürze, in welcher ein Landmann dem hohen Reisenden seine Noth klagte: „Barmherzigster Kaiser! Vier Tage Frohndienst, den fünften Tag auf die Fischerei, den sechsten mit der Herrschaft auf die Jagd, der siebente gehört Gott — erwäge barmherzigster Kaiser! wie ich Steuern und Abgaben geben kann!“

Die Klagescenen verdoppelten sich, als Joseph in Siebenbürgen eintraf. Die Abgeordneten zweier siebenbürgischer Dörfer, deren Grundherr sie auf's Aeußerste peinigte, fielen flehend zu seinen Füßen hin, und riefen um Rettung von der Tyrannei des Barbaren. In der Gegend von Hermannstadt warfen sich drei Wallachen vor dem Kaiser zu Boden, und baten um Hülfe für ihren neunzigjährigen Vater. Sie würden, sagten sie, von ihrem Grundherrn auf's Sklavischste mißhandelt, und als dieser vernommen, daß ihr Vater deßwegen eine Bittschrift bei Sr. Majestät einreichen wollte, so habe er ihn unmenschlich schlagen, Hände und Füße binden, und in eine unweit der Stadt liegende Zigeunerhütte bringen lassen, wo der unglückliche Greis nun schon drei Tage lang in allem Unrath schmachte! Ueberall wiederholten sich dieselben Klagen über Gewaltthätigkeit und Tyrannei der Grundherrn, in deren

Willkühr Leben und Tod der Unglücklichen gegeben war. Joseph half, so gut er konnte; er beschützte die Verfolgten, bestrafte mit Strenge ihre Unterdrücker, vertheilte in Siebenbürgen allein 12000 Dukaten an Nothleidende, welche von ihren Zwingherrn in Elend gebracht worden waren, allein bei der Beschränktheit seines Wirkungskreises konnte er die Wurzel dieser Uebelstände nicht ausreißen. Der nächste Erfolg seines segensreichen Wirkens war, daß ihn die Edelleute des Landes jetzt und später einen Tyrannen schalten.

Den ungerechten Haß einzelner Stände in Ungarn und Siebenbürgen vermehrte hauptsächlich die katholische Geistlichkeit, die sich in neuerer Zeit höchlich beleidigt glaubte. Waren schon unter den Edelleuten die Klagen allgemein über Josephs II. forschgierige Leutseligkeit, so waren sie es nicht minder unter der Geistlichkeit, die ihre Stimmung geschickt auf einzelne Theile des Volks zu übertragen wußte. Die Edelleute beschwerten sich im geselligen Leben bitter, aber der Grund zu ihren Beschwerden war auch der Grund hoher Zufriedenheit und Freude unter den Unterdrückten. „Was mischt er sich in die Angelegenheiten des Reiches,“ hieß es unter Jenen, „er ist nicht unser König, und weh' ihm, wenn unsere Konstitution angetastet wird! Der elende Hund, der Bauer, wird schon anmaßend und trotzig, seine Widerspenstigkeit rührt davon her, weil dieser Prinz ihm Vorschub leistet. Was soll aus dem Reiche werden, wenn unser Ansehen unaufhörlich wegen eines niedrigen Bauernkerls, dem einmal zu viel gethan wurde, beschimpft wird, wer soll noch Respekt vor uns haben, wenn wir

so erniedrigt werden? Dieser Prinz sollte es unter seiner Würde fühlen, sich mit dem gemeinen Volk zu beschmutzen und den Spion im Lande zu machen."

Allgemeineren Beifall fanden die Klagen der Geistlichkeit unter den Rechtgläubigen. Die protestantischen Unterthanen waren bisher ein Wild gewesen, auf das sich die allgemeine Jagdfreiheit erstreckte, das Jedermann ungestraft hetzen, rupfen und quälen konnte. Die Neigungen des Volks harmonirten in diesem Jagdvergnügen mit denen der Geistlichkeit. Dieses Wild war in Ungarn und besonders in Siebenbürgen sehr zahlreich vorhanden, und da die Protestanten sehr betriebsam waren, gewährte ihr Fett manchen leckern Bissen, wenn die habsüchtigen Wölfe unter der Maske des Religionseifers in Gesellschaft der Niedrigen ein Treiben im Lande hielten. Eigennutz, Habsucht, Persönlichkeit und Fanatismus vereinigten sich mit einander gegen die Preis gegebenen Ketzer. Man verfolgte sie mit grausamer Willkühr, beschimpfte und mißhandelte ihre Prediger, vertrieb die Bekenner der reformirten Religion von ihrem Eigenthum, riß ihre Kirchen nieder, und, erkühnte sich Einer, Widerstand zu leisten, so wurde wohl auch von den begeisterten Wölfen ungestraft Blut vergossen! Wer seinen Glauben mit gewaltsamen Mitteln gegen gewaltsame Angriffe vertheidigen wollte, mußte in Ketten oder unter unbarmherzigen Stockstreichen in schmählicher Knechtschaft schwer seinen Frevel büßen, wenn er der Wuth des Pöbels entrann. Wollte er sich beklagen, so wurde er gewaltsam daran verhindert, und selbst sein ungehindertes Geschrei hätte fruchtlos verhallen müssen, da selbst die Vorstände

der Behörden, die Präsidenten und Intendanten entweder Urheber oder doch Theilnehmer der Verfolgung waren. Daher kam es, daß man beim ersten Laut der Unzufriedenheit, welchen die Unglücklichen von sich gaben, sogleich über Treulosigkeit und Rebellion schrie, und die fromme Fürstin, welche ohnehin geneigt war, von den Ketzern Schlimmeres zu glauben, auf diese Weise vermochte, die strengsten Maßregeln gegen die „Aufrührer“ zu ergreifen. Man ließ Truppen nach Ungarn und Siebenbürgen marschiren, um alle Jene zu vernichten, welche die Ruhe des Reichs durch tumultuarische Widerspenstigkeit gefährdeten, und die strengsten ja schrecklichsten Befehle wurden gegeben, und eine förmliche Ausrottung der Ketzer schien von den zur Vollstreckung der Befehle Bestimmten beabsichtigt.

So litten die Reformirten noch zur Zeit Theresia's. Joseph sah auf seinen Reisen die Lage dieser verfolgten Unterthanen, und seit seinem Regierungsantritt war er unaufhörlich bemüht, den Bedrängten beizuspringen. Maria Theresia aber, welche gegen den fremdgläubigen Theil ihrer Unterthanen so streng gesinnt war, daß sie sich in einer Zeit der höchsten Noth auf's Bestimmteste weigerte, den Protestanten neue Freiheiten einzuräumen, obgleich man ihr gegen diese Vergünstigung eine Hilfe von sechstausend Mann zu Pferd zusagte, war nur langsam zu bewegen, den duldsamen Vorschlägen ihres Sohnes Gehör zu geben. Da sie es aber endlich doch that, und der Ausführung ihrer strengen Befehle Einhalt thun ließ, so wurde die Lage der Verfolgten in etwas gebessert, und eine Deputation der unglücklichen Reformirten in Gnaden aufgenommen. Sie

erklärte derselben: „sie fände gerne Mittel, die Beschwerden der Reformirten zu tilgen, und diese wieder in ihre Rechte einzusetzen, allein es stehe ihr der Eid entgegen, den alle Könige von Ungarn leisten müßten, die Gesetze des Reiches aufrecht zu erhalten." Die Beschwerdeführenden erwiederten jedoch hierauf in ihrem Danksagungsschreiben vom Jahr 1773:[1]) „1. Daß die Gesetze, wodurch ihre Religionsgerechtsame begründet, noch niemals abgeändert worden; 2. daß die zwischen den Katholischen und Evangelischen errichteten Traktate sich auf feierliche Gesetze und gegenseitige Verträge gründen, mithin ihrer Natur nach von der Beschaffenheit sind, daß solche durch kein Gesetz verändert werden könnten; 3. daß sie beweisen könnten: es sey kein Gesetz vorhanden, welches den Königen von Ungarn die Verbindlichkeit auferlege, ihnen ihre Rechte vorzuenthalten, und daß daher ohne Verletzung der Gesetze und der Billigkeit die Könige ihre Bitten erhören können; 4. endlich, daß der Zustand, in dem sie sich befänden, auf keine Weise den Namen eines Systemes verdiene, weil er von der Willkühr einzelner Unterthanen abhängig sey."

Alle diese Vorstellungen würden jedoch ohne Josephs thätigen Beistand vielleicht fruchtlos gewesen seyn, und es ist durch Tradition bekannt, daß Maria Theresiens Reformen, im Sinne der Duldsamkeit gegen andere Religionen hauptsächlich, sowohl im Einzelnen als auch im Ganzen das Werk Josephs oder vielmehr seines Einflusses gewesen seyen. Da nun die katholischen Eiferlinge den Urheber der

---

[1]) S. das Archiv der Urkunden und Beweisstücke.

Einschränkung ihrer Willkühr kannten oder erriethen, so mag schon damals der erste Anlaß zu dem nachherigen Mißverhältniß zwischen dem Regenten und dem Volk in Ungarn gegeben worden seyn. Die blindeifrigen oder habsüchtigen Geistlichen äußerten bald ihre Unzufriedenheit, und ihre Stimmung fand wunderbarer Weise Anklang im Volke. Die unterdrückten Plebejer rechten Glaubens hatten bisher, gleich allen Unglücklichen, einen Trost in dem schadenfrohen Bewußtseyn gefunden, daß es im Lande noch Unglücklichere gebe. Sie waren, selbst tyrannisirt, stets aufgelegt, Andere zu tyrannisiren, und da sie die Protestanten bisher ungestraft quälen und auch von ihnen Profit nehmen konnten, so machten sie von dieser ihrer einzigen Befugniß den umfassendsten Gebrauch. Die Beschützung der Verfolgten war daher immer für sie Aufhebung eines bevorrechteten Zustandes, die um so mehr Neid und Erbitterung erregte, da das ungarische Volk gewohnt war, jeden Ketzer als einen zeitlich und ewig Verdammten zu betrachten, dem hienieden nur die gerechte Strafe des Himmels werde.

Die Wohlthaten, welche Joseph seinen Völkern erwies, in Folge seiner auf Reisen gesammelten Erkenntniß der Mängel in der Gesellschaftsorganisation, waren daher zugleich die ersten Quellen seines nachherigen Unglücks, denn ihm fehlte das unselige Talent gleichzeitiger Fürsten, zu herrschen, indem sie sich von den Irrthümern und Fehlern ihrer Zeit beherrschen ließen. Als er die weiten Gebiete seines Reiches als ein Schutzgeist der Menschheit durchwandelte, entsproßen unter seinen Schritten die Segensblüthen des Dankes und der Liebe, neben wuchernden Giftpflanzen

des Lasters. Jene glänzten und dufteten im Schimmerlichte sanguinischer Hoffnungen, diese verbargen sich in dunklen Klüften. Es war nicht zu verwundern, daß der junge, menschenfreundliche Fürst mit seiner heiteren Lebensansicht die letzteren häufig übersah, und nur die ersteren bemerkte. Er schien nur dem Segen seines Volkes zu begegnen. Auch auf dieser Reise mochten ihn schmeichelhafte Erscheinungen täuschen. Das Volk drängte sich heran, ihn zu sehen, seine Füße zu küssen, ihm zu dienen, und dafür einen wohlwollenden Blick aus des Kaisers blauem Auge zu erndten. Unzählige rührende und heitere Anekdoten circuliren noch immer im Munde des Volks über die vielfachen Aeußerungen einer warmen Anhänglichkeit, welche seine Reisen zu Triumphen machten. Die Liebe und Bewunderung der Landleute sprach sich unzählige Male in naiven Worten aus. Viele zeigten sich bereit, ihm Habe, Gut und Leben zu opfern; Alle geizten nach der Ehre, ihren Fürsten zu bedienen.

Aus Siebenbürgen begab sich Joseph nach der neu erworbenen Provinz Gallizien. Eine Reise in diesem verwilderten Lande war damals mit den äußersten Beschwerden verbunden. Die Gegenden, welche Joseph mit den ihn begleitenden Offizieren zu Pferde durchreiste, längs der ganzen nördlichen Grenze von Kaminiek bis Krakau, waren fast völlig unwegsam, und eine Reise durch dieselben sogar nicht ohne Gefahr. Es gehörten gewiß die edelsten Triebfedern dazu, um einen in Weichlichkeit erzogenen Fürsten zu bewegen, ein barbarisches Land zu durchforschen, wo die Beschwerden, welche ein äußerst rauhes Klima und die Sterilität

des Bodens mit sich brachten, durch keine zweckmäßige Anstalt der Kultur und Civilisation gemildert wurde, wo selbst das rohe Volk vielleicht gegen seinen neuen Herrn nicht günstig gesinnt, und der Kaiser daher persönlicher Gefahr um so mehr ausgesetzt war, da er eben so wenig für seine Bequemlichkeit als seine Sicherheit bedacht war. In welchem Zustand sich das Land damals befunden, mag man daraus beurtheilen, daß die hohen Reisenden einst in einem jüdischen Dorfe genöthigt waren, ihre geringe Kenntniß von der Kochkunst anzuwenden und sich selbst eine Mahlzeit zu bereiten, da man im ganzen Orte nichts Genießbares hatte auftreiben können.

Auf dieser Reise sammelte sich Joseph einen Theil jener Kenntnisse von dem Zustande Gallíziens, der ihn nachher zu so vielen wohlthätigen Reformen bestimmte. In Lemberg wurde er mit Freuden empfangen, im ganzen Lande zeigten sich unerwartet Spuren einer günstigen Stimmung, denn man war der unheilvollen Wirren der letzten Periode in der Geschichte Polens müde. Aber es war viel Elend, Bedrängniß und Noth im Lande. Es wimmelte von zu Grunde gerichteten Personen aus allen Ständen, von Bettlern, Vagabunden und Abenteurern. Der Adel war sehr verarmt, die natürlichen Hilfsmittel des Landes erschöpft oder unergiebig. In Lemberg warf sich eines Tages eine polnische Dame zu des Kaisers Füßen und bat um Hilfe für sich und ihre vielen Kinder, welche durch die Verwirrungen im Reiche in die äußerste Noth gerathen waren. Der freundliche Monarch erbat sich die Kleinen zum Geschenk und errichtete sogleich ein adeliches Erziehungsstift, worin sie

untergebracht wurden. Seine Sorgfalt für das Wohl des Landes erstreckte sich noch weiter, allein die engen Schranken seines Wirkungskreises setzten seinem Eifer auch hier bald berührte Gränzen.

Zehntes Kapitel.

1773 — 1777.

Fortsetzung der Reformen des Kriegswesens. — Lascy und Loudon. — Joseph auf dem Prager Schlachtfelde. — Eröffnung des Augartens und Praters. — Die teutsche Schaubühne. — Maßregeln gegen die Zigeuner. — Abschaffung der Tortur. — Verhältnisse zwischen Oesterreich und Frankreich.

Mit der Verbesserung des Kriegswesens fuhr Joseph unermüdlich fort, und Lascy, dessen Lehrer in der Taktik, blieb stets die größte Stütze des josephinischen Militairsystems. Wenn man den Zustand der Armee in diesem Zeitraume, mit jenem in den Zeiten des Feldmarschalls Khevenhüller und selbst unter Daun, verglich, so ergab sich ein für Joseph sehr ehrenvolles Resultat, und es konnte Niemand verborgen bleiben, wie sehr die Kriegsmacht Oesterreichs gewonnen hatte an Intensität und Hilfsquellen. Die Kriegskanzlei, die Oekonomie, die Rüstung und das Exercitium hatten auffallende Verbesserungen erfahren. Alles das dankte man dem guten Einverständniß zwischen dem Kaiser und Lascy und ihrem kräftigen Zusammenwirken. Loudons Ansichten schienen jedoch nicht immer mit jenen der beiden Reformatoren übereinzustimmen. Dieser treffliche General verband mit seinem ausgezeichneten Feldherrntalent

viele Eigenheiten des Charakters, worunter ächt schottländischer Eigensinn und Trotz, der jedoch oft heilsame Folgen hatte. Er erwies diese Eigenschaft nicht nur in seiner Stellung als General, sondern auch in der als Unterthan oder Grundherr. Als im Jahre 1773 in Böhmen das Raabische System eingeführt wurde, welches darin bestand, daß die Gutsbesitzer ihre weitläufigen Feldgründe in Pacht oder Erbpacht an ihre Unterthanen geben sollten, anstatt sie von denselben durch Frohndienste bearbeiten zu lassen, suchte Herr von Raab selbst unseren Helden zur Annahme seines Systems zu bewegen, aber vergeblich. Merkwürdig ist es, daß bei dem nachher erfolgten Aufruhr der Bauern, die auf den herrschaftlichen Gütern schreckliche Verwüstungen hervorbrachten, Loudons Güter verschont blieben. Derselbe Eigensinn, oder dieselbe Beharrlichkeit, veranlaßte ihn später, sich während seines Generalkommandos in Mähren, gegen die mit jeder Kleinigkeit verbundene Vielschreiberei aufzulehnen, und, da man ihm viele Hindernisse in den Weg legte, seine Stelle niederzulegen, um in Betschwar in otio zu leben. Allein Joseph ließ ihn zu sich nach Wien berufen und behandelte ihn mit so vieler Auszeichnung und Güte, daß er den Wunsch seines Monarchen erfüllte und sich wieder den Beschwerden des Dienstes unterzog, obgleich sein schwächlicher Körperbau ihm Ruhe wünschenswerth machte. [1])

Von 1773 bis 1777 beschäftigte sich Joseph hauptsächlich mit dem Heere, dessen Uebungen in den verschiedenen

---

[1]) Lebensgeschichte Loudons. 2r Thl.

Provinzen er persönlich beiwohnte. Bei Gelegenheit eines solchen Uebungslagers bei Prag, war es, als Joseph einen feierlichen Beweis ablegte, wie sehr er fremdes Verdienst selbst dann zu schätzen wußte, wenn es auch seinem Hause nachtheilig war. Bekanntlich fiel Schwerin, dem Friedrich II. wohl mehr seinen Ruhm verdankte, als seiner eigenen Größe, in der Schlacht bei Prag von fünf Kugeln getroffen mit der Fahne in der Hand. [1]) Die Stelle, wo er zum ersten Mal die Sache seines Königs verließ, indem er als ein Opfer seines Ehrgeizes fiel, haben die gebildeten Einwohner von Prag, durch Anpflanzung eines Baumes, genau bezeichnet, und noch heute sind mehrere Prager, und selbst die Landleute der Umgegend, bemüht, die Gewißheit jenes denkwürdigen Platzes auf die späte Nachwelt zu bringen. An dieser Stelle ehrte Joseph II. Schwerins Andenken durch eine einfache, aber denkwürdige Feierlichkeit. Als nämlich 1776 das Heer an einem der letzten drei Tage, an welchen es stets die großen Kriegsübungen ausführte, auf die Stelle rückte, ließ er plötzlich sechs Grenadierbataillone, welche eben vorüber marschirten, Halt machen, ein Quarré um den Baum bilden und die Manen des Helden mit einer dreimaligen Salve begrüßen. Er selbst begab sich mit seinem Gefolge und dem General Nugent in das Viereck und entblößte bei jeder Salve sein Haupt. Jeder Grenadier, der in der Schlacht bei Prag mitgefochten, erhielt bei dieser Gelegenheit ein Geschenk von einigen Dukaten, das ganze Heer eine doppelte Tageslöhnung.

---

[1]) 6. Mai 1757.

Die Zeit von 1773 bis 1777 in der Geschichte Josephs ist übrigens nicht besonders reich an Thaten, denn Maria Theresia hatte für gut gefunden, den Wirkungskreis ihres Sohnes nicht auszudehnen, und die Verschiedenheit der beiderseitigen Grundsätze vermehrte immer mehr die Anlässe zu kleinen Spannungen, welche das Mißtrauen der Kaiserin in die Einsichten ihres Sohnes vermehrten. Demungeachtet fand dieser manche schöne Gelegenheit zu zweckmäßigen Unternehmungen, welche ihm den Beifall der Aufgeklärten erwarben. Waren sie auch nicht sehr wichtig für das Wohl und die Größe des Staates, so erwiesen sie sich doch erfolgreich, indem sie seinen Kredit beim Volke, insbesondere aber bei den Wienern, vermehrten. Diese kannten aus unzähligen Anekdoten die Leutseligkeit, Humanität und heitere Laune des Kaisers, und vielleicht war es hauptsächlich die letzte collegialische Eigenschaft der Wiener insgesammt, welche ihre Anhänglichkeit vermehrte, denn melancholische Charaktere machen bei diesem frohen Völklein kein besonderes Glück. Der Kaiser fand Geschmack an Spässen, machte selbst welche und ertrug fremde, und die Wiener freuten sich herzlich ihres Kaisers, der bei großem Verstand und ernster Strenge doch immer ein Mann war, „der Spaß verstand.“ Was ihre Zufriedenheit mit Joseph vermehrte, war die Sorgfalt, welche er an den Tag legte, dem Wiener Publikum stets neue Bequemlichkeiten zu verschaffen, die Quellen des öffentlichen Vergnügens zu vermehren und zu reinigen. Man promenirte bald auf der Esplanade zwischen schönen Alleen, wo man früher in Schmutz und Schlamm versank, und in der alten Favorite oder dem Augarten, der am 30. April

1775 dem gesammten Publikum eröffnet und immer verschönert wurde. Es war dieser berühmte Garten ehedem blos eine Remise für die kaiserlichen Jagdzüge und Fuhrwerke, wo auf Josephs Befehl alle Gartenkünste erschöpft wurden, um den Wienern einen nahen Spaziergang zu verschaffen. Seinen Eingang zierte die charakteristische Ueberschrift: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer.“ Gleicherweise wurde der Prater geöffnet, der bisher nur drei Monate im Jahre, und nur für herrschaftliche Equipagen offen stand. Schaarenweise strömten die frohen Einwohner der Hauptstadt hierher, und Wien sah zum ersten Male alle Stände an einem gemeinschaftlichen Unterhaltungsplatz versammelt. Allein ein Theil des Wiener Adels beklagte sich bitter über diese Verletzung ihrer stillschweigenden Privilegien. Die seltsamste Deputation seit dem Verfall von Abdera begab sich zu dem Monarchen und bat ihn, den Augarten und Prater für den Pöbel zu schließen und nur Personen von hoher Geburt zum Genuß der freien Luft in diesen Orten zuzulassen. Allein zur großen Freude der Wiener bürgerlichen „Kanaille“ gab der Kaiser folgenden Bescheid: „Wenn ich immer unter meines Gleichen seyn wollte, so müßte ich zu den ehrwürdigen P. Kapuzinern in die kaiserliche Gruft steigen und darin meine Tage zubringen. Ich liebe die Menschen ohne Einschränkung, und der hat einen Vorzug vor Anderen bei mir, der gut denkt und ehrlich handelt, und nicht der, welcher kein anderes Verdienst aufweisen kann, als daß er Fürsten seine Ahnherrn nennt.“

Bald zeigten sich die Früchte dieser verständigen Antwort. Die hochadeligen Personen blieben nicht lange dem öffentlichen Vergnügen fern, denn größer als ihr Stolz war die Sucht zu glänzen und sich zu unterhalten. Bald vermischten sie sich mit dem Volke, fanden dessen Gesellschaft nicht so unausstehlich und gefielen sich am Ende in der Ungezwungenheit des Vermischtseyns. So war der erste Schritt zur Annäherung der beiden Extreme der Gesellschaft gethan, der Adel ließ nach in seinem hochfahrenden Betragen, der Bürger milderte seine mit Haß vermischte Ehrfurcht in aufrichtige Achtung, und schrittweise kam man auf den Punkt, wo man noch jetzt steht: der Adel zeichnete sich durch die äußerste Leutseligkeit aus, und der Bürger, weit entfernt, ihn zu hassen, wie anderswo, liebte ihn.

Joseph sorgte jedoch nicht für das Vergnügen seiner Unterthanen, ohne zugleich auf die Verbesserung des Geschmacks, der Sitten, der Sprache, Rücksicht zu nehmen, vielmehr war dieß sein Hauptangenmerk. Der von jedem guten Oesterreicher gesegnete Freiherr Jos. von Sonnenfels arbeitete im Geiste, und auf Anordnung Josephs, für Herstellung der teutschen Schaubühne und Unterdrückung der albernen Volksspektakel mit dem Hanswurst. Im Jahre 1774 war das Kärntner-Thor-Theater (Opernhaus) aus seinem Schutte wieder erstiegen, und das Burgtheater, durch die liebende Pflege Josephs, Nationalbühne. Joseph und Sonnenfels sind demnach als die Gründer dieser berühmten, in Teutschland einzigen Anstalt, zu betrachten, wo man nicht dem Aftergeschmacke der Zeit, den besonderen Neigungen des Publikums fröhnt, und in den unentweihten

Tempeln Thaliens nur der unbefleckten klassischen Muse den Zutritt gestattet. Dadurch, daß Joseph das teutsche Theater für eigene Rechnung übernahm, wurde dasselbe unabhängig von der größten Feindin des guten Geschmacks, der Mode, und nur dadurch erhielt es seinen unbefleckten Ruhm bis auf die neueste Zeit. In Oesterreich fehlte es damals noch an guten scenischen Künstlern, denn das Komödiantenhandwerk war dort auf's Tiefste verachtet und Niemand widmete sich demselben, als Leute aus dem niedrigsten Pöbel, die weder die dem Künstler so nöthige Bildung noch natürliche Anlagen hatten. Man mußte daher aus Sachsen einige tüchtige Schauspieler kommen lassen. Bald zeigten sich die Früchte dieses schönen Instituts, das durch die ausgezeichneten Männer Müller, Schröder, Brockmann, so wie durch Katharina Jacquet, Anna Adamberger, Rosalie Nouseul, aufrecht erhalten wurde. Es verschwanden plötzlich viele Abgeschmacktheiten aus dem geselligen Leben, man wetteiferte, dem Hang zum Vergnügen eine edle Richtung zu geben und Verkehrtheiten aller Art zu verbannen. Von nicht geringem Nutzen war der Einfluß dieses Institutes auf die Sprache. Der österreichische Geschäftsstyl litt noch an großen Gebrechen, und es gehörte zum guten Ton, das Teutsche durch unzählige Fremdwörter zu verunstalten. Welch ein barbarisches Gemengsel von harten Ausdrücken in unlogischer Fügung der Brief- und Geschäftsstyl damals in ganz Teutschland gewesen sey, läßt sich am besten aus den eigenhändigen Briefen Friedrichs II., dieses Virtuosen in der monstruösen Schreibart, erkennen. Joseph war der erste Fürst in Teutschland, der durch die Schaubühne mittelbar und durch

sein eigenes Beispiel und angemessene Verordnungen unmittelbar, die Reinigung der Sprache beförderte und dadurch nicht wenig beitrug, die einheimische Literatur emporzubringen.

Um die innere Verwaltung erwarb sich Joseph in diesem Zeitraume einige nicht unbedeutende Verdienste. Seinen Erfahrungen auf Reisen hatte man es zu danken, daß eine strenge Verordnung gegen die Zigeuner [1]) erging, welche viele Gegenden der Monarchie durch Räubereien und Diebstähle unsicher machten und in heimathlosen Heerden das Reich von einem bis zum andern Ende durchzogen. Sie hatten ihre besondere Diebssprache, stillschweigende Gesetze und Gebräuche und machten den Aberglauben, die Furcht und die Albernheit der Landleute zu ihren ergiebigsten Erwerbsquellen. Ihre Vermehrung veranlaßte die größten Besorgnisse, und die Gefahr war um so größer, da man den überall Zerstreuten nirgends in Masse beikommen konnte. Kaiser Joseph ließ den Heimathlosen ihre Kinder wegnehmen, ließ diese auf Staatskosten erziehen und verbot ihren Eltern, unter Androhung der strengsten Strafen, in Zelten zu wohnen. Er gab ihnen Wohnplätze und Aecker zu bebauen, und machte so aus landesgefährlichen Vagabonden und Wegelagerern nützliche Unterthanen. Seit dem hört man von diesen Landstreichern nur noch in Ungarn, wo sie jedoch nicht mehr als Räuber und Diebe, sondern in der Eigenschaft geschickter und beliebter Spielleute herumziehen.

---

[1]) Die Herkunft dieses Volksstammes ist in ziemliches Dunkel gehüllt. Nach Ungarn kamen sie aus Hindostan, und erhielten 1423 von König Sigmund das Incolatprivilegium. (Czaplowicz Gemälde von Ungarn. 1r Bd. S. 196.)

Im Jahre 1776 (1sten Jänner) gelang es den fußfälligen Bitten des Hofrath Sonnenfels, Maria Theresia zur Abschaffung der Tortour zu bewegen. Er hat sich dadurch ein unsterbliches Verdienst um die Menschheit erworben, und der rührende Moment, wo er mit Thränen im Auge auf den Knieen zu Füßen seiner Fürstin lag, verdient in der Geschichte Oesterreichs gewiß einen der ersten Ehrenplätze. Joseph II. hat seinen Antheil an diesem Verdienste. Wie groß dieses gewesen sey, werden wir bald Gelegenheit haben zu erwägen in einem der nächstfolgenden Bücher, wo wir auf die peinliche Frage in der theresianischen Halsgerichtsordnung zurückkommen werden.

Während aller dieser Verrichtungen zum Wohl des Staates war Joseph in unaufhörlicher Bewegung. Sein Aufenthalt in Wien war stets kurz und durch viele Reisen in die Provinzen, wo er den militärischen Uebungen beiwohnte, unterbrochen. 1775 unternahm er eine neue Reise nach Italien, wovon nichts Wichtigeres bekannt geworden ist, als das, was er selbst in einem Schreiben an Maria Theresia einfach und trocken erzählt. Indessen war sie gewiß reich an Erfahrungen, denn sein Bruder, der Großherzog von Toskana, war damals eifrigst beschäftigt, sein kleines Land durch weise Reformen, meist zu Gunsten des Volks, zu beglücken. Er erließ zu dem Behuf eine Menge Verordnungen und Edikte, [1]) welche seinem Bruder häufig Gelegenheit zu Beobachtungen über ihre Zweckmäßigkeit

---

[1]) Tandis que Joseph travaillait d'une manière infatigable au bonheur de ses sujets et pour la manutention de l'état militaire, son frère, le grand-duc de Toscane, faisoit les

gaben. Ob nicht schon damals zwischen den beiden Brüdern eine geheime Eifersucht entstanden ist, kann nicht mit Bestimmtheit ausgemacht werden. So viel ist gewiß, daß Leopold als Großherzog von Toskana in seinen Handlungen weit mehr Uebereinstimmung mit den Grundsätzen Josephs zeigte, als nachher, und es bleibt ewig merkwürdig, wie diese beiden ausgezeichneten Fürsten bei offenbarer Gleichheit der meisten Ansichten, dennoch von demselben Throne aus auf so verschiedene, ja entgegengesetzte Weise, über die österreichischen Länder regierten. Es scheint, daß wenn Joseph seinen Bruder zu übertreffen suchte, Leopold seinen Ruhm in Mäßigung und Vermeidung der Fehler Josephs suchte.

An seine Mutter schrieb Joseph aus Italien folgenden kleinen Reisebericht:

„Madame!“

„Der Großherzog [1]) und ich sind nur einige Tage früher in Venedig angekommen; die Nacht hierauf der Erzherzog Ferdinand aus Mailand, und endlich mein jüngster Bruder.“

---

réglements les plus sages en faveur du peuple. On lui reprochoit de donner trop d'édits et d'ordonnances; mais un excès d'amour du bien public ne peut jamais être une action dont un souverain puisse se repentir. D'ailleur de quelque manière qu'on la considère, il n'en est pas moins vrai que la Toscane gagna infiniment depuis que le souverain qui vient de la gouverner, repandit de toutes parts des encouragements, fit disparoître les pratiques superstitieuses et rendit au commerce l'activité dont il jouissoit, sous le régne mémorable des Medicis. (Caraccioli, vie de Joseph II. p. 78.)

[1]) Josephs Bruder, Leopold, Großherzog von Toskana; der andere, Ferdinand, war Statthalter der Lombardei; der dritte

„Unser Hierseyn ist nach dem Symbol aller meiner Reisen incognito; als Graf von Falkenstein besuchte ich in dieser berühmten Stadt alles; der Zulauf von Fremden ist wegen der nahen Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere außerordentlich.“

„Ich habe das weltbekannte Zeughaus der Republik, das dritthalb italienische Meilen im Umfang hat, gesehen; in der Gesellschaft meiner Brüder und des Herzogs von Parma wohnte ich einer Regatta mit bei, besuchte verschiedene Theater, einige Nobili, und den Gesandten Eurer Majestät, den Marquis Durazzo.“

„Endlich muß ich doch auch der berühmten Vermählung des Dogen erwähnen. Am Himmelfahrtstage fahren Seine Hoheit mit dem Buzentauro und dem ganzen Senat, in der größten Pracht, zwischen il Lido und Santo Erasmo, auf die hohe See, und nachdem der Patriarch einige Ceremonien vorgenommen hat, läßt der Doge einen goldenen Ring in das Meer fallen, indem er dazu spricht: Desponsamus te mare in signum veri perpetuique Domini. Der Donner der Kanonen, das außerordentlich zahlreiche Gefolge einiger hundert der schönsten Barquen, und die Menge der Menschen machen diese Farce sehr feierlich. Im Zurückwege hält der Patriarch in der St. Nikolaus-Kirche ein Hochamt, und des Abends wird der Senat, und die, welche dem Doge auf seinem Buzentauro Gesellschaft geleistet, von der Signorie herrlich bewirthet.“

---

endlich, Maximilian, war zum Großmeister des teutschen Ordens, Coadjutor von Münster und Churfürsten von Köln erwählt worden.

„Den letzten Tag vor unserer Abreise besuchten wir noch den großen Rath, wo über 400 Personen gegenwärtig waren; dann hörten wir ein von den Jungfrauen des Conservatorio de medicanti abgesungenes Oratorium und speiseten Abends bei dem Kavalier Tron, woselbst über 300 Damen und 120 Nobili zugegen waren.“

„Von Venedig reiste ich nach Padua, und das in sehr zahlreicher Begleitung, nämlich des Marquis Durazzo, der Fürsten von Lobkowitz, Rohan, Salm, und des Grafen von Rosenberg. Sobald ich nach Florenz komme, werde ich Eurer Majestät weitere Nachrichten von meiner Reise durch Italien geben.“

„Ich küsse ihnen die Hände mit Ehrfurcht und bin Zeitlebens

Eurer Majestät

unterthänigster Sohn

Padua, im Juni 1775. Joseph.“ [1])

Wichtiger war Josephs Reise nach Frankreich, welche er im Jahre 1777 antrat. Schon 1774 war Ludwig XV. gestorben, und Marie Antoinette hatte an der Seite Ludwigs XVI. den Thron Frankreichs bestiegen. Joseph sandte damals an seine Schwester folgendes merkwürdige Glückwünschungsschreiben:

„Madame!“

„Ich wünsche Ihnen Glück zu der Thronbesteigung Ihres Gemahls. — Er wird Frankreich über die letzte

[1]) Briefe Josephs II. Leipz. 1822. F. A. Brockhaus. Dieses Buch enthält jedoch nur Briefe, welche anderwärts schon gedruckt waren.

Regierung beruhigen, (!) er wird dem Volke die Liebe wieder geben, die es sonst für ihre Könige gehabt, und das Reich so glücklich und groß machen, als es einsmalen gewesen. (!!)“

„Die Nation seufzte unter der Last, welche ihr in den letzten Jahren von Louis XV. auferlegt worden. Er hatte die Parlamente verwiesen, seinen Günstlingen zu viel Herrschaft über das Volk eingeräumt, hatte die Choiseuls, Malesherbes, und den Chalotois entfernt, Männer, wie Moupeau, den verhaßten Abt Terray und den Duc d'Aiguillon an's Ruder gesetzt, die mit der schändlichen Du Barry das Reich plünderten und verwirrten; und dieß hatte ihm die Liebe seines Volks geraubt.“

„Ich habe diesen Prinzen oft in meinem Innersten beklagt, daß er sich so sehr zum Spiel seiner Leidenschaften gemacht, so herabgesetzt vor den Augen seiner verehrungswürdigen Familie und seiner Unterthanen selbst, und daß er so wankend in seinen Entschließungen als König gewesen.“

„Vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit dem Bestreben Ihres Gemahls, Ihm die Liebe seines Volks zu erwerben. Lassen Sie nichts unversucht, um sich der Zuneigung Ihrer Unterthanen zu versichern, und Sie werden dadurch das wohlthätigste Geschenk der Vorsehung für das Reich der Franken seyn.“

„Leben Sie immer zufrieden, Königin! befestigen Sie die Harmonie zwischen Frankreich und dem teutschen Reich, und entsprechen Sie nach allen Kräften Ihrer Bestimmung, die Sie zur Friedensstifterin von zweien der berühmtesten Nationen Europas gemacht.“

„Ich küsse Ihnen die Hände und bin mit der größten Hochachtung

Eurer Majestät

gehorsamster Bruder und Freund

Wien, im Mai 1777. Joseph.“

Aus diesem Schreiben erkennt man deutlich das gerechte Mißvergnügen des österreichischen Hofes über die jüngsten Erfolge der französischen Politik und dessen Hoffnungen auf ein künftig besseres Einvernehmen mit dem Könige von Frankreich, Josephs Schwager. Aiguillon, dieser boshafte Feind Oesterreichs, hatte seine Intriguen gegen dasselbe so weit getrieben, daß er England und Spanien zur Zeit der Theilung Polens zu einem Bunde einlud, der die Vollziehung des Theilungsvertrags verhindern sollte,[1]) und Ludwig XV. stets in Mißtrauen gegen das „falsche Oesterreich“ zu erhalten gesucht. Nach Ludwigs XV. Tod glaubte man hoffen zu dürfen, die Politik Aiguillons werde zu Gunsten Oesterreichs nicht fortgesetzt werden, allein man betrog sich. Ludwig XVI., obgleich seiner Gemahlin zärtlich ergeben, gestattete ihr doch keine Einmischung in Staatssachen, und vertraute hierin blindlings dem Grafen von Maurepas, der Oesterreich nicht minder abhold war, als Aiguillon. Zwar wurde Aiguillon entlassen, und die auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen von Vergennes übergeben, allein dieser war den Grundsätzen seines Protektors Maurepas gänzlich ergeben. Diese beiden Männer bewirkten, daß Ludwig XVI., vielleicht zu seinem eigenen

---

[1]) Rochesorte dispatches.

Verderben, Oesterreich als den natürlichen Feind Frankreichs betrachtete und behandelte.[1]) Maurepas leitete sogleich ein für Oesterreich sehr gefährliches Spiel ein, und suchte den König durch eine mit ihm ohne Vorwissen der Königin unterhaltene Korrespondenz zur Billigung desselben zu bewegen, was ihm auch ohne Mühe gelang. Er stellte ihm darin vor, wie nothwendig es sey, die Freundschaftsverhältnisse mit Friedrich II. zu erneuern, Preußens Macht zu unterstützen, und den Wiener Hof durch Versprechungen zu leiten. Er fand an Ludwig XVI. einen gelehrigen Schüler, der alle seine Vorschläge als eben so viele Orakelsprüche achtete. Er machte sich selbst zum Werkzeug des Königs von Preußen, und unterhielt zum Scheine ein gutes Einvernehmen mit dem österreichischen Hofe, um insgeheim desto sicherer gegen denselben zu wirken und auf Deutschland entschiedenen Einfluß zu gewinnen.

Maria Theresia, über die Maßen friedlich gestimmt, schien dem französischen Kabinete ganz geeignet, willenlos die verderblichen Pläne der auswärtigen Höfe durch Unthätigkeit und Nachgiebigkeit zu unterstützen. Ludwig XVI. liebte sie wegen ihrer überaus milden Gesinnungen fast mit kindlicher Zärtlichkeit, und wahrscheinlich wäre der öster-

---

[1]) Ludwig XVI. bestärkte in seinem Entschluß eine Denkschrift, welche nach seines Vaters Befehl ihm am Tage seiner Thronbesteigung zugestellt wurde. Darin wurde das Haus Oesterreich als natürlicher Feind des französischen angesehen. Das Unglück, welches aus dem Versailler Vertrag entstanden war, wurde darin mit lebhaften Farben geschildert, und die Nothwendigkeit, ein neues System zu begründen, fühlbar gemacht. (Coxe's Geschichte des Hauses Oesterreich.)

reichische Hof in den Fesseln dieser Liebe gar leicht von den Ränken Friedrichs und seiner Bundesgenossen umstrickt worden, hätte nicht Kaunitz und Joseph II. als ihre Schutzgeister über Oesterreich und sein Heil gewacht. Der französische Hof kannte die Talente und Charakterstärke dieser beiden Männer, welchen er es mit Recht beimaß, daß Oesterreich neuerer Zeit in der europäischen Diplomatie mit größerer Energie und Würde auftrat, und daß Oesterreichs Staatsschiff unversehrt an der gefährlichen Klippe des polnischen Handels vorbei kam. Die Furcht vor diesen Männern machte Frankreichs Politik unsicher und schwankend, doch blieben die feindseligen Gesinnungen desselben stets vorherrschend und erkennbar. Die Unzufriedenheit des österreichischen Hofes wegen der Wahl des neuen Ministeriums in Frankreich, die persönliche Abneigung des Kaisers und des Fürsten von Kaunitz gegen Frankreich [1]) veranlaßte anfangs eine Spannung zwischen den beiden Höfen, allein Rußlands räuberische Anmaßungen über die Türkei schienen eine neue Annäherung veranlassen zu wollen. Um diesen

---

[1]) Der Wiener Hof nahm es sehr hoch auf, daß man ohne seine Theilnahme ein Ministerium gebildet hatte, und der Kaiser bezeugte die größte Abneigung gegen den französischen Hof und das französische Volk. *) Auch Fürst Kaunitz konnte seinen Spott über die neuen Minister und ihre Maßregeln nicht lassen. (Coxe's Geschichte des Hauses Oesterreich. 4r Bd. S. 379.)

*) Ich habe den Winter von 1777 bis 1778 in Wien zugebracht und die Ehre gehabt, den Kaiser oft in Häusern zu sehen, wo er wie ein Privatmann zum Besuche kam. Man konnte es ihm wohl abmerken, daß er kein Freund des Hauses Bourbon war, und er ließ sich selten die Gelegenheit entgehen, einen beißenden Spott gegen die Franzosen zu äußern. (Ebend.)

Eingriffen Rußlands ein Ziel zu setzen, suchte Oesterreich Frankreichs Freundschaft wieder zu erlangen, und sandte Thugut nach Paris, um dem dortigen Hofe ein Schutzbündniß gegen Rußland anzubieten; allein der französische Staatsrath gab ausweichende Antworten. [1])

So standen die Sachen zwischen Frankreich und Oesterreich, als Kaiser Joseph den Entschluß faßte, selbst nach Paris zu reisen um Frankreichs wahre Gesinnungen zu erforschen, um wo möglich auf seine Schwester so einzuwirken, daß durch ihre Vermittlung die Absichten des Wiener Hofes erreicht würden.

Eilftes Kapitel.

1777.

Reise nach Frankreich.

Selten hat die Reise eines Monarchen mit dem glänzendsten Gefolge so viel Aufsehen in Europa erregt, als die prunklose Reise Josephs nach Frankreich, selten wurde ein glänzender Fürstenname bei solcher Gelegenheit so gefeiert, wie der des Grafen von Falkenstein. [2]) Er trat am 1. April 1771 in Begleitung der Grafen von Cobenzl

---

[1]) Examen de la situation pol. de la France; Soulavie, mémoires de Louis XVI. V. 48.

[2]) Dieser Name ist nicht Erdichtung, wie man allgemein glaubte, sondern Joseph II. führte diesen Namen Falkenstein mit eben so viel Recht, als die: Großfürst von Siebenbürgen — Markgraf von Mähren — Herzog von Steiermark,

und Colloredo ¹) mit einem mäßigen Gefolge seine Reise an, und während er inkognito sich fast allen Landstraßen-Plagen unterzog, weder auffallende Vorbereitungen noch feierliche Anstalten zu seinem Empfang und seiner Bequemlichkeit duldete, während er Alles vermied, was Aufsehen erregen konnte, streute die geschwätzige Fama, die ihn mehr als irgend einen Sterblichen belästigte, obgleich sie sonst keine große Freundin der Tugend ist, unzählige Anekdoten in Europa aus von dem bescheidenen Reisezuge des Kaisers

Kärnthen — Erzherzog von Oesterreich — römischer (oder teutscher) Kaiser — — denn Falkenstein, welches zum Unterschied von andern Graf- und Herrschaften dieses Namens am Donnersberg genannt wird, ist eine Reichsgrafschaft, zum Oberrheinischen Kreise gehörig, und liegt auf dem sogenannten Hundsrück, zwischen Zweibrücken und dem Churpfälzischen Amte. Sie hatte vor Zeiten ihre eigenen Grafen. Im Jahr 1438 belehnte Kaiser Friedrich III. die Herzoge von Lothringen damit, von welchen sie die Grafen Falkenstein-Dhaun zu Afterlehen empfingen. Nach vielen erfolgten Veränderungen und Rechtsstreitigkeiten nahmen sie die Herzoge selbst wieder in Besitz. Und da 1736 Herzog Franz Stephan, Se. Kaiserl. Majestät Franz I., das Herzogthum Lothringen an Frankreich abtrat, und das Großherzogthum Florenz und Toskana in Italien dafür erhielt, behielt er sich die Grafschaft Falkenstein als Eigenthum vor, von welchem sie dann auch auf unsern Herrn Grafen, als jenes erstgebornen Sohn und Erbfolger kam. — Die Grafschaft ist in der Matrikel der Kammerzieler mit 15 Reichsthalern, 67½ Kreuzer, und in der Kreismatrikel mit 40 Gulden angeschlagen.

¹) Sie fuhren abwechselnd in einem Wagen mit dem Kaiser. Außer ihnen begleiteten den Kaiser der Ingenieurhauptmann Bourgois als Reisemarschall, der Leibchirurgus von Brambilla, der Kabinetskanzlist Knecht, ein Mundkoch und einige Lakaien, zusammen 24 Personen, wovon jede nach ihrem Rang mit ansehnlichen Reisezulagen versehen wurde. Cobenzl und Colloredo erhielten Jeder 10000 Dukaten.

der Teutschen. Die Vereinigung einer kaiserlichen Großmuth mit der Bescheidenheit eines Privatmannes, welche Eigenschaften er überall erprobte, war schuld, daß er sein Inkognito nicht immer durchführen und die Huldigungen, welche ihm begegneten, nicht immer von sich weisen konnte. Nach der damaligen lästigen Sitte mußte er daher, außer den willkommenen Aeußerungen einer aufrichtigen Verehrung, unzählige Ausdrücke einer widerlichen Schmarotzerliebe hinnehmen. Unter diese müssen die schlechten Verse ohne Zahl in lateinischer, deutscher und französischer Sprache gerechnet werden, welche auf den Kaiser gemacht wurden. Sie können ohne Versündigung an der heiligen Kunst der Nachwelt vorenthalten werden, obgleich der Gegenstand dieses Kapitels die ernste Geschichte zwingt, einige Augenblicke im leichten Schritte heiterer Memoiren sich vorwärts zu bewegen. *)

Der zahlreichen Züge der Großmuth und Humanität nicht zu gedenken, erzählt man noch viele andere Anekdoten, aus welchen die fröhlichen Wiener leicht erkennen dürften,

---

*) Ich habe bei diesem Abschnitt folgende Schriften vor mir: Wichtige und historische Anekdoten von einer sehr hohen reisenden Standesperson, während ihres Aufenthalts in Paris. Leipz. Schneider. 1777. — Joseph II. auf seiner Reise nach Paris. Naumburg bei Flittner. 1777. — Anecdotes intéressantes et historiques de l'illustre voyageur, Mr. le comte de Falkenstein, p. Coudray. Paris, 1777. — Der erlauchte Reisende; denkwürdige Nachrichten von dem Aufenthalt Sr. Majestät des Kaisers in Paris, von D. L. Coudray. Teutsch. Augsb., Bartholomäi. 1777. — Dasselbe, 3e Auflage. — Briefe an meinen Freund zu O...r über die Reise des Grafen von Falkenstein. Ulm, 1777. — Anthologische Beschreibung der Reise des Herrn Grafen von Falkenstein nach Frankreich. 1777. Schwabach bei Enderes.

daß Joseph mit ihnen einer gemeinschaftlichen Heimath sich rühmte. Witz und Laune begleiteten den hohen Reisenden durch das teutsche und französische Reich auf jedem Schritt, und das Inkognito gab häufig Anlaß zu ergötzlichen Situationen, anständigen Schwänken und häufigen Verkennungsscenen, wo Joseph bald die ihm begegnenden Personen höheren und niederen Ranges mit herablassender und wohlwollender Vertraulichkeit neckte, bald selbst dem Witze des Zufalls zur Zielscheibe diente. Bald hörte der unbekannte Graf von Falkenstein von treuen Unterthanen des Kaisers Tugenden über Alles rühmen, und reizte die Begierde derselben, ihren Landesvater zu sehen, oft bis zum Uebermaß, bald mußte er derbe Späße, unhöfliche Beinamen und strenge Kritiken geduldig hinnehmen. Wenn ihm zuweilen freundlich Gesinnte begegneten, welche den leutseligen Reisenden um jeden Preis zu sehen wünschten, so gab es hinwiederum auch solche, die sich dieses Vergnügen von dem Grafen von Falkenstein, der ihrer Dienste bedurfte, für ein Geringes abkaufen ließen, und zum Ueberfluß ihre Gleichgültigkeit gegen den Kaiser mit ächt teutscher Grobheit bekräftigten. [1])

Zuweilen erlaubte man sich auch wohl wissentlich, den Kaiser auf angenehme Weise zu mystificiren, was besonders einem teutschen Fürsten wohl gelang. Er brauchte gegen das Inkognito des Kaisers Repressalien, ließ ein schönes und bequemes

---

[1]) Ein solcher Unverschämter war jener Postillon, der bestimmt war, den Kaiser zu fahren, und sich auf's Entschiedenste weigerte, dem Grafen von Falkenstein denselben Dienst zu erweisen. Das Anerbieten eines reichlicheren Trinkgelds, als

Haus wie ein Gasthaus einrichten, und über das Thor die Aufschrift Hôtel impérial mit großen Buchstaben befestigen. Er selbst kleidete sich als Wirth, und übertrug seinen Hofkavalieren das Geschäft der Aufwärter. Der Graf von Falkenstein wurde so gut bewirthet, daß er diesen Gasthof als einen der besten im ganzen Lande rühmte. Höchst zufrieden besteigt der Kaiser wieder seine Reisekutsche, welche bereits mit den besten Pferden bespannt ist. Der Fürst selbst erwartet den Passagier in einer neuen Verkleidung, als Postillon, mit großen Pumpstiefeln, einer alten Perücke und abgeschabten Kleidern angethan. Kutscher und Pferde thaten das Ihrige, mit reißender Schnelligkeit wurde der Weg zur nächsten Station zurück gelegt, der Graf von Falkenstein mußte wieder gestehen, daß er nie besser gefahren worden sey, und da sich der Postillon als ein munterer Bursche gezeigt hatte, so fragte man ihn, ob er wohl noch eine Station weiter fahren wolle. Einen Trunk nur erbat sich der willige Kutscher, und dann erfüllte er des Reisenden Begehren, ward mit einer Handvoll Dukaten beschenkt, und jagte mit seinen Pferden davon. „Noch bin ich von keiner Post so gut bedient worden," sagte der Graf von Falkenstein zum Postmeister der nächsten Station. „Leicht möglich," antwortete dieser, „denn Se. Durchlaucht hat Sie selbst bedient."

---

der Kaiser zu geben pflegte, erstickte jedoch den patriotischen Wunsch des Kutschers so vollkommen, daß er versicherte, der Kaiser könne sich nun von einem Andern fahren lassen, was er in denselben Ausdrücken bekräftigte, die Göthe seinen Götz von Berlichingen den Abgeordneten von Heilbronn zur Antwort geben läßt.

Immer machte Joseph von seinem Inkognito einen nützlichen und wohlthätigen Gebrauch. Bald half er einem Bedrängten aus der Noth, bald befreite er einen Unschuldigen aus unverdienter Gefangenschaft, bald vertrat er bei einer armen Familie Pathenstelle bei der Taufe eines Kindes. Seine menschenfreundliche Leutseligkeit kannte keine Grenzen; noch heute weiß fast jeder Flecken, durch welchen er reiste, eine Anekdote zu deren Ruhm zu erzählen. Dabei verabsäumte er nie eine Gelegenheit, sich zu unterrichten, besuchte alle öffentliche Anstalten, zeichnete Kunst und Gelehrsamkeit durch seine aufmerksame Forschung aus. So kam er über München, Stuttgart, Rheims u. s. w. nach Paris, wo man ihn mit Freuden empfing (18. April um vier Uhr Abends). Er stieg im kleinen Luxenburg im Hotel seines Gesandten, des Grafen von Mercy ab, und begab sich am 19. nach Versailles.

Ueber Josephs Aufenthalt in Paris erzählt die Campan Folgendes:

„Seit der Thronbesteigung Ludwigs XVI. erwartete die Königin den Besuch ihres Bruders, des Kaisers Joseph II. Dieser Fürst war gewöhnlich der Gegenstand ihrer Unterhaltung, sie rühmte seinen Verstand, seine Liebe zur Arbeit, seine militärischen Kenntnisse, seine außerordentliche Einfachheit. Se. Majestät wünschte lebhaft, einen seines Ranges so würdigen Fürsten am Versailler Hofe zu sehen. Endlich wurde der Augenblick der Ankunft Josephs II. unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein angekündigt und selbst der Tag festgesetzt, an welchem

16

er in Versailles eintreffen sollte.[1]) Die ersten Umarmungen der Königin und ihres Bruders hatten das ganze königliche Haus zum Zeugen. Dieses Schauspiel war sehr rührend... Anfangs wurde der Kaiser allgemein bewundert: die Gelehrten, die unterrichteten Militairs, die berühmten Künstler priesen alle den Umfang seiner Kenntnisse. Weniger Huldigungen empfing er am Hofe, und noch weniger von Seiten der Königin und des Königs." Hier war seine Erscheinung nicht an ihrem Platz, seine „bizarren" Manieren mißfielen vor dem Richterstuhl der Etikette, seine Offenherzigkeit erschien zuweilen derb, und seine Einfachheit wurde Affektation gescholten, weil man sie nicht begreifen konnte. Der Fürst, welcher die Lobsprüche der besten Männer der Nation erndtete, wurde hier, wo nur gesellige Hoftugenden galten, weniger bewunderungswürdig als sonderbar gefunden. Mad. Campan selbst, der er wahrscheinlich keine Aufmerksamkeit bewies, fand keinen außerordentlichen Menschen in ihm.

„Die Königin sprach mit ihm von den Appartements, die sie für ihn im Schlosse hatte einrichten lassen; *allein* er antwortete, daß er keinen Gebrauch davon machen werde, da er auf der Reise stets im Wirthshaus (au **cabaret** — **ce fut sa propre expression** —) wohne. Die Königin bestand jedoch auf ihrem Anerbieten und versicherte ihn, daß er ganz frei und von allem Lärm entfernt seyn werde. Er antwortete: er wisse, daß das Schloß von Versailles

---

[1]) Die Königin empfing den Kaiser zu Versailles, und fuhr ihm nicht im Kabriolet entgegen, wie man sich oft erzählte.

sehr groß sey, und daß man darin so viele „polissons“ logiere, daß er wohl auch einen Platz finden könne, allein sein Kammerdiener habe schon in einem Gasthof sein Feldbett zurecht gelegt, und er wolle dort wohnen.“

„Er speiste mit dem König und der Königin, und soupirte mit der ganzen Familie. Er zeigte Interesse für die Prinzessin Elisabeth, die eben die Kinderschuhe ausgezogen hatte, und die ganze Frische dieses Alters besaß. Es ging damals das Gerücht von einer Heirath mit dieser jungen Schwester des Königs, allein ich glaube, es hatte keinen Grund.“

„Ich war täglich bei dem Diner der Königin. Der Kaiser sprach dabei viel und anhaltend, und drückte sich in unserer Sprache mit Leichtigkeit aus. Die Seltsamkeit seiner Ausdrücke machte diese Unterhaltungen pikant. Ich hörte ihn öfters sagen, daß er die choses spectaculeuses liebe, womit er Alles bezeichnen wollte, was einen interessanten Anblick gewährte. Er verhehlte seine Vorurtheile gegen die Etikette und Gebräuche des Hofes keineswegs, und machte sie oft sogar in Gegenwart des Königs zum Gegenstand seiner Sarkasmen.“ [1])

„Der König lächelte, und erwiederte kein Wort, die Königin schien es anfangs zu dulden. Der Kaiser beschloß

[1]) Joseph II. hatte Geschmack und man kann sagen Talent für die Satire. Seine kaustische Laune hatte hinreichenden Stoff sich zu üben an der Etikette und den Hofgebräuchen, denn diese waren so lächerlich und lästig, daß das königliche Ehepaar von ihnen bis in das eheliche Lager verfolgt wurde. (Vgl. die éclaircissemens [**] zu den mémoires de Mad. Campan.)

oft seine Erzählungen von dem, was er in Paris gesehen und bewundert hatte, mit Vorwürfen gegen den König, dem die merkwürdigsten Dinge unbekannt waren; er konnte nicht begreifen, wie man so viele Schätze an trefflichen Gemälden im Staub der Magazine verwahrlosen könne, und sagte eines Tages zu ihm, daß er selbst die größten Meisterstücke, die er besäße, nicht kennen würde, wäre es nicht üblich, einige davon in den Appartements von Versailles aufzustellen. [1]) Er warf ihm auch vor, daß er weder das Invalidenhaus noch die Militärschule besucht habe, und sagte ihm sogar in unserer Gegenwart, daß er nicht nur Alles, was in Paris wäre, kennen, sondern auch Reisen im Lande machen und in jeder seiner großen Städte einige Tage sich aufhalten sollte." [2])

„Die Königin wurde endlich durch die Aufrichtigkeit ihres Bruders verletzt, und machte ihm darüber Vorwürfe. Eines Tags war sie beschäftigt mit Unterzeichnung einiger Anordnungen und Befehle zu Zahlungen für ihren Haushalt, und unterhielt sich mit Herrn Augeard, ihrem Sekretär, der ihr nach und nach die Papiere zur Unterschrift überreichte und sie wieder in sein Portefeuille legte. Während dieser Beschäftigung ging der Kaiser im Zimmer auf und ab, plötzlich aber blieb er stehen, um der Königin strenge

[1]) Der Kaiser machte sich oft lustig über die Boutiken und Kaufladen, welche an den Mauern des Schlosses angebracht waren, und den Tröbel, den man selbst auf den Treppen feil bot.

[2]) Einige Zeit nach der Abreise des Kaisers übergab der Graf von Angiviller dem Könige einen Plan zur Errichtung eines Museums, welches hernach zu Stande kam. (Anmerkung der Mad. Campan.)

Vorwürfe zu machen über den Leichtsinn, mit welchem sie die Papiere unterschrieb, ohne sie gelesen zu haben. Er stellte ihr die Gefahr dieses Verfahrens vor. Die Königin antwortete, daß man die besten Grundsätze schlecht anwenden könne, daß ihr Sekretär ihr volles Vertrauen verdiene, und daß sie bei ihrem Verfahren nichts riskire, da alle Zahlungen in der Rechnungskammer einregistrirt würden."

„Die Toilette der Königin war nicht minder ein Gegenstand der unaufhörlichen Kritik des Kaisers. Er machte ihr den Vorwurf, daß sie so viele Moden eingeführt habe, und neckte sie wegen des übermäßigen Auflegens von Roth, an das sich seine Augen nicht gewöhnen konnten. Eines Tages, als sie mehr als gewöhnlich auflegte, ehe sie in's Schauspiel ging, rieth er ihr, noch mehr aufzulegen, und sagte, indem er auf eine Dame wies, welche in der That sehr stark geschminkt war: „Noch ein wenig unter die Augen, daß Sie aussehen, wie eine Furie und wie diese Dame." Die Königin bat ihren Bruder, seine Laune zu mäßigen und seine Späße nur an sie zu richten, besonders wenn sie nichts Verbindliches enthielten. Diese Art, alle Gebräuche zu kritisiren, wurde den Leuten, welche an den alten Sitten hingen, sehr unangenehm, und sie wußten ihm wenig Dank für seine übel angebrachte Offenheit."

Mad. Genlis erzählt dagegen auch eine Anekdote, welche beweist, daß Joseph nicht immer ungalant gegen Damen war. Zu Nantes fand er beim Aussteigen seinen Wagen von einer Menge geputzter Damen umgeben. Er grüßte sie freundlich und sagte vernehmlich: „Voilà une si charmante aurore, qu'elle promet plus d'un beau jour."

Allein die Campan läßt ihm keine Gerechtigkeit widerfahren, und fährt in Erzählung seiner ungalanten Aeußerungen also fort:

„Die Königin hatte mit dem Kaiser eine Zusammenkunft im théâtre italien verabredet, besann sich aber eines Andern und begab sich in's théâtre français. Sie schickte einen Pagen in das théâtre italien, und ließ ihren Bruder bitten, zu ihr zu kommen. Der Kaiser verließ in Begleitung des Herrn de la Ferté, Intendanten der menus-plaisirs, die Loge, welcher sehr bestürzt war, als er den Kaiser zu dem Schauspieler Clairval sagen hörte: „Eure junge Königin ist sehr unbesonnen, aber glücklicherweise mißfällt das euch Franzosen nicht."

„Ich befand mich mit meinem Schwiegervater in einem Kabinet der Königin. Der Kaiser kam dahin, um sie dort zu erwarten, und da er wußte, daß Herr Campan das Amt eines Bibliothekars bekleidete, so unterhielt er sich mit ihm über die Büchersammlung der Königin. Nachdem er von unsern berühmtesten Schriftstellern gesprochen, sagte er: „Zuverlässig giebt es hier keine Werke über Finanz- und Staatsverwaltung."

„Diesen Worten folgte seine Meinung über Alles, was in diesem Fache geschrieben wurde, über unsere berühmten Minister Sully und Colbert, über die Fehler, welche unaufhörlich in Frankreich begangen würden und zwar in Dingen, welche für die Wohlfahrt des Reiches höchst wichtig wären, über die Reformen, welche er selbst in Wien vornehmen würde, wenn er die Macht dazu erlange. Er sprach so mit Herrn Campan, den er beim Rockknopf hielt,

über eine Stunde mit der größten Heftigkeit und ohne den geringsten Rückhalt und Mäßigung über die französische Staatsverwaltung, was (von Mad. Campan) sehr unpassend gefunden wurde. Das Erstaunen und der Respekt veranlaßte uns zu tiefem Stillschweigen, und da dieser Unterredung Niemand zuhörte, als ich und Herr Campan, so nahmen wir uns vor, nie davon zu sprechen.“ [1])

„Der Kaiser liebte es, die geheimen Anekdoten von den italienischen Höfen zu erzählen, welche er besucht hatte; die eifersüchtigen Zänkereien zwischen dem König und der Königin von Neapel amüsirten ihn sehr. Er schilderte vollkommen die Manieren dieses Monarchen. Er erzählte auch viel von dem Hofe zu Parma, von welchem er mit ziemlicher Geringschätzung sprach. Von seinem Bruder, dem Großherzog von Toskana, erzählte er eine heitere Anekdote: [2]) Bei einer Zusammenkunft des Großherzogs von Toskana mit dem Könige von Neapel sprach der Erstere viel von den Veränderungen, welche er in seinen Staaten bewirkt habe. Der Großherzog hatte eine Menge neuer Edikte ergehen lassen, um die Vorschriften der Oekonomisten

[1]) Schwerlich aber hat die geschwätzige Campan, welche durch ihre Kunst, zu schweigen, wahrlich nicht berühmt wurde, auch nur ein Wort ihren Freundinnen zu hinterbringen vergessen. Es wäre äußerst merkwürdig, wenn sie, die uns mit der größten Umständlichkeit selbst von den Strümpfen und Pantoffeln am Hofe Nachricht giebt, ihrer schamlosen Zunge hätte einmal Einhalt thun können.

[2]) Ich theile sie hier mit, weil sie die Eifersucht zwischen den beiden Brüdern konstatirt, die nicht wenig beigetragen hat zur Beförderung des Wohls ihrer Unterthanen, nicht aber, weil ich dieser Anekdote und allen Berichten der Campan ein Gewicht beimesse.

in Ausübung zu bringen, in der Hoffnung, dadurch das Glück seines Volkes zu befördern. Der König von Neapel ließ ihn lange reden, dann stellte er ihm die einfache Frage: wie viel er wohl neapolitanische Familien in Toskana zähle? Der Großherzog hatte ihre kleine Zahl bald ausgemittelt. „Wohlan, mein Herr Bruder,“ versetzte hierauf der König von Neapel, „ich begreife dann nicht, warum Ihre Völker so wenig das Glück suchen; denn ich habe viermal mehr ansässige Familien aus Toskana in meinen Staaten, als Sie neapolitanische bei Ihnen haben.“

„Als eines Tags die Königin mit dem Kaiser in der Opera sich befand, und der Letztere verborgen bleiben wollte, nahm ihn die Königin bei der Hand und zog ihn mit einiger Gewalt zu den ersten Plätzen hervor. Diese Art einer Vorstellung ihres Bruders, machte auf das Publikum den größten Eindruck. Man gab Iphigenie in Aulis. Man verlangte mit großer Hitze die Wiederholung des Chors Chantons célébrons notre Reine, und begleitete ihn mit allgemeinem stürmischen Beifall.“

„Im kleinen Trianon wurde eine Festlichkeit neuer Art gegeben. Die Kunst, mit welcher man den englischen Garten erleuchtet hatte, machte einen reizenden Effekt; Sträucher und Blumen waren von kleinen Lampen beleuchtet, und stellten sich in dem seltsamsten und angenehmsten Farbenspiel dar. Einige hundert Reisbündel unterhielten hinter dem Tempel der Liebe im Graben eine große Helle. Das Lokal erlaubte nicht, eine große Anzahl von Hofleuten zu dem Feste zuzulassen. Die nichtgeladenen Personen wurden mißvergnügt, und das Volk, welches

nur die Feste verzeiht, welche es genießt, nahm großen Antheil an den Gerüchten, welche die Mißgunst ausstreute, und nach welchen die Kosten dieser Festlichkeit so groß waren, daß die verbrannten Reisbündel die Zerstörung eines ganzen Waldes erfordert zu haben schienen. Die Königin, welche davon Nachricht erhielt, wollte durchaus genau wissen, wie viel Holz verbraucht wurde, und man erfuhr, daß 1,500 Reisbündel hingereicht hatten, das Feuer bis 4 Uhr Morgens zu unterhalten."

„Alle Offiziere der Kammer der Königin hatten während des Aufenthalts des Kaisers oft Gelegenheit, ihm zu dienen; man erwartete, daß er vor seiner Abreise Geschenke vertheilen werde. Es war ihnen jedoch durch ihren Eid verboten, Geschenke von fremden Fürsten anzunehmen; man kam daher überein, daß man vorerst die Geschenke des Kaisers ablehnen werde, um mittlerweile die Erlaubniß zur Annahme derselben auszuwirken. Der Kaiser, von diesem Gebrauch unterrichtet, enthob alle diese ehrliche Leute ihrer Verlegenheit und reiste ab, ohne ein einziges Geschenk zu machen." Hinc illae lacrimae! Daher die Medisance der Madam Campan und ihrer untergeordneten Sippschaft, welche ohne Zweifel eben so gerechte Ansprüche auf des Kaisers Großmuth zu haben glaubte, wie die Hausoffiziere niederen Ranges.

Die Marquisin Du Deffand [1]) erzählt in ihren Briefen an Walpole von dem Kaiser Folgendes:

---

[1]) Lettres de la Marquise du Deffand à Horace Walpole, depuis Comte d'Orford, écrites dans les années 1766 à 1780 aux quelles sont jointes des lettres de Madame du Deffand à

„Der Kaiser kam vorgestern zwischen 5 und 6 Uhr Abends an; er stieg bei seinem Gesandten ab, der ihn wegen eines Hämorrhoidalzufalles nicht begleiten konnte. Er war gestern Morgen in Versailles und besuchte alle Prinzen und Minister. Er zeichnete sich durch eine hinreißende Leutseligkeit aus. Man sagt, er werde keinen Besuch annehmen, aber Jedermann als Graf von Falkenstein seinen Besuch abstatten.“

In einem andern Briefe heißt es: „Der Kaiser wird allgemein bewundert; er war gestern in der Akademie der Wissenschaften. Man erwartete ihn dort seit zwölf bis vierzehn Tagen, und Alles war vorbereitet, um in seiner Gegenwart einige chemische Experimente vorzunehmen. Er wollte durchaus keinen ausgezeichneten Platz einnehmen; es hatte den Anschein, daß er keine andere Akademie besuchen werde. Es vergeht kein Tag, an welchem er nicht einige Anstalten, Manufakturen rc. besucht. Er schläft bei seinem Gesandten, dem Grafen von Mercy, steht um 8 Uhr Morgens auf, macht alle seine Touren bis 2 Uhr, worauf er sich in das Hotel de Treville begibt, wo sein ganzes Gefolge wohnt. Er speist dort mit Coloredo, Cobenzl, Belgiojoso, und geht dann mit ihnen oder ohne sie aus. Zuweilen besucht er das Schauspiel, oder die Häuser in der Umgebung von Paris. Er beobachtet Alles, kritisirt nichts; ich glaube, er ist über die außerordentliche Pracht unseres Hofes

---

Voltaire écrites dans les années 1759 à 1775, publiées d'après les originaux deposés à Shrewsbury-Hill. Nouvelle édition corrigée. Tome IIIme pag. 406. (Paris chez Treuttel et Würz 1812.)

erstaunt, aber nicht eifersüchtig darauf. Die Schöngeister müssen sehr erstaunt seyn wegen der geringen Aufmerksamkeit, welche er ihnen erweist, deßhalb erscheint weder in Versen noch in Prosa etwas zu seinem Lobe. Man gibt ihm Dienstag ein Fest im Trianon und Donnerstag eines in Choisy."

In einem dritten Schreiben (vom 18. Mai) erzählt sie: „Man spricht hier nur vom Kaiser. Durch Zufall bekam ich ihn zu sehen, ich soupirte am vergangenen Montag bei Necker, und kam um halb zehn Uhr dahin. Der Kaiser war dort seit ein Viertel auf acht Uhr, hatte sich fast zwei Stunden lang mit Herrn Necker unterhalten, worauf er sich zu Madame Necker verfügte, welche die Herren Gibbon, Boismont, Marmontel und Schouwaloff bei sich hatte. Als ich zur Thüre hereinkam, ging er mir entgegen und sagte zu Madam Necker: Stellen Sie mich vor. Ich machte eine tiefe Verbeugung und begab mich auf mein Fauteuil. Er ließ sich hierauf in ein kleines Gespräch mit mir ein. Er blieb bis nach zehn Uhr. Er spricht unsere Sprache sehr gut, ist sehr einfach und wundert sich, daß man darüber erstaunt. Er sagt, der natürliche Zustand sey nicht der eines Königs, sondern der eines Menschen. Es gibt nichts, was er nicht sehen oder wissen wollte. Er war Freitags in der Akademie der schönen Wissenschaften und gestern in der académie française. Man weiß den Tag seiner Abreise nicht. Er hat hier große Anerkennung gefunden, allein, da er Niemand auszeichnete, so fangen Jene, welche ausgezeichnet seyn wollen, an, in seinem Lobe zu erkalten. Er wollte Herrn Turgot sehen,

und war in dieser Absicht bei der Herzogin von Enville, und hierauf bei Madame Blondel, unter dem Vorwande, daß Herr Blondel als bevollmächtigter Minister in Wien gewesen sey, und daß er Alle besuche, welche dort gewesen sind. Er schwatzte viel mit Herrn Turgot, welchen er bei diesen beiden Damen antreffen konnte. Wahrscheinlich hat er ihn kennen lernen wollen, weil sein Verwaltungssystem in Florenz angewendet wurde.«

„Bei seiner Unterredung mit Herrn Necker waren die Herren Coloredo, Mercy, Cobenzl und Belgiojoso gegenwärtig.... Noch muß ich Ihnen von einem glücklichen Zufall erzählen, der sich in der comédie française, in Anwesenheit des Kaisers ereignet hat. Man gab den Oedipus, in welchem (2ter Akt 21ste Scene) Jocaste von Laius sagt:

> Ce Roi plus grand que sa fortune (!!)
> Dédaignait comme vous une pompe importune:
> On ne voyoit jamais marcher devant son char
> D'un bataillon nombreux le fastueux rempart:
> Au milieu des sujets soumis à sa puissance,
> Comme il était sans crainte, il marchait sans défense;
> Par l'amour de son peuple il se croyoit gardé.

Bei diesen Versen erhob sich ein stürmischer Beifall.«

Ein viertes Schreiben (vom 28. Mai) meldet von dem Kaiser: „Er war überall, er hat die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durchforschen wollen, man weiß nicht, welche Epoche er vorzieht. Man hat sich vielleicht zu sehr daran gewöhnt, ihn zu sehen; die Eindrücke, welche er gemacht hat, sind abgenützt, die Einfachheit gefällt,

aber auf die Länge scheint sie weniger pikant.[1]) Ich glaube, seine Reisen werden ihm nützlich seyn; er schreibt jeden Abend Alles auf, was er gesehen, gehört und behalten hat. Sein Kopf wird mit vielen Kenntnissen angefüllt werden, es können daraus Gedanken entspringen. Es hat allen Anschein, daß er ein sehr guter Souverän werden und mehr ihrem Heinrich VII. oder Carl V. gleichen wird, als Friedrich II.“

Schwerlich kann der eifrigste Lobredner Josephs Tugenden und schätzenswerthe Eigenthümlichkeit besser herausstellen, als diese Berichte französischer Schriftsteller, welche gewiß nicht geneigt sind, einen fremden Fürsten auf Kosten der Wahrheit zu loben. Die Macht der Wahrheit entreißt ihnen Geständnisse, die um so rühmlicher für Josephs Andenken sind, da man in Frankreich gewiß nicht vortheilhaft für Oesterreich gestimmt, und seit langer Zeit gewohnt war, die Politik seines Kaiserhauses mit Mißtrauen und geheimer Feindseligkeit zu beobachten. Die kleinen Lästerungen der Medisance erscheinen gegenüber diesen unwillkürlichen Geständnissen in ihrem natürlichen Lichte und können den denkenden Freund der Geschichte nicht irre leiten. Wir fügen daher den Aussprüchen der beiden Damen die Erzählung eines Geschichtschreibers bei, dessen Urtheil gewichtiger ist und in einer unparteiischen Biographie unseres Helden nicht übergangen werden darf.

---

[1]) Der Herausgeber macht zu dieser Stelle folgende passende Bemerkung: „Il n'y a qu'une tête française qui ait pu produire une pareille idée. La simplicité ne plait qu'aux esprits

„Die Reise, welche Kaiser Joseph II. in Frankreich machte, ließ anfangs viele politische Muthmaßungen entstehen, welche keineswegs gerechtfertigt wurden. Dieser Monarch wurde nur durch den Wunsch, die Mittel zu ergründen, um seinen Staaten neuen Glanz und neue Bewegung zu verschaffen, bestimmt, im Mittelpunkt der europäischen Civilisation Erfahrungen zu suchen. Um den Aufwand und die Unbequemlichkeit eines seiner Würde angemessenen Auftretens zu vermeiden, reiste er unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein... Die Königin kam ihrem Bruder, unter dem Vorwand einer Jagdparthie, im Walde von Bondi, entgegen (?), und durchfuhr die Hauptstadt in einer leichten Equipage mit einem sehr eleganten Gefolge. Der Kaiser war darüber sehr vergnügt. Ein Regen, welcher sie überfiel, störte diese Lustparthie keineswegs, und trug vielmehr, durch die Unordnung, welche er verursachte, dazu bei, die Heiterkeit der Gesellschaft zu vermehren."

„Der Kaiser hielt sich sechs Wochen in der Hauptstadt auf und zeigte eine Einfachheit, welche das Volk als das Attribut eines guten Königs betrachtete, und in welcher man eine ehrgeizige Nachahmung Friedrichs II. erblickte. [1])

---

superieurs, qui, une fois frappés de ses charmes et de ses effets ne peuvent rien goûter où elle ne se trouve point."

[1]) Die Meinung, der Kaiser sey ein Nacheiferer Friedrichs II., war in jener Zeit so allgemein, daß man sich nicht wundern darf, sie hier wieder zu finden. Josephs Einfachheit war jedoch ihm zur anderen Natur geworden und kostete ihn keine Mühe, auch war sie von der Einfachheit Friedrichs II. sehr verschieden. Josephs Einfachheit entsprang hauptsächlich aus dem lebhaften Wunsch, alle Regionen der Gesellschaft genau kennen zu lernen,

Er bewohnte in einem Hotel gerne ein Apartement, welches sich kaum für einen seiner Hofbedienten schickte. Wenn er nach Versailles ging, so brachte er durch plötzliche Ueberraschung seinen Schwager, den König, oft in große Verlegenheit. Zuweilen wohnte er seinen Diners wie ein Fremder, in der Menge vermischt, bei, erwartete eine Audienz selbst in den Vorzimmern der Minister, ohne sich anmelden zu lassen, und respektirte die Rechte derjenigen, welche vor ihm gekommen waren. Die Königin opferte ihm, um das Vergnügen seiner Unterhaltung länger zu genießen, oft die Gesetze der Etikette auf. Er besuchte mit einigen Personen von seinem Gefolge alle öffentliche Denkmäler und Anstalten, unterhielt sich leutselig mit den ihm Begegnenden, und fürchtete nicht, bei den Franzosen den Ruf eines Krittlers zu erlangen. Er bewunderte das Hotel der Invaliden und verheimlichte weder seinen Schmerz noch seine Entrüstung, als er in dem reich dotirten Hotel Dieu einen Sterbenden und einen Todten in demselben Bette fand. Er war es, der zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums und des Hofes auf eine Taubstummen-Schule lenkte, welche der Abbé de l'Épée

---

aus Menschenliebe und Leutseligkeit, Eigenschaften, die Friedrich nie besessen hat. Friedrichs Einfachheit bestand lediglich in persönlicher Selbstvernachlässigung, in Unreinlichkeit und Rücksichtslosigkeit, und war eine Folge seiner Verachtung der Gesellschaft und besonders der vaterländischen Sitten. Joseph hat sich diese Fehler nie zu Schulden kommen lassen, und wenn man die Höfe von Berlin und Wien verglich, so mußte man finden, daß an dem Friedrichs mehr lästiges französisches Ceremoniell herrschte, als an dem Josephs.

errichtet hatte, und in welcher dieser tugendhafte Geistliche sich bemühte, diese Unglücklichen der Wohlthaten und Arbeiten der Gesellschaft theilhaftig zu machen. Obschon diese Anstalt damals noch nicht das war, was sie durch den Nachfolger ihres Stifters wurde, sprach doch Kaiser Joseph II. davon mit einem Interesse, das seinem Herzen Ehre machte. Die Urtheile, welche er fällte, waren meistens sehr originell; er schien bemüht zu seyn, den Parisern täglich fünf bis sechs Anekdoten zu liefern. Man erzählte sich von ihm viele drollige Aeußerungen, und andere, welche eine ächt französische Galanterie beurkundeten. Sein ernstes Aeußere gewann zuweilen an Schönheit durch ein anmuthiges Lächeln. Obschon er sich im Tone des Unwillens oder der Verachtung über die letzten Minister Ludwigs XV. ausgesprochen hatte, besuchte er doch die Gräfin Dubarry in ihrem hübschen Haus und zeigte ihr viele Aufmerksamkeit. Alle, welche mit dem Nachfolger der Cäsaren sprachen, rühmten ihn als einen Marc-Aurel. „Glücklich," sagte man, „sind die Völker, deren Souverän sich ohne Glanz zu zeigen liebt, der die Ruhe flieht, begierig Belehrung sucht, den Klagen des Volkes Gehör gibt und sich mit den Weisen beräth!"

„In der Parallele, welche man zwischen ihm und Ludwig XVI. machte, verlor der Letztere bedeutend: „Dieser," sagte man, „läßt uns unterdrücken und sich von einem Luxus belästigen, den er verdammte, Jener verbannt ihn von seiner Person und von seinem Hofe, Dieser beklagt seine Unterthanen, Jener tröstet sie, Dieser hat nur

nur die Feste verzeiht, welche es genießt, nahm großen Antheil an den Gerüchten, welche die Mißgunst ausstreute, und nach welchen die Kosten dieser Festlichkeit so groß waren, daß die verbrannten Reisbündel die Zerstörung eines ganzen Waldes erfordert zu haben schienen. Die Königin, welche davon Nachricht erhielt, wollte durchaus genau wissen, wie viel Holz verbraucht wurde, und man erfuhr, daß 1,500 Reisbündel hingereicht hatten, das Feuer bis 4 Uhr Morgens zu unterhalten.“

„Alle Offiziere der Kammer der Königin hatten während des Aufenthalts des Kaisers oft Gelegenheit, ihm zu dienen; man erwartete, daß er vor seiner Abreise Geschenke vertheilen werde. Es war ihnen jedoch durch ihren Eid verboten, Geschenke von fremden Fürsten anzunehmen; man kam daher überein, daß man vorerst die Geschenke des Kaisers ablehnen werde, um mittlerweile die Erlaubniß zur Annahme derselben auszuwirken. Der Kaiser, von diesem Gebrauch unterrichtet, enthob alle diese ehrliche Leute ihrer Verlegenheit und reiste ab, ohne ein einziges Geschenk zu machen.“ Hinc illae lacrimae! Daher die Medisance der Madam Campan und ihrer untergeordneten Sippschaft, welche ohne Zweifel eben so gerechte Ansprüche auf des Kaisers Großmuth zu haben glaubte, wie die Hausoffiziere niederen Ranges.

Die Marquisin Du Deffand [1]) erzählt in ihren Briefen an Walpole von dem Kaiser Folgendes:

---

[1]) Lettres de la Marquise du Deffand à Horace Walpole, depuis Comte d'Orford, écrites dans les années 1766 à 1780 aux quelles sont jointes des lettres de Madame du Deffand à



einen oberflächlichen Blick auf die Denkmäler seiner Hauptstadt geworfen, Jener untersucht Alles selbst, die Werkstätten und Hospitäler, und die Gefängnisse einer Hauptstadt, die nicht die seinige ist. Warum sieht man den König nie seinen Schwager auf seinen Ausflügen begleiten, auf welchen der Kaiser Alles studirt, worüber die Herrscher weder durch ihre Höflinge noch durch ihre Minister hinlänglich unterrichtet werden? Warum herrscht die äußerste Sorglosigkeit und Lässigkeit im Umkreise der drei von Bourbons besetzten Thronen, während die Souveräne des Nordens [1]) so viele Thätigkeit zeigen?"

„Monsieur, der eine Bruder des Königs, kam eben von einer Reise in die südlichen und westlichen Provinzen, welche viel Aufwand erfordert hatte, zurück; der andere Bruder Ludwigs XVI., der Graf von Artois, nahm sich vor, mit einem noch kostbareren Zug eine Reise zu unternehmen. Man erzählt, daß der König, welcher es nicht wagte, auf das Begehren seines jüngern Bruders eine abschlägige Antwort zu geben, in Gegenwart dieses Prinzen dem Grafen von Falkenstein sein Befremden über sein kleines Gefolge zu erkennen gegeben habe. „Es geschieht oft," erwiederte der Sohn Maria Theresiens, „daß ich mit einem noch kleineren Gefolge reise." „Vortrefflich," sagte der König lachend, indem er auf den Grafen von Artois wies: „sehen Sie nun hier einen jungen Edelmann, der von mir hundert fünfzig Pferde verlangt, um nach Brest zu reisen."

[1]) Der österreichische Staat wurde also zum Norden gerechnet?!

„Zuweilen erinnerte der Graf von Falkenstein seine Schwester auf rührende Weise an die Einfachheit des Hofes ihrer Mutter. Beim Anblick so vieler Ueberflüssigkeiten rief er aus: „Was für eine Menge von Sachen, deren wir in Wien keine nöthig haben!“

„Obgleich der erhabene Reisende es sich zum Gesetz gemacht hatte, die Meinung des Tages zu respektiren, begegnete es ihm doch ein Mal, daß er ihr widersprach, wofür man ihm schlechten Dank wußte. In einem Cirkel, wo er sich bemühte, Gefallen zu erregen, pries eine Dame sehr eifrig die Grundsätze des Congresses und die unerschrockene Geduld der amerikanischen Soldaten. Verletzt durch das Stillschweigen, welches der Graf von Falkenstein beobachtete, wagte sie es, ihn um seine Meinung zu fragen. „Was halten Sie davon,“ sagte sie, „welche Partei nehmen Sie?“ „Ich muß gestehen,“ antwortete der Kaiser, „bei meinem Gewerbe ziemt es mir, Royalist zu seyn.“ Diese aufrichtige Antwort machte einiges Aufsehen in den Gesellschaften.“

Dessenungeachtet wurde der Enthusiasmus für den Kaiser in Paris noch nicht herabgestimmt; denn einerseits war Josephs Betragen den humanen, leider aber mit vielem Unreinen vermischten Grundsätzen, welche damals im Volke erwachten, zu angemessen, als daß man mit ihm hätte unzufrieden seyn können, andererseits gab das Betragen desselben den Parisern häufig Anlaß, die schon ziemlich allgemeine Unzufriedenheit mit dem schlechten Regiment der Bourbons auf eine witzige Weise an den Tag zu legen. Das folgende artige, für Ludwig XVI. aber sehr

aber auf die Länge scheint sie weniger pikant.[1]) Ich glaube, seine Reisen werden ihm nützlich seyn; er schreibt jeden Abend Alles auf, was er gesehen, gehört und behalten hat. Sein Kopf wird mit vielen Kenntnissen angefüllt werden, es können daraus Gedanken entspringen. Es hat allen Anschein, daß er ein sehr guter Souverän werden und mehr ihrem Heinrich VII. oder Carl V. gleichen wird, als Friedrich II."

Schwerlich kann der eifrigste Lobredner Josephs Tugenden und schätzenswerthe Eigenthümlichkeit besser herausstellen, als diese Berichte französischer Schriftsteller, welche gewiß nicht geneigt sind, einen fremden Fürsten auf Kosten der Wahrheit zu loben. Die Macht der Wahrheit entreißt ihnen Geständnisse, die um so rühmlicher für Josephs Andenken sind, da man in Frankreich gewiß nicht vortheilhaft für Oesterreich gestimmt, und seit langer Zeit gewohnt war, die Politik seines Kaiserhauses mit Mißtrauen und geheimer Feindseligkeit zu beobachten. Die kleinen Lästerungen der Medisance erscheinen gegenüber diesen unwillkürlichen Geständnissen in ihrem natürlichen Lichte und können den denkenden Freund der Geschichte nicht irre leiten. Wir fügen daher den Aussprüchen der beiden Damen die Erzählung eines Geschichtschreibers bei, dessen Urtheil gewichtiger ist und in einer unparteiischen Biographie unseres Helden nicht übergangen werden darf.

---

[1]) Der Herausgeber macht zu dieser Stelle folgende passende Bemerkung: „Il n'y a qu'une tête française qui ait pu produire une pareille idée. La simplicité ne plait qu'aux esprits

und war in dieser Absicht bei der Herzogin von Enville, und hierauf bei Madame Blondel, unter dem Vorwande, daß Herr Blondel als bevollmächtigter Minister in Wien gewesen sey, und daß er Alle besuche, welche dort gewesen sind. Er schwatzte viel mit Herrn Turgot, welchen er bei diesen beiden Damen antreffen konnte. Wahrscheinlich hat er ihn kennen lernen wollen, weil sein Verwaltungssystem in Florenz angewendet wurde."

„Bei seiner Unterredung mit Herrn Necker waren die Herren Coloredo, Mercy, Cobenzl und Belgiojoso gegenwärtig.... Noch muß ich Ihnen von einem glücklichen Zufall erzählen, der sich in der comédie française, in Anwesenheit des Kaisers ereignet hat. Man gab den Oedipus, in welchem (2ter Akt 21ste Scene) Jocaste von Laius sagt:

Ce Roi plus grand que sa fortune (!!)
Dédaignait comme vous une pompe importune:
On ne voyoit jamais marcher devant son char
D'un bataillon nombreux le fastueux rempart:
Au milieu des sujets soumis à sa puissance,
Comme il était sans crainte, il marchait sans défense;
Par l'amour de son peuple il se croyoit gardé.

Bei diesen Versen erhob sich ein stürmischer Beifall."

Ein viertes Schreiben (vom 28. Mai) meldet von dem Kaiser: „Er war überall, er hat die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durchforschen wollen, man weiß nicht, welche Epoche er vorzieht. Man hat sich vielleicht zu sehr daran gewöhnt, ihn zu sehen; die Eindrücke, welche er gemacht hat, sind abgenützt, die Einfachheit gefällt,

aber auf die Länge scheint sie weniger pikant.[1]) Ich glaube, seine Reisen werden ihm nützlich seyn; er schreibt jeden Abend Alles auf, was er gesehen, gehört und behalten hat. Sein Kopf wird mit vielen Kenntnissen angefüllt werden, es können daraus Gedanken entspringen. Es hat allen Anschein, daß er ein sehr guter Souverän werden und mehr ihrem Heinrich VII. oder Carl V. gleichen wird, als Friedrich II.“

Schwerlich kann der eifrigste Lobredner Josephs Tugenden und schätzenswerthe Eigenthümlichkeit besser herausstellen, als diese Berichte französischer Schriftsteller, welche gewiß nicht geneigt sind, einen fremden Fürsten auf Kosten der Wahrheit zu loben. Die Macht der Wahrheit entreißt ihnen Geständnisse, die um so rühmlicher für Josephs Andenken sind, da man in Frankreich gewiß nicht vortheilhaft für Oesterreich gestimmt, und seit langer Zeit gewohnt war, die Politik seines Kaiserhauses mit Mißtrauen und geheimer Feindseligkeit zu beobachten. Die kleinen Lästerungen der Medisance erscheinen gegenüber diesen unwillkürlichen Geständnissen in ihrem natürlichen Lichte und können den denkenden Freund der Geschichte nicht irre leiten. Wir fügen daher den Aussprüchen der beiden Damen die Erzählung eines Geschichtschreibers bei, dessen Urtheil gewichtiger ist und in einer unparteiischen Biographie unseres Helden nicht übergangen werden darf.

---

[1]) Der Herausgeber macht zu dieser Stelle folgende passende Bemerkung: „Il n'y a qu'une tête française qui ait pu produire une pareille idée. La simplicité ne plait qu'aux esprits

„Die Reise, welche Kaiser Joseph II. in Frankreich machte, ließ anfangs viele politische Muthmaßungen entstehen, welche keineswegs gerechtfertigt wurden. Dieser Monarch wurde nur durch den Wunsch, die Mittel zu ergründen, um seinen Staaten neuen Glanz und neue Bewegung zu verschaffen, bestimmt, im Mittelpunkt der europäischen Civilisation Erfahrungen zu suchen. Um den Aufwand und die Unbequemlichkeit eines seiner Würde angemessenen Auftretens zu vermeiden, reiste er unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein... Die Königin kam ihrem Bruder, unter dem Vorwand einer Jagdparthie, im Walde von Bondi, entgegen (?), und durchfuhr die Hauptstadt in einer leichten Equipage mit einem sehr eleganten Gefolge. Der Kaiser war darüber sehr vergnügt. Ein Regen, welcher sie überfiel, störte diese Lustparthie keineswegs, und trug vielmehr, durch die Unordnung, welche er verursachte, dazu bei, die Heiterkeit der Gesellschaft zu vermehren."

„Der Kaiser hielt sich sechs Wochen in der Hauptstadt auf und zeigte eine Einfachheit, welche das Volk als das Attribut eines guten Königs betrachtete, und in welcher man eine ehrgeizige Nachahmung Friedrichs II. erblickte. [1])

---

superieurs, qui, une fois frappés de ses charmes et de ses effets ne peuvent rien goûter où elle ne se trouve point."

[1]) Die Meinung, der Kaiser sey ein Nacheiferer Friedrichs II., war in jener Zeit so allgemein, daß man sich nicht wundern darf, sie hier wieder zu finden. Josephs Einfachheit war jedoch ihm zur anderen Natur geworden und kostete ihn keine Mühe, auch war sie von der Einfachheit Friedrichs II. sehr verschieden. Josephs Einfachheit entsprang hauptsächlich aus dem lebhaften Wunsch, alle Regionen der Gesellschaft genau kennen zu lernen,

Er bewohnte in einem Hotel gerne ein Apartement, welches sich kaum für einen seiner Hofbedienten schickte. Wenn er nach Versailles ging, so brachte er durch plötzliche Ueberraschung seinen Schwager, den König, oft in große Verlegenheit. Zuweilen wohnte er seinen Diners wie ein Fremder, in der Menge vermischt, bei, erwartete eine Audienz selbst in den Vorzimmern der Minister, ohne sich anmelden zu lassen, und respektirte die Rechte derjenigen, welche vor ihm gekommen waren. Die Königin opferte ihm, um das Vergnügen seiner Unterhaltung länger zu genießen, oft die Gesetze der Etikette auf. Er besuchte mit einigen Personen von seinem Gefolge alle öffentliche Denkmäler und Anstalten, unterhielt sich leutselig mit den ihm Begegnenden, und fürchtete nicht, bei den Franzosen den Ruf eines Krittlers zu erlangen. Er bewunderte das Hotel der Invaliden und verheimlichte weder seinen Schmerz noch seine Entrüstung, als er in dem reich dotirten Hotel Dieu einen Sterbenden und einen Todten in demselben Bette fand. Er war es, der zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums und des Hofes auf eine Taubstummen-Schule lenkte, welche der Abbé de l'Épée

---

aus Menschenliebe und Leutseligkeit, Eigenschaften, die Friedrich nie besessen hat. Friedrichs Einfachheit bestand lediglich in persönlicher Selbstvernachlässigung, in Unreinlichkeit und Rücksichtslosigkeit, und war eine Folge seiner Verachtung der Gesellschaft und besonders der vaterländischen Sitten. Joseph hat sich diese Fehler nie zu Schulden kommen lassen, und wenn man die Höfe von Berlin und Wien verglich, so mußte man finden, daß an dem Friedrichs mehr lästiges französisches Ceremoniell herrschte, als an dem Josephs.

errichtet hatte, und in welcher dieser tugendhafte Geistliche sich bemühte, diese Unglücklichen der Wohlthaten und Arbeiten der Gesellschaft theilhaftig zu machen. Obschon diese Anstalt damals noch nicht das war, was sie durch den Nachfolger ihres Stifters wurde, sprach doch Kaiser Joseph II. davon mit einem Interesse, das seinem Herzen Ehre machte. Die Urtheile, welche er fällte, waren meistens sehr originell; er schien bemüht zu seyn, den Parisern täglich fünf bis sechs Anekdoten zu liefern. Man erzählte sich von ihm viele drollige Aeußerungen, und andere, welche eine ächt französische Galanterie beurkundeten. Sein ernstes Aeußere gewann zuweilen an Schönheit durch ein anmuthiges Lächeln. Obschon er sich im Tone des Unwillens oder der Verachtung über die letzten Minister Ludwigs XV. ausgesprochen hatte, besuchte er doch die Gräfin Dubarry in ihrem hübschen Haus und zeigte ihr viele Aufmerksamkeit. Alle, welche mit dem Nachfolger der Cäsaren sprachen, rühmten ihn als einen Marc-Aurel. „Glücklich," sagte man, „sind die Völker, deren Souverän sich ohne Glanz zu zeigen liebt, der die Ruhe flieht, begierig Belehrung sucht, den Klagen des Volkes Gehör gibt und sich mit den Weisen beräth!"

„In der Parallele, welche man zwischen ihm und Ludwig XVI. machte, verlor der Letztere bedeutend: „Dieser," sagte man, „läßt uns unterdrücken und sich von einem Luxus belästigen, den er verdammte, Jener verbannt ihn von seiner Person und von seinem Hofe, Dieser beklagt seine Unterthanen, Jener tröstet sie, Dieser hat nur

einen oberflächlichen Blick auf die Denkmäler seiner Hauptstadt geworfen, Jener untersucht Alles selbst, die Werkstätten und Hospitäler, und die Gefängnisse einer Hauptstadt, die nicht die seinige ist. Warum sieht man den König nie seinen Schwager auf seinen Ausflügen begleiten, auf welchen der Kaiser Alles studirt, worüber die Herrscher weder durch ihre Höflinge noch durch ihre Minister hinlänglich unterrichtet werden? Warum herrscht die äußerste Sorglosigkeit und Lässigkeit im Umkreise der drei von Bourbons besetzten Thronen, während die Souveräne des Nordens [1]) so viele Thätigkeit zeigen?“

„Monsieur, der eine Bruder des Königs, kam eben von einer Reise in die südlichen und westlichen Provinzen, welche viel Aufwand erfordert hatte, zurück; der andere Bruder Ludwigs XVI., der Graf von Artois, nahm sich vor, mit einem noch kostbareren Zug eine Reise zu unternehmen. Man erzählt, daß der König, welcher es nicht wagte, auf das Begehren seines jüngern Bruders eine abschlägige Antwort zu geben, in Gegenwart dieses Prinzen dem Grafen von Falkenstein sein Befremden über sein kleines Gefolge zu erkennen gegeben habe. „Es geschieht oft,“ erwiederte der Sohn Maria Theresiens, „daß ich mit einem noch kleineren Gefolge reise.“ „Vortrefflich,“ sagte der König lachend, indem er auf den Grafen von Artois wies: „sehen Sie nun hier einen jungen Edelmann, der von mir hundert fünfzig Pferde verlangt, um nach Brest zu reisen.“

---

[1]) Der österreichische Staat wurde also zum Norden gerechnet?!

„Zuweilen erinnerte der Graf von Falkenstein seine Schwester auf rührende Weise an die Einfachheit des Hofes ihrer Mutter. Beim Anblick so vieler Ueberflüssigkeiten rief er aus: „Was für eine Menge von Sachen, deren wir in Wien keine nöthig haben!“

„Obgleich der erhabene Reisende es sich zum Gesetz gemacht hatte, die Meinung des Tages zu respektiren, begegnete es ihm doch ein Mal, daß er ihr widersprach, wofür man ihm schlechten Dank wußte. In einem Cirkel, wo er sich bemühte, Gefallen zu erregen, pries eine Dame sehr eifrig die Grundsätze des Congresses und die unerschrockene Geduld der amerikanischen Soldaten. Verletzt durch das Stillschweigen, welches der Graf von Falkenstein beobachtete, wagte sie es, ihn um seine Meinung zu fragen. „Was halten Sie davon,“ sagte sie, „welche Partei nehmen Sie?“ „Ich muß gestehen,“ antwortete der Kaiser, „bei meinem Gewerbe ziemt es mir, Royalist zu seyn.“ Diese aufrichtige Antwort machte einiges Aufsehen in den Gesellschaften.“

Dessenungeachtet wurde der Enthusiasmus für den Kaiser in Paris noch nicht herabgestimmt; denn einerseits war Josephs Betragen den humanen, leider aber mit vielem Unreinen vermischten Grundsätzen, welche damals im Volke erwachten, zu angemessen, als daß man mit ihm hätte unzufrieden seyn können, andererseits gab das Betragen desselben den Parisern häufig Anlaß, die schon ziemlich allgemeine Unzufriedenheit mit dem schlechten Regiment der Bourbons auf eine witzige Weise an den Tag zu legen. Das folgende artige, für Ludwig XVI. aber sehr

beleidigende Quatrain war das beste unter den vielen Epigrammen, welche von ganz Paris mit Heiterkeit widerholt wurden:

A nos yeux étonnés de sa simplicité
Falkenstein a montré la majesté sans faste.
Chez nous, par un honteux contraste,
Qu'a-t-il trouvé? du faste sans majesté. [1])

In den verschiedenen Akademieen von Paris hielt sich Joseph weniger lang auf als in anderen Anstalten von gemeinnütziger Tendenz, doch immer lang genug, um sich über einige wissenschaftliche Entdeckungen zu belehren und zu bemerken, daß es den gelehrten Gliedern meist weniger darum zu thun sey, das Wissen zu nützlicher Anwendung zu bringen, als vielmehr ihre eigene Eitelkeit zu befriedigen. In der französischen Akademie ward er am Eingange des Vorhofs von der ganzen Versammlung empfangen. So bald er in den Saal getreten war, fragte er um die Namen der gegenwärtigen Akademiker und setzte sich mitten unter sie, um einige Vorlesungen anzuhören, womit man den hohen Gast bewirthete. D'Alembert las über einige Synonymen und eine Lobschrift auf Fenelon, de la Harpe trug einige Stellen aus dem ersten Gesange der Pharsale des Lucanus in französischen Versen vor, Marmontel gab den Anfang eines Lehrgedichts über die Geschichte zum

---

[1]) Er zeigte in der Einfachheit Gewande
Uns Majestät, durch eig'ne Würd' erhöht,
Und fand bei uns, im Gegenspiel voll Schande,
Nur eitle Pracht und — keine Majestät.

Histoire de France pendant le dix-huitième siècle; par Charles Lacretelle. T. V. p. 146.

Besten. Nach beendigter Sitzung wurden an die hohen Gäste Denkmünzen vertheilt, und die Akademie erbat sich das Bildniß des Kaisers, welches ihr auch versprochen wurde. Allein trotz dieser Merkmale einer affektirten Hochachtung waren die Akademiker doch keineswegs zufrieden mit dem „Sohn der Cäsaren." Ein Jeder von ihnen hatte nämlich geglaubt, einer besonderen Auszeichnung werth zu seyn, und da Joseph nur mit Einigen sich unterhielt, so war natürlich die Mehrzahl der Mitglieder dieser Gesellschaft gegen den Kaiser eingenommen und machte ihrem Mißvergnügen auf mancherlei Weise Luft. „Der Sohn der Cäsaren, der Mark-Aurel" seiner Zeit hatte plötzlich in ihren Augen so sehr an Majestät verloren, daß sie ihn fortan für einen sehr gewöhnlichen Menschen hielten, und seine Tugenden Affektation nannten. La Harpe beschuldigt ihn, daß er Verdruß und Eifersucht gegen Frankreich erwiesen habe, und sein Ausspruch würde vielleicht einiges Gewicht haben, hätte ihn nicht De Ligne [1]) der albernsten Parteilichkeit überwiesen. Das Verbrechen Josephs gegen diesen, von der thörichsten Schriftstellereitelkeit befangenen Gelehrten, bestand darin, daß der Kaiser seine Worte nur an d'Alembert richtete, ohne La Harpe der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen, wie sehr dieser sich auch drehen und wenden mochte, um einen Blick von dem großen Monarchen zu erlangen. Inde irae.

---

[1]) Oeuvres choisies litteraires historiques et militaires du Maréchal Prince de Ligne. A Genève chez Pachout. 1809. Tome second. Pag. 293.

In der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften verlas Herr Dupuy die Titel verschiedener Abhandlungen. Herr Le Beau ließ sich über die Kriegszucht der Legionssoldaten, über die Strafen derselben breit vernehmen, Villoison gab eine kürzere Nachricht von seiner Arbeit über die Werke der Kaiserin Eudoxia, Abbé Ameilhon beschloß die Vorträge mit einem zweifachen Auszuge der Vorrede des Herrn Dupuy zu einem griechischen Fragmente des Antheus über verschiedene Wundersätze der Mechanik, ferner aus seiner eigenen Abhandlung über die Weise der Alten, Gold- und Silberminen zu bearbeiten. Auch hier empfing der Kaiser eine Denkmünze. In der Akademie der Wissenschaften verlas Herr Lavoisier einen Aufsatz über einige Experimente mit der Luft, Le Roy einen Auszug seiner Vorrede zu dem Werke von den Hospitälern, De Montaigne einen Bericht über die von dem Ritter d'Arci erfundene Pulverprobe. Der letztere legte auch eine von ihm erfundene Flinte vor. Lavoisier machte hier einen merkwürdigen Versuch mit den Wirkungen der fixen Luft. Er tödtete damit einen Vogel, und Sage brachte ihn durch etwas Alkali volat. fluor wieder zum Leben.

Die Uebungen der französischen Garde auf dem Marsfelde würdigte der Kaiser einer besonderen Aufmerksamkeit, und gab dem Marschal Piron sein Wohlgefallen darüber zu erkennen. Sein Besuch bei dem Abbé de l'Epée ist besonders dadurch merkwürdig, daß er Anlaß gab zur Errichtung der trefflichen Taubstummenanstalt in Wien. Er untersuchte mit vieler Aufmerksamkeit die Methode dieses großen Pädagogen, und erbat sich von ihm die Mittheilung

des Geheimnisses derselben, indem er zugleich sein Befremden zu erkennen gab, daß sich die französische Regierung noch nicht darum bekümmert hatte. De l'Epée antwortete, daß er sich schon von der Regierung zwei taugliche Menschen ausgebeten habe, um denselben seine Kenntnisse mitzutheilen, ein Anerbieten, welches von der Regierung nicht berücksichtigt werde. Joseph erbot sich, sogleich zwei fähige Männer von Wien hierher zu senden, um sie von dem Abbé unterrichten zu lassen. In größter Rührung verließ Joseph diese merkwürdige Anstalt, nachdem er derselben fünf und zwanzig Louisd'ors zum Besten der taubstummen Zöglinge hinterlassen hatte.

Die Werkstätten der Maler und Bildhauer im Louvre, die Tapeten-Manufakturen der Gobelins, die Seifensiederei, die königliche Porzellain-Manufaktur und alle übrigen merkwürdigen Anstalten der Industrie und Kunst wurden von Joseph mit der Aufmerksamkeit eines geübten Kennerauges geprüft und untersucht. Jedermann rühmte nicht nur seine unersättliche Wißbegierde, sondern hauptsächlich den Umfang seiner Kenntnisse im Gebiete des Gemeinnützigen. Das Volk wunderte sich, in den Werkstätten seiner Betriebsamkeit einen Monarchen zu sehen, der es nicht unter seiner Würde fühlte, der gemeinsten Geschicklichkeit seine Aufmerksamkeit zu zollen. Die französischen Könige fanden es dagegen unvereinbar mit der Majestät ihres Ranges, mit den gemeinen Stoffen der Handwerksthätigkeit ihre erlauchten Hände zu beschmutzen! Nur die Spielereien unnützer Künste, die edle Jagd auf den mit dem Schweiße der Unterthanen getränkten Aeckern, die glänzenden Festlichkeiten einer

luxuriösen Verschwendung, die faden Witzspiele einer nichtssagenden Conversation, die ekelhaften Galanterieen einer unnatürlichen, entnervten, ausgearteten Liebe, waren die einzig würdigen Beschäftigungen der Bourboniden! Was Wunder, daß man dieses Königshaus verachtete, daß man die Häupter desselben, schuldige und unschuldige, mit grausamer Freude hinschlachtete als ein Opfer des rasenden, durch seine eigenen Könige und deren lasterhaftes Beispiel demoralisirten Volks!

Der Enthusiasmus, welchen das Pariser Volk für den hohen Gast an den Tag legte, war eine ernste, letzte Mahnung des Himmels. Er ergriff die niedrigsten Stände bis zu den Fischweibern herab, den wuthkranken Eumeniden in dem infernalischen Schauspiel der nachherigen Revolution. Sie drängten sich schaarenweise nach Treville in das Hotel des Grafen von Falkenstein, um ihm ihre Aufwartung zu machen. „Sie verzeihen, gnädigster Kaiser," sagte eine Abgesandte aus ihrer Mitte, „wir wissen wohl, daß Sie es sind, obwohl Ihre Schweizer uns verboten haben, Sie so zu nennen, wir wollen uns blos erlauben, Ihnen zu sagen, daß Frankreich und wir uns glücklich preisen, einen Herrn, wie Sie, hier zu sehen, einen Fürsten, der so großmüthig ist, Gold und Silber mit vollen Händen auszutheilen." Eine Andere warf sich vor seinen Füßen nieder, küßte seinen Rock und rief dabei aus: „Glücklich das Volk, Herr Graf, das diese Tressen bezahlt." Bekanntlich aber trug der Kaiser nur ein einfaches, unverbrämtes Kleid von feinem Tuche.

Auf edlere Weise huldigten ihm die Behörden und Männer des Gesetzes der französischen Hauptstadt. Im

großen Gerichtshof von Paris wurde er von der Kammer, die eben Sitzung hielt, auf's Ehrerbietigste bewillkommt. Der erste Präsident schickte den Obergerichtsdiener an ihn, um ihn zu ersuchen, in der Versammlung Platz zu nehmen. Der Graf von Falkenstein nahm jedoch diese Auszeichnung nicht an, sondern blieb vor den Schranken stehen, wo er, von dem Herzoge von Orleans und anderen Hohen bewillkommt, einem Rechtshandel zuhörte, den der erste General-Advokat Seguier für eine spanische Edeldame führte. Durch eine geschickte Wendung gelang es dem Redner, etwas zum Lobe des anwesenden Gastes zu sagen. „Meine Herren," sprach er, „ehe ich die Ehre haben werde, Ihnen über den zwischen dem Marquis von Saint-Simon und der Marschalin Fitz-James entstandenen Rechtshandel meine Meinung vorzutragen, muß ich ihnen meine Bedenklichkeit über die Größe und Wichtigkeit eines Falls bezeugen, der jetzt seine Entscheidung erwartet. Meine Herren, ihr heutiger Ausspruch wird auf immer bestimmen, in wie fern fremder Mächte Gesetze und Gewohnheiten in unserem Königreiche rechtskräftig seyn können, und ob ein, vom spanischen Könige mit Würden und Gütern beschenkter Franzose seine Erben in die Verbindlichkeit setzen könne, sich bei der ferneren Erbfolge den spanischen Rechten zum Nachtheile der französischen zu unterwerfen. So wichtig diese Streitfrage an und für sich ist, so muß sie uns um so wichtiger werden, wenn wir einerseits die Verwandtschaft des Königs von Spanien mit unserem Königshause bedenken, andererseits aber die Gegenwart eines fremden Monarchen, dessen Weisheit die Bewunderung von ganz Europa erregt, in

schuldige Erwägung ziehen. Es sey uns erlaubt, dieß Geständniß hier vor ihm öffentlich abzulegen und im Namen der ganzen Nation die Empfindungen unserer Ehrfurcht und Liebe auszudrücken. Ein Fürst, der seine Staaten verläßt, um Menschen kennen zu lernen, der sich unter alle Stände mischt, um ihre Bedürfnisse und Neigungen zu ergründen, der den Glanz seiner Macht in den Schleier der Einfachheit verbirgt, dessen Aeußeres einen Privatmann, dessen Handlungen aber die Größe eines seltenen Fürsten ankündigen, verdient wohl die Huldigungen aller Nationen. Glücklich das Volk, das von einem Monarchen mit diesen Eigenschaften seine Wohlfahrt zu erwarten hat! Glücklicher noch der Monarch, der auf seinem Thron kein anderes Vergnügen kennt, als das, Glückliche zu machen!“

Wir begnügen uns mit diesen beiden Beispielen von aufrichtiger Huldigung, weil ihnen unverkennbar wahre Gefühle zu Grunde lagen. Summarisch von allen übrigen Huldigungen zu sprechen, ist es hinreichend, zu erwähnen, daß die französischen Versmacher, Komödianten, Studenten und Parlamentsadvokaten täglich einen Schwarm von Lobgedichten, panegyrischen Reden, Epigrammen, witzigen Schmeichelworten und anderen Erbärmlichkeiten in das Meer der Tagesneuigkeiten vom Stapel laufen ließen. Das ganze Fabelreich der griechischen, römischen und ägyptischen Mythologie wurde bei diesem enormen Aufwand von Poesie und Gelehrsamkeit gänzlich ausgeplündert, so, daß weder Jupiter auf seinem Thron, noch Neptunus im Wasserreiche, noch die Halbgötter Herkules und Perseus während der Anwesenheit des Kaisers in Paris auch nur

des kleinsten Augenblickes Ruhe sich erfreuen. konnten. Bald sandte die Theaterprinzessin Thelaire ein galantes Billet an den Grafen, bald sang man in öffentlichen Blättern Lieder ohne Musik zu seinem Ruhm, bald erndtete er im Schauspiel bombastische Beinamen und Kußhände. Die allegorische Poesie schloß bald ein Bündniß zwischen dem Adler und den Lilien, ließ bald die Sonne der Majestät aus dem Wolkenmantel des Grafen von Falkenstein hervorblicken, und verglich endlich gar seine Perücke mit den Mähnen des Königs der Thiere. Täglich mußte die teutsche Majestät in einem andern Symbol vor den schaulustigen Augen der Pariser paradiren, heut als Pygmaleon, oder Jupiter, oder als zweiköpfiger Adler, morgen als Alcides mit der Keule in dem mächtigen Arm, oder als Perseus, ein Ritter der Tugend, ohne Furcht und Tadel. [1])

---

[1]) Hier nur eine Probe von dem panegyrischen Style der Franzosen: (Der Adler, welcher den Jupiter sucht.) König der Vögel, was suchst du? König der Vögel, weßhalb beunruhigst oder betrübst du dich? Wo willst du hin, getreuer Diener Jupiters? Wo willst du hin? Weßhalb irrst du so unsicher in diesen Gegenden umher? Du hast dich ja niemals unter den Lilien niedergelassen. Bist du etwa aus deiner gewöhnlichen Wohnung, dem Olymp, verbannt? Den leuchtenden Donner sehe ich nicht mehr in deinen Klauen. Diese Flügel, die sonst die Wolken durchschnitten, streichen jetzt ganz demüthig nahe über der Erde hin. Dein Auge, so der glänzenden Sonnenscheibe Trotz bot, ist jetzt gänzlich erstarrt. König der Vögel, was suchst du? König der Vögel, weßhalb beunruhigst oder betrübst du dich? Ich suche den Jupiter, und Jupiter (Joseph II.) entzieht sich meinen Blicken! Seine Gottheit hat er

So wenig dieser Empfang auch geeignet war, die Meinung Josephs von dem Werthe der Franzosen zu verbessern, so ließ er doch stets der Nation Gerechtigkeit widerfahren. Er schätzte ihre besten Schriftsteller, sprach stets mit Verehrung von einem Fenelon, Fontenelle, Helvetius, und ehrte das Andenken ihrer großen Fürsten. Es dürfte wenig Einwohnern von Paris, oder auch keinem von ihnen, bekannt seyn, daß Joseph II. mit entblößtem Haupte vor dem Standbilde Heinrichs IV. auf der neuen Brücke verweilt und ausgerufen: „Nach einem solchen Beinamen, den dieser Held zurückgelassen, geize ich; es gibt keinen schönern, als der Vater seines Volkes zu heißen.“ [1])

Ungeheuchelte Ehrfurcht erwies er dem Grafen Buffon. Derselbe war durch Unpäßlichkeit abgehalten, sich dem

---

verhüllt, und er besucht unter der Gestalt eines Menschen dieses glückliche Königreich, wo die blühenden Lilien von einer jungen, reizenden und von ihren Unterthanen angebeteten Königin gleichsam wie von einer Rose verschönert werden. Hier suche ich den Jupiter, und Jupiter entzieht sich meinen Blicken 2c.“ Und dieses wunderbare Stück Poesie, dessen Schöpfer ein gewisser Chivot war, hatte die Universität von Paris die Stirne einem Joseph in lateinischer und französischer Sprache zu überreichen! Die Adresse war verfehlt, nur ein Friedrich II. wußte solche göttliche Produkte der französischen Muse zu schätzen.

[1]) Aber auch wenige Bürger in Wien dürften aufmerksam genug gewesen seyn, um sich von der Ehrfurcht zu überzeugen, welche die Franzosen für Josephs Andenken getragen. Während ihres Aufenthaltes in Wien zog keine ihrer Kriegerschaaren vor seinem Standbilde auf dem Josephsplatze vorüber, ohne das Gewehr anzuziehen und die Fahne zu senken; und jeder Befehlshaber begrüßte dasselbe mit dem Degen. (Ridlers österreich. Archiv. 1833. Nr. 34.)

Kaiser vorzustellen, als dieser die Naturaliensammlungen besuchte. Joseph verfügte sich sogleich in dessen Wohnung, und fand den berühmten Naturforscher im Schlafrock. In äußerster Verlegenheit wollte sich dieser entschuldigen, aber Joseph beruhigte ihn und bemerkte: „Wenn der Lehrmeister von seinem Schüler einen Besuch erhält, so sieht man nicht auf den Anzug.“

Auch der bizarre Rousseau erfreute sich eines unvermutheten Besuchs von Joseph. Bekanntlich lebte dieser unglückliche Mann, in dessen Gemüth sich edles Gefühl, krankhafte Verstimmung mit unmäßiger Eitelkeit und Seltsamkeit vermischte, vom Notenschreiben und Komponiren. Der Kaiser fand ihn bei dieser Beschäftigung, und konnte seine Verwunderung nicht unterdrücken, „daß ein so trefflicher Schriftsteller sich so beschäftige.“ „Was ist zu thun?“ erwiederte der hypochondrische Philosoph, „ich habe lange den Franzosen Gelegenheit gegeben, zu denken, aber es war umsonst, sie dachten nicht! Jetzt gebe ich ihnen Gelegenheit zu singen, und sie singen!“

Auch Turennes Schatten sah den Kaiser in ehrerbietige Betrachtung versunken vor seinem Monumente stehen.[1]) Allein es entging seiner Scharfsicht nicht, daß diese Nation, welche so große Männer hervorbrachte, ihren Ruhm und die Hochachtung Europa's nicht in dem Grade verdiene, in welchem sie solche genießt. Neben den wenigen National=

[1]) Bei dieser Gelegenheit bemerkte Jemand aus des Kaisers Gefolge: „Es ist noch keine Grabschrift für den Helden erfunden;“ — „Sie haben eben eine sehr passende gemacht,“ antwortete lebhaft der Kaiser.

tugenden, welche dieses Volk vor anderen auszeichnen, sah er dessen grenzenlose Eitelkeit, Wankelmuth und Narrheit, im hellsten Lichte. Die Eindrücke, welche diese Fehler im Charakter der Franzosen machten, ließen in seinem Herzen eine gerechte Verstimmung zurück, welche durch politische Betrachtungen noch vermehrt wurde. Sein ächt teutscher Charakter fand in Frankreich keine Sympathie — mißmuthig verließ er Paris, um das französische Land zu bereisen, nachdem er die Residenz seiner Könige nicht nach seinem Geschmack gefunden hatte. [1])

Zwölftes Kapitel.

1777.

Reise in Frankreich.

(Fortsetzung.)

In der Nacht des 30. Mai's 1777 verließ Joseph Paris, nachdem er kurz vorher noch Proben einer wahrhaft kaiserlichen Großmuth (die der Ludwigs XVI. nicht nachstand, und zweckmäßiger angebracht wurde) gegeben hatte. [2])

---

[1]) Vergl. das Tagebuch von dem Aufenthalt des Kaisers in Paris, im Archiv der Urkunden und Beweisstücke.

[2]) Ludwig XVI. machte dem Kaiser bei seiner Abreise ein kostbares Porzellainservice im Werthe von 400,000 Francs und prächtige Tapeten zum Geschenk. Joseph zeigte sich dagegen nicht minder großmüthig gegen Alle, welchen er Dank schuldig zu seyn glaubte. Herr Souflot, der während Josephs Aufenthalt in Paris den Cicerone machte, erhielt einen Diamant

Er besuchte zunächst die Normandie und dann das südliche Frankreich, wo ihn, wie auf allen seinen Wegen, Huldigung und Schmeichelei verfolgten. Er blieb jedoch auch hier seiner Gewohnheit treu, berücksichtigte selten die eine, nie die andere, suchte alles Aufsehen zu vermeiden, und schlief immer am Besten auf seiner Hirschhaut. Dem gemäß verweilte er nur wenige Augenblicke in der Stadt Caen, wo man große Anstalten zu seinem Empfange gemacht hatte und mit Feuerwerken und Bällen seine Gegenwart zu verherrlichen gesonnen war. Ungeachtet es schon Abend war, brach er sogleich von hier auf, um in dem nahegelegenen Dorfe Villiers zu übernachten und bei schlechter Bewirthung den verhaßten Gast Zudringlichkeit von sich entfernt zu halten. In Brest antwortete er auf die Einladung zu einem großen ihm zu Ehren veranstalteten Festin und Ball: „er wäre nicht nach Frankreich gekommen, um zu tanzen, sondern um Kenntnisse zu sammeln.“ Gleicherweise bedeutete er in Rochefort dem dortigen Gouverneur im Voraus: „wenn man ihn nicht sein Inkognito streng beobachten lassen wolle, so würde er blos durchreisen, obgleich er die Stadt zu sehen großes Verlangen trüge.“ In Lyon erwiederte er Jenen, die ihn zur Comödie einluden: „Ich bin nach Lyon gekommen, um die Fabriken zu

---

von 10000 Francs an Werth, dem Lohnkutscher, der den Grafen von Falkenstein in Paris fuhr, wurde ein jährliches Einkommen von 800 Francs ausgesetzt, den Bedienten des österreichischen Gesandten 5—600 Francs. Sein Wirth, der Gasthalter vom Hotel de Treville erhielt ein Geschenk von 1000 Louisd'ors und dessen Frau 1000 Livres. (Leben und Thaten Josephs II. 1r Bd. S. 109.)

sehen.“ Die Androhung lästiger Besuche des gefallsüchtigen Adels in Bordeaux wies er zurück, indem er dem dortigen Consul, Herrn Bethmann, zu erkennen gab: „Besuche sind gar nicht für die Absichten meiner Reisen. Was ich suche, finde ich nur bei Personen von Ihren Kenntnissen, mein Herr. Kennen Sie mehrere Personen, die mich zu belehren im Stande sind, so bitte ich Sie, mir dieselben vorzustellen.“ Gleich fruchtlos war hier die Einladung zum Schauspiel; er antwortete wie gewöhnlich: „die Zeit in dieser Stadt sey ihm zu kostbar zu solchen Dingen.“ Um in kleineren Orten das feierliche Entgegenkommen der Dorfnotabilitäten in Begleitung der hoffnungsvollen Schuljugend und Kirchenoffizianten zu vermeiden, ließ er häufig irrige Gerüchte über die Zeit seiner Ankunft ausstreuen. Dadurch wurde Anlaß zu mancher komischen Begebenheit gegeben. So geschah es auf dem Wege nach Rouen, daß ein ehrfurchtsvoller Dorfpfarrer über zwölf Stunden in unerschütterlicher Geduld den Kaiser am Posthause erwartete. Endlich wurde jedoch sein lobenswerthes Ausharren belohnt, es erschien eine sechsspännige Kutsche, deren prächtiges Aeußere in der Seele des Pfarrers jeden Zweifel erstickte, daß die Majestät in derselben sich befinde. Er wendete sich daher an den Stattlichsten unter den fremden Herrn, wobei er sich bei seinen Begriffen von Würde so sehr verfehlte, daß er des Kaisers Koch mit seiner weitschweifigen, trefflich ausgeschmückten dörflichen Beredsamkeit begrüßte. Umsonst versicherte der stattliche Herr, daß er nicht der Kaiser sey; denn der Schlaue hatte wohl erfahren, daß des Kaisers Majestät sich oft in das Inkognito zu verbergen

beliebe. Je mehr der Koch die Niedrigkeit seines Standes betheuerte, je eifriger fuhr der Geistliche in seiner Rede fort; das Oberhaupt der Küche mußte sich endlich bequemen, die Huldigung und den unterthänigen Handkuß des Pfarrers sich in Gnaden gefallen zu lassen. Zwei Stunden später kam der Graf von Falkenstein vorbei, allein die durch des Kochs freundliches Betragen hochmüthig gewordenen Dorfbewohner würdigten ihn keiner Aufmerksamkeit.

Der französische Handel war auf dieser Reise das Hauptaugenmerk des Kaisers. Er suchte die Bekanntschaft von unterrichteten Kaufleuten, um darüber umständliche Auskunft zu erlangen; besonders schien er sich für den ostindischen Handel zu interessiren. Nachdem er in Saumure einigen Kriegsübungen [1]) beigewohnt, in Brest den Hafen, die herrliche Rhede, das berühmte Arsenal, die Kriegsschule besucht hatte, begab er sich nach Bordeaux, welche Stadt für ihn ein besonderes Interesse hatte. Er wurde hier von dem sehr verdienten Consul, dem Kaufmann Bethmann empfangen, und besuchte mit demselben die Magazine, die Börse und andere auf den Handel bezügliche Anstalten. An der südlichsten Grenze des Reiches angekommen, besichtigte er das militärisch wichtige Bayonne, eine von dem berühmten Vauban angelegte Grenzfestung, und begab sich von hier über die Pyrenäen nach dem nördlichen Spanien. Auf diesem Wege bewunderte er den kolossalen Straßenbau, der hier kühn über schreckliche Abgründe

---

[1]) Hier geschah es, daß ein Karabinier auf dem kothigen Terrain stürzte und sich sehr beschädigte. Joseph war der Erste, welcher ihm zu Hülfe kam.

und reißende Ströme nach dem jenseits der Pyrenäen gelegenen Lande hinüberführt. Wenn etwas in Frankreich Josephs Neid erregte, so waren es gewiß solche Riesenwerke des Kunstfleißes, wie die Brücke von Neuilly und die Straße durch die Pyrenäen; denn er selbst hatte es auf seinen vielen Reisen oft empfunden, in welchem schlechten Zustande sich die Straßen im eigenen Lande befanden. [1]) Hier sah er auch die schwindelnden Höhen und zerrissenen Klüfte, wo das Schiffbauholz geschlagen, mit unsäglicher Mühe und Gefahr über die Abgründe herabgelassen und in die Magazine zu Bayonne gebracht wird. Auf spanischem Boden besuchte er nur Fuent Arabia und San Sebastian in Biscaja, zwei Festungen mit schönen Häfen; die letztere hat eine Citadelle und großen Wein- und Wollhandel. Hier überraschte er den Gouverneur Don Rocca, der an der Gicht krank darnieder lag, begehrte von ihm einen Courier nach Madrid und kehrte wieder nach Frankreich zurück.

In Lyon traf Joseph den schwedischen Königssohn, Herzog von Ost-Gothland. Nicht minder als diese Bekanntschaft interessirten ihn jedoch die hier befindlichen Werkstätten der französischen Industrie. Er nahm nur die Besuche des Königslieutenants, des Polizeilieutenants und seiner Wechsler an und zeigte überhaupt weniger Leutseligkeit, als

---

[1]) Jetzt ist diesem Uebelstande fast vollständig abgeholfen, und die österreichische Monarchie hat die herrlichsten Kunststraßen der Welt aufzuweisen. Die Straße über das Wormser Joch übertrifft alle Römerwerke; sie führt über eine Höhe von 8000 Fuß den Reisenden in die sonst unzugänglichen Regionen des ewigen Eises.

ihm natürlich war und man erwartet hatte. Man schrieb in Paris seine üble Laune der Eifersucht zu, welche die Kenntniß des französischen Staats in seiner Seele erregt habe, als ob er die Kräfte und Reichthümer desselben nicht schon früher gekannt hätte. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Zudringlichkeit des neugierigen Volks, welches ihn von allen Seiten bestürmte und ihm weder Muße zu sehen, noch Freiheit zu sprechen ließ, und die vielen Beweise ächt gallischer Narrheit, welche ihm auf jedem Schritt begegneten, seine Mißlaune erregt haben. Unter die unsicheren Gerüchte, welche man von seiner Reise verbreitete, gehört auch dasjenige, welches erzählt, daß ein Erzbischof in Languedoc ihm die Aufhebung aller Ordensgeistlichen angerathen, und ihm deßfalls einen Plan an die Hand gegeben habe, so daß Frankreich also Schuld trüge an den nachherigen Maßregeln des Kaisers.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit sah Frankreich den hohen Reisenden sich der Residenz Voltaire's, des Vaters der französischen Philosophie, nähern. Wenige zweifelten, daß er nicht versäumen würde, dem Abgott der Nation seine Huldigung darzubringen, nachdem er es nicht verschmäht hatte, den minder gefeierten Rousseau in seiner bescheidenen Wohnung aufzusuchen. Man betrachtete diesen Besuch nicht nur als ein für die Wissenschaften wichtiges Ereigniß, sondern knüpfte auch daran die größten politischen Folgerungen. Plötzlich verbreitete sich aber die Nachricht, daß der Kaiser durch Ferney gereist sey, ohne Voltaire, der zu seinem Empfange große Vorbereitungen gemacht hatte, besucht zu haben. Man erschöpfte sich nun in Ver-

muthungen über diesen Kaltsinn eines Fürsten, der erst kurz vorher den berühmten Saussure gesprochen und auf allen seinen Reisen Männer von Verdienst und Gelehrsamkeit ausgezeichnet hatte. Mancherlei Meinungen wurden aufgestellt, bestritten und wieder verworfen, ohne daß weder für die eine noch für die andere zureichende Gründe vorhanden waren. Nur darin kam man überein, daß man dieses Versäumniß gleich einem höchst wichtigen Weltereigniß behandelte und alle Raisonnements zu Gunsten und zum Nachtheil des Kaisers davon abhängig machte. Voltaire selbst suchte den Kaiser öffentlich zu entschuldigen und behauptete, die unbescheidene Vertraulichkeit einiger Genfer Bürger habe den Monarchen ungeduldig gemacht, allein es war bekannt, daß er sich durch diesen Mangel an Aufmerksamkeit sehr verletzt fühlte. Lacretelle weiß nicht, was er darüber sagen soll, Caraccioli [1]) behauptet, Voltaire's unedles Benehmen gegen Friedrich habe Josephs Zartgefühl beleidigt, Mercier dagegen meint die Ursache in einem Verbote Maria Theresia's zu finden, welche durch eine Stelle in Voltaire's Geschichte über ihren Ahnherrn Rudolph von Habsburg bitter gekränkt worden sey. [2]) Der letztere Schriftsteller kam somit der Wahrheit am nächsten. Wir haben endlich hinlängliche Auskunft über die wahren Ursachen der scheinbaren Gleichgültigkeit Josephs gegen Voltaire. Ridler erzählt davon Folgendes:

---

[1]) La vie de Joseph II. Amsterdam et Utrecht, 1790. pag. 40.

[2]) Fragmens de Politique et d'Histoire. Par M. Mercier. Paris, 1792. Tome III. pag. 373.

„Viele Schriften Voltaire's mußten das Zartgefühl, andere wieder den religiösen Sinn einer Fürstin beleidigen, welche der Welt das erhabene Beispiel der reinsten Tugend auf dem Throne gezeigt hatte. Schon wegen des raschen Geistes ihres Sohnes für die Zukunft nicht unbesorgt, und durch einige geistliche Räthe in dieser Ansicht bestärkt, fürchtete Theresia, der Kaiser könne sich gar leicht durch Voltaire's hinreißenden Witz und sinnreiche Trugschlüsse zu gefährlichen Neuerungen verleiten lassen, und ließ sich daher von Joseph vor dessen Abreise nach Frankreich versprechen, Voltaire nicht zu besuchen. Joseph versprach es, beruhigte aber seine gütige Mutter für den Fall, wenn ein Ungefähr ihm irgendwo diesen Mann entgegen führen sollte."

Als Joseph Genf verließ und sich allmählig Ferney näherte, erwachte in ihm auch wieder der Wunsch, den Mann zu sehen, der von Catharina geachtet, von Friedrich gepriesen, der Abgott und das Orakel von halb Europa war. Durch seine lebhafte Einbildungskraft ganz mit dem allberühmten Manne beschäftigt, stieg er auf einem nahe bei Ferney gelegenen Orte aus, hieß sein Gefolge warten, und ging, blos von einem seiner Lieblinge begleitet, in dieser schönen Gegend spazieren. Unvermuthet befand er sich in einem Park, und er schien nicht wenig überrascht, als er von einem Vorübergehenden erfuhr: „dieser Garten gehöre Herrn von Voltaire." Joseph ließ sich mit einem Gärtner in ein Gespräch ein und besah mit großem Wohlgefallen die schönen Anlagen; einige Mal im Begriff, sich fort zu begeben, kehrte er wieder zurück, um das schon

Gesehene noch einmal zu sehen oder einige neue Fragen zu thun; nach langem Verweilen kehrte er endlich zu seinem Gefolge zurück und setzte dann sogleich seine Reise fort. Einige von seiner Umgebung wollen sogar Spuren von Aerger in seinen Gesichtszügen bemerkt haben.

Es ist beinahe unbegreiflich, daß Voltaire von der Ankunft zweier Fremden in seinem Park, von welchen der Eine von seinem Begleiter mit der größten Ehrfurcht ausgezeichnet und einige Male mit dem Titel: Sire! angeredet wurde, gar nichts erfahren haben sollte. Glaubte er, seinem hohen Gast, zu dessen Aufnahme er bereits alle Anstalten getroffen, nicht weiter, als bis an die Treppe seines Schlosses entgegen gehen zu dürfen, so wurde er für dieses strenge Ceremoniel auf das Empfindlichste bestraft, da er sich nicht blos von einem sehr mächtigen, sondern auch einem der talentvollsten Monarchen vor den Augen von ganz Europa, das über die Nebenumstände nicht unterrichtet war, mit einer kränkenden Gleichgültigkeit behandelt sah, was auch diesen höchst eitlen Mann so bitter schmerzte, daß das unangenehme Gefühl, sich von Joseph vernachlässigt zu sehen, trotz der Gleichgültigkeit, mit der er öffentlich prunkte, ihn bis an seinen Sarg begleitet hat. „La vanité du poëte," ruft Mercier boshaft aus, „en fut puerilement affectée." [1])

Dieser Zufall hatte sehr wichtige Folgen. Das französische Volk betrachtete die Vernachlässigung seines größten Talentes

---

[1]) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, von Frhr. Jos. von Hormayr. Vierter Jahrgang. Wien, 1814 S. 90 — 92.

als einen der Nation angethanen Schimpf und rächte sich dadurch, daß es den so oft und so enthusiastisch gepriesenen „Mark Aurel“ nun durch die abgeschmacktesten Erdichtungen verlästerte. Seine kaustischen Aeußerungen über manche ihm in Frankreich begegnende Erbärmlichkeit und einige Eigenschaften des französischen Volkscharakters wurden nun sorgfältig gesammelt, um als Gründe des Hasses zu dienen, der aus der beleidigten Eitelkeit erwuchs. Man beschuldigte den „Jupiter,“ den „Herkules,“ den „Mark Aurel,“ den „Pygmalion“ plötzlich der kleinlichsten Charakterfehler, des knabenhaften Neides und der lächerlichsten Pläne. Man hatte seinen Werth kennen gelernt, hatte seine Gunst nicht erschmeicheln können, hatte selbst durch die allgewaltige Liebe nicht auf den Eisenfesten einzuwirken vermocht. Er hatte die Dubarry nur als ein historisches Kuriosum besucht, die Galanterie der französischen hohen Herren verspottet, und die Tändeleien einer leeren Pracht, welche den Parisern imponirte, verlacht — kurz, er hatte sich als einen Charakter über die französischen Begriffe gezeigt. Die Furcht paarte sich daher mit der Abneigung, um allen Unternehmungen Josephs falsche Beweggründe zu unterlegen, und die gute Meinung, welche der Kaiser in Europa für sich hatte, von ihm abwendig zu machen. Man sprach ihm alle Talente und persönlichen Tugenden ab, und muthete ihm doch den Plan zur Herstellung einer Universalmonarchie zu. Und wenn man fragte, warum man von dem menschenfreundlichen Fürsten nun erwarte, daß er ganz Europa durch seinen Ehrgeiz und seine Talentlosigkeit in's Verderben stürzen werde, so mußten die Aufrichtigsten ant=

worten, daß Alles daher komme, weil er Voltaire nicht besucht habe. Und diese kleinliche Verstimmung gegen den „Sohn der Cäsaren“ ergriff selbst die besonnenen Schriftsteller Frankreichs (wenn es solche gibt). La Harpe [1]) beurtheilt den Monarchen besonders ungünstig, aus Gründen, welche sehr begreiflich sind. Er beschuldigte ihn eines kleinlichen Neides, der sich seiner Meinung nach bis auf den französischen Hofstaat erstreckte. Fürst de Ligne, [2]) der persönliche Freund Josephs II., der gewiß seinen Charakter am besten kannte, fertigt diesen beleidigten Krittler mit wenigen Worten ab. „Der Kaiser,“ sagt er, „wußte wohl, daß sein Hof nicht so glänzend sey, wie der von Versailles, und daß der Ocean und das Mittelmeer andere Schiffe trügen, als die Donau. Was ihn am meisten überraschte, ohne ihn in Erstaunen zu setzen, war der Hafen von Marseille und die Kanäle. Gewißlich konnte er darin nicht rivalisiren; allein 300,000 Mann gut disciplinirter Truppen, das Getraide und der Wein von Ungarn, die geringen Auflagen und die Achtung seiner Unterthanen trösteten ihn wohl über das, was er nicht besitzen konnte. Die üble Laune, welche er zuweilen zeigte, rührte von unbescheidenen Fragen her, die man an ihn stellte, und von den Lustbarkeiten, welche man ihm wider seinen Willen bereiten wollte. Der Marschall von Mouchy, erzählte er mir eines Tags, führte mich einst mit Gewalt

---

[1]) La Harpe, oeuvres mêlées. Tome XIV. Correspondance adressée au Grand-Duc Paul de Russie.

[2]) Oeuvres choisies litteraires, historiques et militaires. T. II. pag. 292.

in die Komödie. Man fragte ihn ein anderes Mal, ob er die Partei der Engländer oder die der Amerikaner ergreife u. dgl.“ Lacretelle versichert, es wären dem Kaiser manche unwillige und ungerechte Aeußerungen entschlüpft, welche einigermaßen den Eindruck verwischten, welche seine Einfachheit in Paris gemacht hatte. Er gesteht indessen, daß seine Reise für den königlichen Hof eine sehr unerfreuliche Wirkung gehabt habe, denn seitdem sey das Publikum stets geneigt gewesen, den unmäßigen Aufwand des Hofes mit großer Strenge zu verdammen.

Andere Schriftsteller berichten eine ganz eigene Meinung von der Reise des Kaisers. Nach ihnen vermehrte sie den Verdacht von Frankreich und Europa, und schwächte die guten Gesinnungen gegen seine unglückliche Schwester. Alle Gemüther, versicherten sie, alle Parteien, alle Nationen wären dadurch überzeugt worden, daß er nur darum in Person nach Versailles gekommen sey, um seiner Schwester Verhaltungsregeln zu geben. Die Charakterschwäche des Königs sey schon damals bekannt gewesen. Man habe die Interessen der Königin durchschaut, man versicherte, daß diese Fürstin seit 1775 beabsichtigt habe, Frankreich zu regieren, und daß Jedermann überzeugt gewesen wäre, daß Oesterreich in dieser Angelegenheit die Franzosen beherrsche. Herr von Vergennes selbst sey erschrocken über die Projekte, welche er in Joseph II. vermuthete, und habe es sich sehr angelegen seyn lassen, Ludwig XVI. eine Menge von Fällen und Möglichkeiten vor Augen zu stellen, welche von dem Erben Carls V. zu erwarten sey, und dem Könige die Antworten einzugeben,

welche er Joseph II. zu geben hätte. Dieser anmaßende Fürst habe in Frankreich die Unbesonnenheiten vermehrt (!?). Offenbar sey er nach neuen Besitzungen und Ruhm begierig gewesen. Er habe sich nicht mit leerem Ceremoniel befaßt, sondern die Werkstätten, die Hafen, die Bauplätze besucht. Er habe Belehrung und unterrichtende Aufsätze verlangt. Zu Brest und zu Havre habe er sich eine Frage erlaubt, welche dahin zielte, seinen Seehandel zu verbessern. Die Kaufleute und Gewerbsmänner in den Provinzen seyen überzeugt gewesen, daß er Frankreich mehr in der Eigenschaft eines eifersüchtigen Nachbars, als in der eines Schwagers Ludwigs XVI. besucht. In Paris sey er mehr populär und zurückhaltend gewesen. Er habe dort Leutseligkeit und den Ton eines einfachen Edelmanns affektirt. Sein Betragen sey sehr verschieden gewesen von dem seines Bruders Maximilian. Dieser habe dem Herrn von Buffon ein ihm dargebotenes Exemplar seiner Naturgeschichte mit den Worten zurück gestellt: „ich will Sie nicht berauben," jener habe von Buffon seine Werke verlangt und gesagt: „ich komme, Sie zu ersuchen, mir das Exemplar von Ihren Werken zu geben, welches mein Bruder bei Ihnen vergessen hat." Der Besuch der Akademieen, der Gelehrten u. s. w. habe in Paris Josephs Eifersucht verdeckt; in der Provinz sey sie aber allgemein erkannt worden. [1])

Schwerlich kann etwas von Joseph gesagt werden, was mehr zu seinem Ruhme gereichte, als eben diese Berichte

[1]) Mémoires historiques et politiques du régne de Louis XVI. Par Jean Louis Soulavie. Paris. Tome VI. pag. 24.

bei Leib, dennoch sehr leicht und frei in allen seinen Bewegungen.“

„Seine Augen sind sehr schön, redend und männlich; was die Gesichtsfarbe anbelangt, so ist dieselbe gleichfalls ausnehmend schön und zeugt von einer blühenden Gesundheit.“

„Die Natur hat ihm einen ausgezeichneten Verstand gegeben, welcher durch Erziehung noch mehr vervollkommt worden.“

„Alle Uebungen, welche den Körper stärken, und dessen Bewegungen natürlich, leicht und angenehm machen, als Tanzen, Fechten, Reiten und dergleichen, wurden bei seiner Erziehung nicht außer Acht gelassen; allein die Hauptsorge war dennoch, seine natürlichen Verstandeskräfte zu erhöhen, und Alles, was diesen Prinzen hätte abhalten können, die Kunst zu regieren sich eigen zu machen, wurde von der Kaiserin Königin, seiner Frau Mutter Majestät, sehr weislich aus dem Plane seiner Erziehung entfernt. Es wurden die Bücher zu seinen Studien und Vergnügen auf das Sorgfältigste gewählt; die Justiz, das Völkerrecht, und Alles, was seine Kenntniß der Menschen, der Reiche, der Staaten und ihrer Verfassung erweitern konnte, war die gewöhnlichste Materie, mit der er unterhalten wurde. Diese Methode war so erfolgreich, daß er, obgleich zu einer sehr uneingeschränkten Gewalt geboren, sich dennoch von den natürlichen Rechten der Menschen die edelsten Begriffe machte, und zwar in einem so hohen Grade, daß Leute, welche die Ehre gehabt, seines nahen Umgangs zu genießen, versichert sind, daß er, wenn das Schicksal ihn

zum Regenten eines freien Volkes bestimmt haben würde, dessen Rechte durch gewaltsame Eingriffe oder heimliche Kunstgriffe der Bestechung niemals zu untergraben, sondern vielmehr zu befestigen und gegen die Eingriffe weniger groß und edeldenkender Thronfolger sicher zu stellen gesucht haben würde."

„Er hat, wenn von England die Rede war, oft zu zu sagen beliebt, daß er den Gedanken des Gourville, welchen Sir Wilhelm Temple dem König Carl dem II. vorstellte, als eine vollkommene Wahrheit ansehe: „Ein König von England, welcher der Vater seines Volkes seyn will, ist der größte König auf Erden; sobald er aber mehr seyn will, so wird er der kleinste."

„Ueberzeugt, daß das Volk nie denkt, Eingriffe zu wagen, sondern nur bedacht ist, sich gegen Unterdrückung zu schützen, oder wenn sie ihm aufgelegt worden, sich derselben zu entledigen, hat derselbe das vollkommenste Vertrauen in sein Volk. Seine Begierde, die Kriegskunst sich eigen zu machen, ist groß, sein Fleiß, dieselbe zu erlangen, der Begierde gleich, und nichts wird außer Acht gelassen, das dazu beitragen kann. Seine Beschäftigung besteht in Lektüre der alten und neuen Kriegsgeschichte, in Unterhaltung mit den erfahrensten Offiziers, in genauester Beobachtung aller Gegenden, wo militairische Bewegungen Statt finden konnten, im Besuch der Lust= und Feldlager und Errichtung geeigneter Anstalten zur Vervollkommnung der Kriegskunst."

„Wenn den Unterthanen eines Fürsten, dessen Regierungsart nicht nur nicht rühmlich, sondern sogar verächtlich und

verschwenderisch ist, an seiner häuslichen Lebensart wenig gelegen seyn kann, so wird hingegen ein Monarch, dessen Regierungsart dahin zwecket, seiner Unterthanen Glück und Ehre zu bewirken, denselben durch seine häuslichen guten Eigenschaften und persönlichen Tugenden noch theurer und werther, und es geschieht stets mit der innigsten Herzensfreude, wenn österreichische Unterthanen erzählen, wie liebreich und mild gegen seine Unterthanen, und wie gnädig selbst gegen seine Dienerschaft der Monarch sey, ohne sich deßwegen wegzuwerfen. Sie sagen: sein Betragen gegen seine Brüder und Schwestern ist frei, aufgeweckt, erquickend und munter, und in kindlicher Ehrfurcht hat er seines Gleichen nicht. Man muß auch gestehen, daß der Kaiserin Königin Majestät, seine Mutter, durch ihre erhabenen Talente als Monarchin, durch ihre in den größten Unglücksfällen bewiesene Großmuth und durch ihre bewundernswürdigen Tugenden die größte Ehrfurcht eines Jeden verdient; was sie aber zur Verehrung aller Menschen berechtigt, ist die über allen Ruhm erhabene Sorgfalt, welche Höchstdieselbe auf die Erziehung ihrer Kinder verwandt, nicht nur auf die des Erbprinzen, sondern aller Prinzen und so auch der Prinzessinnen."

„Man kann auch mit Recht sagen, daß in ganz Europa keine hohe Familie so ausnehmend sorgfältig und wohl erzogen worden, als die gegenwärtige Kaiserlich-Königliche. Die Erzherzoge verstehen das Lateinische so wohl, daß sie nicht nur die klassischen Autoren in dieser Sprache mit allem Vergnügen eines feinen Kenners lesen, sondern dieselbe auch fließend und zierlich sprechen, sowohl als alle

würdigte Joseph den Herrn von Mechel [1]) in Basel, welcher ihm von Waldshut bis Schaffhausen auf der Reise Gesellschaft leistete. In Waldshut machte der Kaiser die Bekanntschaft Lavaters, der ihm durch Herrn von Mechel vorgestellt wurde. Man besprach sich vorzüglich über pädagogische Gegenstände und die Einrichtung des Waisenhauses in Zürich. Der große Physiognom hat sich nachher oft gegen seine Freunde geäußert, daß die Gesichtszüge des Monarchen ihn — ganz im Widerspruch mit seinen schlechten Bildnissen — als einen Mann von seltenen Talenten und dem besten Charakter ankündigten.

Den 29. Juli endlich befand sich Joseph wieder auf teutschem Boden. Er traf unvermuthet um sechs Uhr Abends in Freiburg ein, und arbeitete sogleich mit dem im schwäbischen und fränkischen Kreise angestellten Minister, Freiherrn von Ried, anhaltend im Kabinette. Des anderen Tages gab er verschiedenen Personen Audienz, und beschäftigte sich nun wieder ausschließend mit den Angelegenheiten des Reichs. Am 29. Juli traf er in Innsbruck ein, und am 1. August hatte Wien seinen Kaiser wieder.

Zum Beschluß dieses Kapitels sey es uns vergönnt, die Charakteristik mitzutheilen, welche man bei Gelegenheit der Reise Josephs nach Frankreich in englischen Blättern und später in der Baseler Zeitung vom Jahr 1777 las: „Der Kaiser ist beinahe drei Jahre jünger als unser König. Er ist nicht lang von Person, dennoch von eben rechter Größe und ungemein proportionirt, und obgleich wohl

---

[1]) Ein berühmter Kupferstecher.

wie ein liebreicher und geneigter Vater seine Kinder, gegen Jeden gütig, auch mit geringen Landleuten öfters sich im Gespräche herablassend, ihnen unbekannt, um die liebe Wahrheit, Fürsten so nützlich, von jeder Klasse seines Volkes zu hören. Hätte er sich begnügt, von Wien nach Schönbrunn, von Schönbrunn nach Laxenburg, und so vice versa zu reisen und nur mit einigen schmeichelnden und nur ihren eigenen Nutzen suchenden Hofmännern oder kriechenden Kammerdienern zu sprechen, so wären seine Talente, so groß und so erhaben, vergraben und der nun so preiswürdige und allen Menschen verehrungswürdige Monarch ein nicht regierender, sondern ein regierter Herr geblieben. So wichtig ist es, daß eines Fürsten natürliche Gaben durch eine gute Erziehung angebaut und zur Reife gebracht werden; und so viel ist daran gelegen, daß er Land und Leute mit eigenen Augen sehe, mit eigenen Ohren höre, und durch eigene Einsichten und Erfahrung kenne."

„Eine Maria von Medicis hielt es für feine Staatskunst, ihren Sohn so zu erziehen, daß er keine Einsichten, um durch sich selbst regieren zu kennen, erlangen möchte. Maria hat Nachfolgerinnen in unsern Tagen gefunden; aber Maria Theresia war viel zu edel, so zu denken; ihrer eigenen Größe sich bewußt, war sie auch überzeugt, daß, je größer sie den Sohn bilden würde, desto größer würde auch ihr eigener Ruhm bei den Zeitgenossen und der Nachwelt steigen, und in der That, hätte diese große Fürstin weiter keine anderen preiswürdigen Thaten gethan, so wäre die ihrer zahlreichen Familie



CHRISTOPH GRAF v. MIGAZZI.

gegebene treffliche Erziehung, wodurch halb Europa beglückt werden kann, schon genug, ihr Anspruch zu geben auf den Dank Europens und verewigende Denkmäler."

Dreizehntes Kapitel.

1777.

Josephs politische Entwürfe.

Nach der Theilung von Polen blieben die Gemüther noch lange aufgeregt, und alle europäischen Mächte beobachteten mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit die Staaten, welche dadurch an Macht und Größe gewonnen hatten. Oesterreichs Lage in der darauf folgenden Zeit bis zum bayerischen Erbfolgekrieg war gegenüber seinen Nachbarn und den übrigen Mächten keineswegs ungünstig. Frankreichs Finanzen waren ziemlich zerrüttet, das Reich durch schlechte Verwaltung mehr als durch eigentliche Unglücksfälle in geschwächtem Zustande. England, wo der Schotte Bute den König und das Reich beherrschte, war in dem unglücklichen Kriege mit den amerikanischen Staaten begriffen, welcher des Mutterstaates natürliche und künstliche Hülfsmittel erschöpfte. Schon mußte es zur Fortsetzung des Kampfes von deutschen Fürsten sich Söldlinge erkaufen, welche doch nicht verhindern konnten, daß sich gegen das Jahr 1777 das Glück der Waffen auf die Seite der Kolonie neigte. Rußland ging zwar siegreich aus dem Kampfe mit den Türken hervor, allein es war an kriegsfähigen Männern

wie ein liebreicher und geneigter Vater seine Kinder, gegen Jeden gütig, auch mit geringen Landleuten öfters sich im Gespräche herablassend, ihnen unbekannt, um die liebe Wahrheit, Fürsten so nützlich, von jeder Klasse seines Volkes zu hören. Hätte er sich begnügt, von Wien nach Schönbrunn, von Schönbrunn nach Laxenburg, und so vice versa zu reisen und nur mit einigen schmeichelnden und nur ihren eigenen Nutzen suchenden Hofmännern oder kriechenden Kammerdienern zu sprechen, so wären seine Talente, so groß und so erhaben, vergraben und der nun so preiswürdige und allen Menschen verehrungswürdige Monarch ein nicht regierender, sondern ein regierter Herr geblieben. So wichtig ist es, daß eines Fürsten natürliche Gaben durch eine gute Erziehung angebaut und zur Reife gebracht werden; und so viel ist daran gelegen, daß er Land und Leute mit eigenen Augen sehe, mit eigenen Ohren höre, und durch eigene Einsichten und Erfahrung kenne.“

„Eine Maria von Medicis hielt es für feine Staatskunst, ihren Sohn so zu erziehen, daß er keine Einsichten, um durch sich selbst regieren zu kennen, erlangen möchte. Maria hat Nachfolgerinnen in unsern Tagen gefunden; aber Maria Theresia war viel zu edel, so zu denken; ihrer eigenen Größe sich bewußt, war sie auch überzeugt, daß, je größer sie den Sohn bilden würde, desto größer würde auch ihr eigener Ruhm bei den Zeitgenossen und der Nachwelt steigen, und in der That, hätte diese große Fürstin weiter keine anderen preiswürdigen Thaten gethan, so wäre die ihrer zahlreichen Familie



CHRISTOPH GRAF v. MIGAZZI.

man auf vier Prozent herabgesetzt hatte, und trotz allem Gelde, welches man von den Provinzen —— erpreßte, und in Wien zusammenbrachte, behielt die Kaiserin, nach Abzug aller festgesetzten Ausgaben und angewiesenen Jahrgelder, nicht mehr als zwei Millionen übrig, womit sie nach Gefallen schalten konnte. Es blieb also kein anderer Fond, als vier Millionen Reichsthaler, die der Feldmarschall Lascy an der Erhaltung der Armee erspart hatte; aber durch die Pünktlichkeit, womit die Wiener Bank die Zinsen für die von dem Hof angenommenen Kapitalien bezahlte, hatte sie ihren Kredit, sowohl in Holland als Genua, dergestalt gegründet und befestigt, daß, wenn der Hof es für dienlich fand, seine Zuflucht zu neuen Anleihen zu nehmen, er sich schmeicheln konnte; neue Hülfsquellen zu finden. Man rechne zu diesem festgestellten Credit eine Armee von 170,000 Mann, die beständig auf den Beinen war, und jeder Leser wird eingestehen, daß Oesterreich damals eine ungleich furchtbarere Macht besaß, als die vorigen Kaiser, selbst Carl V. nicht ausgenommen, je gehabt hatten."

„Der stolze österreichische Hof, der immer die andern zu beherrschen strebte, warf sein Auge nach allen Seiten umher, um seine Gränzen zu erweitern, und die Staaten in seine Monarchie zu verschlingen, die ihm am bequemsten lagen. Nach dem Orient zu dachte er darauf, Servien und Bosnien mit seinen weit ausgebreiteten Ländern zu verbinden. — Gegen Mittag, reizte ihn die Begierde, einen Theil vom Gebiete der Republik Venedig an sich zu ziehen; und er wartete nur auf eine Gelegenheit, Triest und das Mailändische auf

eine passende Art mit Tyrol zu vereinigen. Dieß war noch nicht genug; er versprach sich sogar, nach dem Tode des Herzogs von Modena, dessen Erbin mit einem Großherzog vermählt war, Ferrara, welches die Päpste besaßen, zurück zu fordern und dem König von Sardinien die Landschaften Tortonese und Alessandria abzunehmen, weil sie immer den Herzogen von Mayland gehört hatten."

„Gegen Abend war Bayern ein ungemein reizender Bissen; da es in der Nachbarschaft von Oesterreich lag, eröffnete es diesem den Weg nach Tyrol. Gehörte ihm Bayern, so sah das Haus Oesterreich die Donau beständig in seinem Gebiet fließen. Man muthmaßte überdieß, daß es dem Interesse des Kaisers zuwider seyn würde, die Vereinigung von Bayern und Pfalz unter einem Souverän zuzugeben; und da diese Erbschaft den Kurfürsten von der Pfalz allzumächtig gemacht haben würde, so war es ungleich vortheilhafter, wenn der Kaiser dieselbe für sich nahm. Wenn man von dort die Donau hinauf ging, stieß man auf das Herzogthum Würtemberg, an welches der Wiener Hof sehr rechtskräftige Ansprüche zu haben glaubte."

„Alle diese Erweiterungen würden eine Art von Gallerie gemacht haben, welche von Wien aus, immer von einer zur andern, bis an die Ufer des Rheins geführt hätte, wo das Elsaß, das vor Alters einen Theil des Reichs ausmachte, wieder einzuziehen war, und dieses führte nach Lothringen, welches unlängst noch ein Eigenthum der Vorfahren Josephs gewesen war. Wenn wir uns gegen

Mitternacht wenden, finden wir jenes Schlesien, dessen Verlust Oesterreich nicht vergessen konnte, und dessen Besitz es wieder erlangen wollte, sobald sich die Gelegenheit dazu fände.“

„Der Kaiser wußte seine umfassenden Entwürfe nicht zu verbergen. Seine Lebhaftigkeit verrieth ihn häufig. Um davon ein Beispiel zu geben, ist es hinlänglich, zu erzählen, daß der König von Preußen gegen Ende des Jahres 1775 einige heftige Krankheitsanfälle hatte, welche dem österreichischen Minister am preußischen Hofe, van Swieten, so gefährlich schienen, daß er dem Kaiser melden zu dürfen glaubte, es gehe zu Ende mit dem König, und er werde kein neues Jahr mehr erleben. Sogleich setzten sich alle österreichischen Truppen in Bewegung; der Punkt ihres Zusammentreffens war in Böhmen bestimmt, und der Kaiser erwartete mit Ungeduld die Bestätigung dieser Neuigkeit, um sogleich in Sachsen einzufallen, und von da über die Grenzen von Brandenburg zu schreiten, worauf er dem Nachfolger die Alternative stellen wollte, entweder Schlesien dem Hause Oesterreich wieder abzutreten, oder vernichtet zu werden, ehe er sich zur Wehre setzen könnte.“

„Alle diese Dinge, welche ganz offen geschahen, wurden bald überall ruchbar und vermehrten die Freundschaft zwischen den beiden Höfen nicht, wie man sich wohl denken kann. Diese Scene war um so sonderbarer, da der König von Preußen nur an einem gewöhnlichen Gichtanfalle litt und schon genesen war, ehe man nur die österreichische Armee versammelt hatte. Der Kaiser ließ hierauf alle seine Truppen in ihre gewöhnlichen Quartiere zurück kehren. Ein Jahr darauf machte er die Reise nach Frankreich.“

Wenn man auch wirklich keinen Grund hätte, allen diesen Angaben Friedrichs, welche doch großentheils aus Vermuthungen bestanden, den geringsten Zweifel entgegen zu setzen, so wird man doch bei einiger Unbefangenheit hierin keinen gerechten Anlaß finden, Josephs Absichten zu tadeln. Die teutsche Geschichte dieses Zeitraums, wie sie von vielen guten Historiographen aufgefaßt wurde, und wie sie selbst von diesen in die Geschichtsbücher des Auslandes überging, ist ein für teutsche Ehrlichkeit und teutschen Verstand gleich unwürdiges Conglomerat von Ungerechtigkeit, Parteilichkeit, Einseitigkeit und Unrichtigkeit. Man kann sagen: Friedrich II. habe den Skribenten seiner Zeit, die ganze Geschichte derselben in die Federn diktirt. Wie er die Sachen aus parteiischem Gesichtspunkte ansah, so betrachteten nach ihm und durch seine Brille fast alle Geschichtschreiber ihre Zeit. Es ist seltsam widersprechend, wie dieselben Autoritäten, Friedrichs, durch kein Recht und keinen Anspruch begründeten Unternehmungen gegen Schlesien, dessen fortwährende Bemühungen, sein Gebiet zu erweitern auf Kosten frömder Rechte und des allgemeinen Völkerrechts, und später die verwegenen Unternehmungen Napoleons gegen die Selbstständigkeit und Rechte fast aller europäischen Nationen nur zum Ruhm und zur Verherrlichung dieser beiden Regenten gereichen lassen, welche Josephs Entwürfe zur Wiedererlangung der, seinem Hof mit Gewalt entrissenen Besitzungen und zur Ausdehnung seiner wohlthätigen Macht innerhalb der Grenzen des historischen Rechts als anmaßende, ehrgeizige, verwerfliche, ja sogar verbrecherische Gedanken bezeichnen! Welch' ein Maßstab

Mitternacht wenden, finden wir jenes Schlesien, dessen Verlust Oesterreich nicht vergessen konnte, und dessen Besitz es wieder erlangen wollte, sobald sich die Gelegenheit dazu fände.“

„Der Kaiser wußte seine umfassenden Entwürfe nicht zu verbergen. Seine Lebhaftigkeit verrieth ihn häufig. Um davon ein Beispiel zu geben, ist es hinlänglich, zu erzählen, daß der König von Preußen gegen Ende des Jahres 1775 einige heftige Krankheitsanfälle hatte, welche dem österreichischen Minister am preußischen Hofe, van Swieten, so gefährlich schienen, daß er dem Kaiser melden zu dürfen glaubte, es gehe zu Ende mit dem König, und er werde kein neues Jahr mehr erleben. Sogleich setzten sich alle österreichischen Truppen in Bewegung; der Punkt ihres Zusammentreffens war in Böhmen bestimmt, und der Kaiser erwartete mit Ungeduld die Bestätigung dieser Neuigkeit, um sogleich in Sachsen einzufallen, und von da über die Grenzen von Brandenburg zu schreiten, worauf er dem Nachfolger die Alternative stellen wollte, entweder Schlesien dem Hause Oesterreich wieder abzutreten, oder vernichtet zu werden, ehe er sich zur Wehre setzen könnte.“

„Alle diese Dinge, welche ganz offen geschahen, wurden bald überall ruchbar und vermehrten die Freundschaft zwischen den beiden Höfen nicht, wie man sich wohl denken kann. Diese Scene war um so sonderbarer, da der König von Preußen nur an einem gewöhnlichen Gichtanfalle litt und schon genesen war, ehe man nur die österreichische Armee versammelt hatte. Der Kaiser ließ hierauf alle seine Truppen in ihre gewöhnlichen Quartiere zurück kehren. Ein Jahr darauf machte er die Reise nach Frankreich.“

Wenn man auch wirklich keinen Grund hätte, allen diesen Angaben Friedrichs, welche doch großentheils aus Vermuthungen bestanden, den geringsten Zweifel entgegen zu setzen, so wird man doch bei einiger Unbefangenheit hierin keinen gerechten Anlaß finden, Josephs Absichten zu tadeln. Die teutsche Geschichte dieses Zeitraums, wie sie von vielen guten Historiographen aufgefaßt wurde, und wie sie selbst von diesen in die Geschichtsbücher des Auslandes überging, ist ein für teutsche Ehrlichkeit und teutschen Verstand gleich unwürdiges Conglomerat von Ungerechtigkeit, Parteilichkeit, Einseitigkeit und Unrichtigkeit. Man kann sagen: Friedrich II. habe den Skribenten seiner Zeit, die ganze Geschichte derselben in die Federn diktirt. Wie er die Sachen aus parteiischem Gesichtspunkte ansah, so betrachteten nach ihm und durch seine Brille fast alle Geschichtschreiber ihre Zeit. Es ist seltsam widersprechend, wie dieselben Autoritäten, Friedrichs, durch kein Recht und keinen Anspruch begründeten Unternehmungen gegen Schlesien, dessen fortwährende Bemühungen, sein Gebiet zu erweitern auf Kosten fremder Rechte und des allgemeinen Völkerrechts, und später die verwegenen Unternehmungen Napoleons gegen die Selbstständigkeit und Rechte fast aller europäischen Nationen nur zum Ruhm und zur Verherrlichung dieser beiden Regenten gereichen lassen, welche Josephs Entwürfe zur Wiedererlangung der, seinem Hof mit Gewalt entrissenen Besitzungen und zur Ausdehnung seiner wohlthätigen Macht *innerhalb der Grenzen des historischen Rechts* als anmaßende, ehrgeizige, verwerfliche, ja sogar verbrecherische *Gedanken* bezeichnen! Welch' ein Maßstab

dient diesen Richtern, die dieselben Thaten als Ergebnisse ruhmwürdiger Größe erkennen, wenn sie von einem glücklichen Erfolg gekrönt sind, und ihren Keim, den stolzen Gedanken, klein und nichtswürdig finden? Welche Moral ist es, die den Raub Schlesiens durch politische Rücksichten entschuldigt und die Theilung Polens verdammt? Ist ein anderes Recht zulässig in der Geschichte, als das historische, um darnach die Thaten der Regenten zu beurtheilen, so muß es gleiche Handlungen aus gleichen Beweggründen auf gleiche Weise beurtheilen; ist nur das historische zulässig, so können Rechtskundige nicht zweifelhaft seyn über die Beurtheilung von Handlungen, welche der, alle Rechenschaft vermeidende Eigennutz vollbringt, und von jenen, welche nur dahin zielen, ein verlorenes Recht wieder zu erwerben, und *von welchen überdieß nur angenommen wird, daß sie gedacht worden sind!*

Es ist ein Anderes, ob ein politisches Betragen nach allgemeinen Grundsätzen des Vernunftrechts zu billigen ist, ein Anderes, ob es von der allgemeinen Meinung gebilligt wird. Erkennt man diese, was wohl geschehen kann, aus dem einfachen Grunde, weil es fast immer geschieht, als Richterin an, so dürfte wohl das Urtheil sich so gestalten, wie es sich wirklich gestaltet hat. Das übrige Europa hörte nur mit Neid und Eifersucht von den Absichten des teutschen Kaisers; es lag weder in dem Interesse Preußens, Rußlands, Frankreichs, Englands, noch irgend eines selbstständigen europäischen Staates, daß sich Oesterreich vergrößere, noch mochten die teutschen Fürsten mit großem Behagen etwas von der Absicht vernehmen, die vormundschaftliche, ohnehin

lästige Obergewalt des teutschen Kaisers in unumschränkte Vaterherrschaft zu verwandeln. Nicht minder waren die kleinen Völker des teutschen Reichs gegen ein solches Projekt eingenommen; denn sie waren an eine gewisse Selbstständigkeit des Namens gewöhnt, die ihnen, wie sie glaubten, einige Würde verlieh, aber eigentlich stets nur dazu diente, den Fremden als gegenseitige Waffe gegen sie selbst zu dienen. Aus diesen Ursachen mag sich das Urtheil der Geschichte gestaltet haben. Das teutsche Reich war ohnehin schon durch die Untersuchung des kaiserlichen Kammergerichts zu Wetzlar unfreundlich gestimmt worden gegen sein Oberhaupt, und die auswärtigen Mächte suchten mit Eifer jeden Anlaß, ihre, den Plänen des Kaisers zuwiderlaufenden Gesinnungen zu veroffenbaren. Dazu kam noch, als größtes und unumgängliches Hinderniß, der Kaiserin Mutter religiöse Stimmung, welche nicht zuließ, daß etwas unter Autorität ihres Namens vollbracht werde, wogegen auch nur der geringste moralische Zweifel von Seiten eines mißgünstigen Grüblers hätte erhoben werden können. Daher kam es wohl hauptsächlich, daß die Projekte des Kaisers, obgleich sie weder dem Ruhm seiner Rechtlichkeit noch dem seiner Einsichten und Kräfte Abbruch thaten, dennoch nichts weiter werden konnten als unreife Gedanken.

Vierzehntes Kapitel.

1777 — 1778.

Der bayerische Erbfolgestreit. (Die Ansprüche Oesterreichs.)

Eine der ältesten und wichtigsten Absichten des Wiener Kabinets war auf die Wiedergewinnung Bayerns gerichtet.

Die geographische Lage dieses Landes sowohl, als auch die ethnographischen und Staats-Verhältnisse desselben machten es vorzüglich geschickt zur Arrondirung des österreichischen Staates nach Westen. Das Wünschenswerthe einer Vereinigung Bayerns mit Oesterreich war durch physische Gründe vollkommen gerechtfertigt. Sowohl die Gleichheit des Klima's, des Bodens, als auch die des Volksstammes, des Volkscharakters, ist so vollkommen, daß Bayern mit dem Erzherzogthume Oesterreich und dem angränzenden Tyrol ein natürliches Ganzes bildet, das nur durch politische Grenzen zerfallen ist. Das österreichische Kabinet war daher stets geneigt, dieses Land mit den österreichischen Staaten zu vereinigen, und das mit um so größerem Recht, da diese weit fremdartigere Bestandtheile umfaßten, als Bayern gewesen wäre. So lange man keine Rechtsansprüche auf Bayern zu machen hatte, versuchte man daher wiederholt, dasselbe durch Tausch zu gewinnen. Schon der große Eugen bot dem Kurfürsten Max Emanuel für München Brüssel, Mailand oder Palermo, und als Karl Theodor von Sulzbach das Kurfürstenthum von Pfalz erbte (31. Dez. 1742), wurde eben so fruchtlos eine Vertauschung der kurbayerischen Lande gegen die Niederlande angetragen. 1743 bot der Wiener Hof für sein Land Elsaß, Lothringen und Franche Comté, welche Lande man zum Königreich erheben wollte.[1]) Man behauptet auch, es sey bei der Vermählung Josephs II. mit der jüngsten Schwester des Kurfürsten Maximilian ein Vertrag geschlossen worden, durch welchen, im Falle des

[1]) Mémoires du Duc de Noailles, par Millot. Tome IV. pag. 12.

lästige Obergewalt des teutschen Kaisers in unumschränkte Vaterherrschaft zu verwandeln. Nicht minder waren die kleinen Völker des teutschen Reichs gegen ein solches Projekt eingenommen; denn sie waren an eine gewisse Selbstständigkeit des Namens gewöhnt, die ihnen, wie sie glaubten, einige Würde verlieh, aber eigentlich stets nur dazu diente, den Fremden als gegenseitige Waffe gegen sie selbst zu dienen. Aus diesen Ursachen mag sich das Urtheil der Geschichte gestaltet haben. Das teutsche Reich war ohnehin schon durch die Untersuchung des kaiserlichen Kammergerichts zu Wetzlar unfreundlich gestimmt worden gegen sein Oberhaupt, und die auswärtigen Mächte suchten mit Eifer jeden Anlaß, ihre, den Plänen des Kaisers zuwiderlaufenden Gesinnungen zu veroffenbaren. Dazu kam noch, als größtes und unumgängliches Hinderniß, der Kaiserin Mutter religiöse Stimmung, welche nicht zuließ, daß etwas unter Autorität ihres Namens vollbracht werde, wogegen auch nur der geringste moralische Zweifel von Seiten eines mißgünstigen Grüblers hätte erhoben werden können. Daher kam es wohl hauptsächlich, daß die Projekte des Kaisers, obgleich sie weder dem Ruhm seiner Rechtlichkeit noch dem seiner Einsichten und Kräfte Abbruch thaten, dennoch nichts weiter werden konnten als unreife Gedanken.

Vierzehntes Kapitel.

1777 — 1778.

Der bayerische Erbfolgestreit. (Die Ansprüche Oesterreichs.)

Eine der ältesten und wichtigsten Absichten des Wiener Kabinets war auf die Wiedergewinnung Bayerns gerichtet.

Die geographische Lage dieses Landes sowohl, als auch die ethnographischen und Staats-Verhältnisse desselben machten es vorzüglich geschickt zur Arrondirung des österreichischen Staates nach Westen. Das Wünschenswerthe einer Vereinigung Bayerns mit Oesterreich war durch physische Gründe vollkommen gerechtfertigt. Sowohl die Gleichheit des Klima's, des Bodens, als auch die des Volksstammes, des Volkscharakters, ist so vollkommen, daß Bayern mit dem Erzherzogthume Oesterreich und dem angränzenden Tyrol ein natürliches Ganzes bildet, das nur durch politische Grenzen zerfallen ist. Das österreichische Kabinet war daher stets geneigt, dieses Land mit den österreichischen Staaten zu vereinigen, und das mit um so größerem Recht, da diese weit fremdartigere Bestandtheile umfaßten, als Bayern gewesen wäre. So lange man keine Rechtsansprüche auf Bayern zu machen hatte, versuchte man daher wiederholt, dasselbe durch Tausch zu gewinnen. Schon der große Eugen bot dem Kurfürsten Max Emanuel für München Brüssel, Mailand oder Palermo, und als Karl Theodor von Sulzbach das Kurfürstenthum von Pfalz erbte (31. Dez. 1742), wurde eben so fruchtlos eine Vertauschung der kurbayerischen Lande gegen die Niederlande angetragen. 1743 bot der Wiener Hof für sein Land Elsaß, Lothringen und Franche Comté, welche Lande man zum Königreich erheben wollte. [1]) Man behauptet auch, es sey bei der Vermählung Josephs II. mit der jüngsten Schwester des Kurfürsten Maximilian ein Vertrag geschlossen worden, durch welchen, im Falle des

---

[1]) Mémoires du Duc de Noailles, par Millot. Tome IV. pag. 12.

Lage und zog es vor, sich vorher mit dem kaiserlichen Hofe selbst in Einverständniß zu setzen und den voraus zusehenden Streit noch vor dem Eintreten des erwähnten Falles

---

seyn wollten, und auch Herzog Albrecht V. von Oesterreich (unter den Kaisern II.) sprach diese Lande an, da desselben Mutter eine Schwester des letzten Herzogs Hans von Niederbayern war, und er also bei einem eröffneten Reichslehen aus diesem Grunde, und weil er zugleich der Gemahl der einzigen Tochter Kaiser Sigmunds war, Rücksicht zu verdienen glaubte. Sigmund belehnte einstweilen sowohl die Herzoge von Oberbayern als auch den Herzog Albrecht von Oesterreich mit der Landschaft Niederbayern (10. Mai 1426), errichtete aber zugleich (21. Mai) eine förmliche Verordnung, wie es mit der Lehensfolge in dem Herzogthum Niederbayern gehalten werden solle. Hierin wurde die Eröffnung und beschlossene Einziehung dieses Reichslehens voraus gesetzt und sodann die Erbfolge auf die Gemahlin Herzog Albrechts und ihre Erben, in deren Abgang aber auf den Herzog Albrecht und seine Nachfolger bestimmt.

Der Kaiser ließ sich zwar hierauf bewegen, das Land Niederbayern aus großer und besonderer Gnade den Herzogen von Oberbayern wieder einzugeben, doch hat er dabei, wie die Urkunde von 1429 wörtlich lautet, „das Recht derjenigen ausgenommen, welche zu diesen Landen Zuspruch haben;“ wodurch also die vom Herzog Albrecht von Oesterreich erworbenen Gerechtsame allerdings für jene Zeiten, wenn dieselben wirksam werden können, vorbehalten worden sind; denn Herzog Albrecht und sein Haus haben nicht nur durch die gedachte, neben den Herzogen von Oberbayern erhaltene Belehnung eine respektive wahre Samtbelehnung erhalten, sondern auch durch die kaiserliche Verordnung die wirkliche Uebertragung dieses Herzogthums erlangt. Es war zwar die Wirkung davon durch die Zurückgabe dieses Landes an die Herzoge von Oberbayern in so lange, als deren Mannsstamm dauern würde, aufgehalten, keineswegs aber ganz und auch für jenen Fall aufgehoben worden, wenn dieses Reichslehen wieder in die dortmaligen Umstände versetzt würde.

gütlich beizulegen. Schon zur Zeit, als zwischen Pfalz und Bayern der gegenseitige Schenkungsvertrag über beide Länder berathen worden, hatte Karl Theodor seinem Vetter Maximilian Joseph vorgeschlagen, den Wiener Hof von dieser Uebereinkunft in Kenntniß zu setzen. Da jedoch Maximilian auf diesen Vorschlag nicht einging, beschloß er, mit Beistimmung seines ersten Staatsdieners, Anton von Beckers, Schritte zu machen, die Gesinnungen des Hofes allein zu erforschen. Seinem Gesandten, Freiherrn von Ritter, wurden nun in Wien die Gründe der Ansprüche des österreichischen Hofes dargelegt, worunter besonders das wichtige Dokument, wodurch Kaiser Sigmund 1426 seinen Eidam, Albrecht von Oesterreich, mit dem bayerischen Niederland belehnte, als entscheidend galt. Es ward dem Gesandten Karl Theodors in der Urschrift vorgelegt. Wenn schon nachmals die Spitzfindigkeit der ungebetenen Freunde Theodors mancherlei gegen diesen Belehnungsbrief einzuwenden hatten, so war man doch damals,

Weiter sprach Oesterreich die schwäbische Reichsherrschaft Mindelheim an, worüber Kaiser Matthias (1614) dem Erzhause die Anwartschaft gab. Diese Anwartschaft kam auch schon, als der Kurfürst von Bayern (1706) in die Acht fiel, in Wirklichkeit, indem der Kaiser als Erzherzog von Oesterreich diese Herrschaft sogleich in Besitz nahm und dann als ein österreichisches Reichsafterlehen dem Helden von Blindheim, Marlborough übergab, und sie zugleich in ein Fürstenthum erhob. Durch den Rastadter-Bodner Frieden (1714) kam zwar Bayern wieder zu ihrem Besitz, jedoch (wie das Friedens-Instrument lautet) nur in der Gestalt und mit jenen Rechten, wie es dieselbe vorhin besaß, mithin ohne Abbruch der österreichischen Anwartschaft. (Vergl. österreichischer Plutarch von Jos. Freiherr von Hormayr. IX. Bdchn. S. 87 — 90.)

wo man ohne fremde Einmischung, ohne Furcht und Rücksichten den Erbfolgestreit blos zwischen beiden Parteien verhandelte, beiderseits von der Gültigkeit dieser Urkunde vollkommen überzeugt. Carl Theodors eigene Räthe erkannten sie als vollkommen entscheidend an und bewogen ihren Herrn, dieser Anerkennung gemäß als rechtlicher und friedlicher Mann zu handeln, der durch seine kleine Sache nicht ganz Europa in Bewegung, sich selbst aber in die äußerste Gefahr bringen wolle. Es wurde daher der Freiherr von Ritter bevollmächtigt (1777), eine Uebereinkunft zu treffen. Gern fügte man sich hier in die Wünsche des Kurfürsten, statt Niederbayerns tauschweise einst das Fürstenthum der oberen Pfalz anzunehmen. Das Verabredete war geschrieben, [1]) nichts mangelte zur Vollendung des Vergleiches, als Unterschrift und Auswechslung desselben, so wie die Zustimmung der nächsten Verwandten vom Geschlechte Wittelsbach, ohne welche laut Hausverträgen keine Veräußerung des Stammgutes rechtskräftig war. [2])

Da starb Kurfürst Maximilian den 30. Dez. 1777 an den Blattern und der ungeschickten Behandlung seines Arztes. Unvermuthet für Oesterreich wurde Karl Theodor als dessen Erbe und Nachfolger in sämmtlichen Landen ausgerufen. Graf von Hartig, österreichischer Gesandter am württembergischen Hofe, sandte sogleich durch einen

---

[1]) Der Vertrag ward zu Wien abgeschlossen am 3. Januar 1778; vom Fürsten Kaunitz und dem Freiherrn von Ritter unterschrieben.

[2]) Zschokke's sämmtliche Werke. 36r Theil. Der bayerischen Geschichte 6tes Buch. S. 24.

Eilboten die Proklamation Karl Theodors, welche schon seit vier Jahren fertig war, nach Wien und erbat sich Verhaltungsbefehle. Mit nicht geringem Erstaunen empfing der Wiener Hof diese wichtige Depesche, welche meldete, daß der Kurfürst nicht nur vom Unterland Besitz genommen, auf welches er Oesterreichs Recht schon völlig anerkannt hatte, sondern auch von der Oberpfalz, die er als Ersatz dafür angeboten hatte. Der Kaiser und Fürst Kaunitz konnten nicht umhin, bei diesem, seinem Versprechen ganz zuwider laufenden Betragen des Kurfürsten zu argwöhnen, daß man sich ein vermessenes Listspiel mit ihnen erlaubt habe, dessen offenbaren Folgen man nichts mehr entgegensetzen könne, als die größte Strenge und den unverhohlensten Ernst der schleunigst zu ergreifenden Maßregeln.

Allein die Sache verhielt sich anders, als man erwartet hatte. Maximilian Joseph und Carl Theodor hatten nämlich, wie bereits erwähnt worden ist, längst einen gegenseitigen Schenkungs- und Erbvertrag geschlossen; denn es war im Wittelsbachischen Hause hergebracht, daß die beiden Stämme der Pfalz und Bayerns Erbverträge schlossen, durch welche die Länder des erlöschenden Stammes dem übrig bleibenden als Erbgut zufielen. Die letzten Häupter beider Stämme hatten sich demzufolge gegenseitig von ihnen unterzeichnete Patente zur Besitzergreifung von allen erledigten Landen anvertraut. Kurfürst Maximilian Joseph übergab dasjenige, welches er vom Kurfürsten Carl Theodor, dem Haupte des pfälzischen Stammes erhalten hatte, einige Stunden vor seinem Tode seinen Ministern mit dem Befehl, dasselbe sofort nach seinem Ableben zu publiziren. Dieser

Befehl wurde noch am Sterbetage vollzogen. Carl Theodor nahm durch dieses Patent, ohne es in dem Augenblick zu wissen, von sämmtlichen bayerischen Landen als nächster Erbe des Verstorbenen nach den Hausverträgen (welche nur eine bedingte Gültigkeit haben) feierlichst Besitz. Zugleich erhielten alle Behörden des Landes Befehl, dem neuen Regenten überall huldigen zu lassen. Die übereilte Hast, mit welcher diese Maßregeln getroffen wurden, rührte von dem unberufenen Eifer der verwittweten Herzogin Clemens und zweier Staatsmänner her, welche ihrer Sache ergeben waren — den Geheimeräthen Obermayr und von Lory. [1])

Carl Theodor war zwar nach München gekommen, allein man bemerkte sogleich seine Unzufriedenheit und Mißlaune. Als ihm sein Geschäftsträger am Münchener Hofe, der Reichsfreiherr Hammerer von Hammerstein mit glückwünschender Nachricht entgegen kam: es seyen sämmtliche Lande Namens seiner in Besitz genommen worden, verfinsterte sich plötzlich des Kurfürsten Gesicht, und er rief unwillig aus: „Voreiligkeit, die mir und dem

[1]) Maria Anna Herzogin Clemens war die Wittwe des von einer Nebenlinie abstammenden, im Jahre 1770 gestorbenen Herzogs Clemens Franz de Paula von Bayern. Sie war eine geborne Prinzessin von Pfalz-Sulzbach und Schwester der Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodors, geboren 1722 und starb 1785. Begabt mit einem ausgezeichneten Verstand und Charakterstärke, widmete sich mit Eifer den politischen Angelegenheiten, und spielte zu ihrer Zeit — eben nicht zur Zufriedenheit aller streitenden Parteien — eine bedeutende Rolle in der bayrischen Erbfolgeangelegenheit.

Eilboten die Proklamation Karl Theodors, welche schon seit vier Jahren fertig war, nach Wien und erbat sich Verhaltungsbefehle. Mit nicht geringem Erstaunen empfing der Wiener Hof diese wichtige Depesche, welche meldete, daß der Kurfürst nicht nur vom Unterland Besitz genommen, auf welches er Oesterreichs Recht schon völlig anerkannt hatte, sondern auch von der Oberpfalz, die er als Ersatz dafür angeboten hatte. Der Kaiser und Fürst Kaunitz konnten nicht umhin, bei diesem, seinem Versprechen ganz zuwider laufenden Betragen des Kurfürsten zu argwöhnen, daß man sich ein vermessenes Listspiel mit ihnen erlaubt habe, dessen offenbaren Folgen man nichts mehr entgegensetzen könne, als die größte Strenge und den unverhohlensten Ernst der schleunigst zu ergreifenden Maßregeln.

Allein die Sache verhielt sich anders, als man erwartet hatte. Maximilian Joseph und Carl Theodor hatten nämlich, wie bereits erwähnt worden ist, längst einen gegenseitigen Schenkungs- und Erbvertrag geschlossen; denn es war im Wittelsbachischen Hause hergebracht, daß die beiden Stämme der Pfalz und Bayerns Erbverträge schlossen, durch welche die Länder des erlöschenden Stammes dem übrig bleibenden als Erbgut zufielen. Die letzten Häupter beider Stämme hatten sich demzufolge gegenseitig von ihnen unterzeichnete Patente zur Besitzergreifung von allen erledigten Landen anvertraut. Kurfürst Maximilian Joseph übergab dasjenige, welches er vom Kurfürsten Carl Theodor, dem Haupte des pfälzischen Stammes erhalten hatte, einige Stunden vor seinem Tode seinen Ministern mit dem Befehl, dasselbe sofort nach seinem Ableben zu publiziren. Dieser

Befehl wurde noch am Sterbetage vollzogen. Carl Theodor nahm durch dieses Patent, ohne es in dem Augenblick zu wissen, von sämmtlichen bayerischen Landen als nächster Erbe des Verstorbenen nach den Hausverträgen (welche nur eine bedingte Gültigkeit haben) feierlichst Besitz. Zugleich erhielten alle Behörden des Landes Befehl, dem neuen Regenten überall huldigen zu lassen. Die übereilte Hast, mit welcher diese Maßregeln getroffen wurden, rührte von dem unberufenen Eifer der verwittweten Herzogin Clemens und zweier Staatsmänner her, welche ihrer Sache ergeben waren — den Geheimeräthen Obermayr und von Lory. [1])

Carl Theodor war zwar nach München gekommen, allein man bemerkte sogleich seine Unzufriedenheit und Mißlaune. Als ihm sein Geschäftsträger am Münchener Hofe, der Reichsfreiherr Hammerer von Hammerstein mit glückwünschender Nachricht entgegen kam: es seyen sämmtliche Lande Namens seiner in Besitz genommen worden, verfinsterte sich plötzlich des Kurfürsten Gesicht, und er rief unwillig aus: „Voreiligkeit, die mir und dem

---

[1]) Maria Anna Herzogin Clemens war die Wittwe des von einer Nebenlinie abstammenden, im Jahre 1770 gestorbenen Herzogs Clemens Franz de Paula von Bayern. Sie war eine geborne Prinzessin von Pfalz-Sulzbach und Schwester der Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodors, geboren 1722 und starb 1785. Begabt mit einem ausgezeichneten Verstand und Charakterstärke, widmete sich mit Eifer den politischen Angelegenheiten, und spielte zu ihrer Zeit — eben nicht zur Zufriedenheit aller streitenden Parteien — eine bedeutende Rolle in der bayrischen Erbfolgeangelegenheit.

Bayerlande mehr schaden als nützen kann.“ So erwies sich, daß man nicht in seinem Sinne gehandelt hatte.

Indessen ließ der Wiener Hof schnell 16 Bataillone, 20 Eskadrons und 80 Kanonen in Niederbayern und die Oberpfalz einrücken, und schickte gleichzeitig eine Erklärung nach München, daß der abgeschlossene Vergleich zwischen beiden Höfen bestätigt und vollzogen seyn müsse, oder eine Macht von 60,000 Oesterreichern werde ganz Bayern und die Oberpfalz besetzen. Zu diesen energischen Maßregeln hatte man um so mehr Grund, da in der oberen Pfalz eine kurfürstliche Rechtsverwahrung gegen das Einrücken fremder Kriegsvölker erschienen war. [1])

Carl Theodor, ohne dessen Vorwissen sowohl die Rechtsverwahrung [2]) als jene Besitznahme geschehen war, rechtfertigte sich bald beim Wiener Hof auf das Vollständigste, indem er nicht nur seine Unzufriedenheit über die Maßregeln seiner übereifrigen Behörden zu erkennen gab, sondern auch den Wiener Vergleich am 15. Januar 1778 unterzeichnete. Durch denselben wurden von ihm Oesterreichs Rechte auf die Bezirke Niederbayerns, die einst Herzog Johann von Straubing besessen, anerkannt und für sich und seine Erben zu Gunsten Oesterreichs entsagt. Nicht minder räumte er des Erzhauses Anwartschaft und unbestrittenes Recht auf Mindelheim in Schwaben und andere reichslehenbare Güter, auch den rechtsbeständigen Rückfall

[1]) Vom 8. Januar 1778.

[2]) Sie ging zu Amberg, als Verfügung der dortigen höchsten Behörden aus. (Zschokke.)

der böhmischen Lehen in der Oberpfalz ein, mit Hoffnung, die letzteren aus neuer Gnade wieder zu erhalten. Beide Theile behielten sich übrigens vor, um allfällige Austauschung der niederbayerischen Bezirke gegen anderes Gebiet des Kurhauses weitere Uebereinkunft zu treffen. Der Wiener Hof fand sich durch die Rechtlichkeit des Kurfürsten in einem Augenblick, wo er mehr als einen Grund gehabt hätte, seinem Worte ungetreu zu werden, so sehr zufrieden gestellt, daß er ihm durch den Fürsten von Lobkowitz den Orden des goldenen Vließes zustellen ließ.

Nachdem dieß geschehen war, erließ Joseph II. eine Kundmachung, durch welche er die Landgrafschaft Leuchtenberg, die Grafschaften Wolfstein, Haag, Halß, Schabeck, die Herrschaften Hohen-Waldek, Hohen-Schwangau als Reichslehen, dann die reichslehenbaren Güter und Gerechtsame in der Herrschaft Wiesensteig, das Landgericht Hirschberg, die Freudenbergischen Reichslehen in der Oberpfalz, die Degenbergischen Reichslehen im Gerichte Degenberg, die Scharfensteinischen Reichslehen, die reichslehenbaren Blutbanne Roteneck, Dyssenhaus, Matsies, in der Stadt und Pflege Schwäbisch-Wörth, sammt einigen kleinen Gütern daselbst, auch zu Illerdissen und Werdingen, als sein Reichseigenthum reklamirte. Er berief sich hierbei auf seine ihm durch die Wahlkapitulation zustehenden Kaiserrechte. Der Graf von Hartig wurde durch dasselbe Edikt beauftragt, sich von den Unterthanen der erwähnten einzuziehenden Reichslehen huldigen zu lassen, doch ward ausdrücklich beigefügt, daß der Kaiser bereit sey, allen Jenen, welche gegründete Ansprüche auf besagte lehenbaren

Güter haben dürften, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. [1])

Maria Theresia erließ dagegen ein Edikt, worin sie erklärte, daß bei dem Ableben des Kurfürsten Maximilian Joseph der kurbayerische wilhelminische Mannsstamm erloschen sey, und daß vermöge der von dem Kaiser Sigmund Anno 1426 dem Herzoge Albrecht von Oesterreich ertheilten wirklichen Belehnung alle diejenigen Landesdistrikte in Nieder- und Oberbayern, auch oberen Pfalz, welche die damalige, mit dem Herzoge Johann von Bayern erloschene Straubingische Linie besessen habe, dem kaiserlichen Erzhause wirklich anheim gefallen seyen; demgemäß nehme sie durch den Kommissär Freiherrn von Kresel von diesen Gütern und Ländern Besitz. [2])

Durch ein zweites Edikt nahm sie von denjenigen Bezirken, welche das bayerische Kurhaus von ihrer Krone zur Lehen getragen hatte, Besitz. Ein drittes Edikt reklamirte die Herrschaft Mindelheim mit allen ihren Appertinenzien, Ein- und Zugehörungen gemäß der von Kaiser Matthias 1614 erworbenen Anwartschaft auf diese Herrschaft, und beauftragte den Freiherrn von Ried zur Besitzergreifung.

Die Rechte des kaiserlichen Hofes zu dieser Besitznahme waren um so entschiedener, da sie mit Einwilligung des einzigen Mitbewerbers Carl Theodor geschehen war, und man nach gemeinem Recht demselben nicht die Rechtsfähigkeit absprechen konnte, über das zu verfügen, was ihm der

---

[1]) 16. Januar 1778.

[2]) 15. Januar 1778. Beide Staatsakten vergl. in dem Archive der Urkunden, Staatsakten und Beweisstücke.

letzte Besitzer als Eigenthum zuerkannte. Es zeigte sich jedoch in diesem Handel, wie fast in allen Streitigkeiten bei Erbfällen, daß die offenbaren Rechte der einen Partei mit den gleich offenbaren einer anderen in Collission geriethen, weil einige Urkunden fehlten, andere als ungültig verworfen wurden, weil sie angeblich ohne Beistimmung einer zum Einspruch berechtigten Partei verfaßt, oder unklar, zweideutig, verdächtig, durch die Zeit und neue Gestaltung der Verhältnisse unanwendbar geworden waren, oder endlich einander widersprachen, was wohl am häufigsten geschah. Natürlich machte Jeder, der nur den geringsten Anschein von Recht für sich hatte, dasselbe ungescheut geltend; denn jedes erledigte Besitzthum ist eine willkommene Beute, wovon alle Parteien einen Theil zu gewinnen streben. So trat sogleich gegen die gerechten Ansprüche des Kaiserhauses der eben so gerechte Widerspruch auf, daß die bayerischen Länder niemals getrennt werden können, was geschichtlich nachgewiesen wurde, auch erklärte man mit eben so großem Recht Carl Theodors Einwilligung in die Theilung von Bayern aus doppeltem Grunde für ungültig, erstens, weil sie das obige Gesetz nicht aufheben konnte, zweitens, weil Carl II., Herzog von Zweibrücken, seine Beistimmung noch nicht gegeben hatte. Der Kurfürst von Sachsen — dem die damals verwittwete Kurfürstin von Bayern, Maria Antonia, als nächste und folglich nach den Lehenrechten als alleinige Nachfolgerin in den gesammten bayerischen Weiberlehen, Erbe und Eigenthum bereits im Jahre 1766 ihre sämmtlichen Rechte abgetreten hatte — blieb mit seinen

gütlich beizulegen. Schon zur Zeit, als zwischen Pfalz und Bayern der gegenseitige Schenkungsvertrag über beide Länder berathen worden, hatte Karl Theodor seinem Vetter Maximilian Joseph vorgeschlagen, den Wiener Hof von dieser Uebereinkunft in Kenntniß zu setzen. Da jedoch Maximilian auf diesen Vorschlag nicht einging, beschloß er, mit Beistimmung seines ersten Staatsdieners, Anton von Beckers, Schritte zu machen, die Gesinnungen des Hofes allein zu erforschen. Seinem Gesandten, Freiherrn von Ritter, wurden nun in Wien die Gründe der Ansprüche des österreichischen Hofes dargelegt, worunter besonders das wichtige Dokument, wodurch Kaiser Sigmund 1426 seinen Eidam, Albrecht von Oesterreich, mit dem bayerischen Niederland belehnte, als entscheidend galt. Es ward dem Gesandten Karl Theodors in der Urschrift vorgelegt. Wenn schon nachmals die Spitzfindigkeit der ungebetenen Freunde Theodors mancherlei gegen diesen Belehnungsbrief einzuwenden hatten, so war man doch damals,

Weiter sprach Oesterreich die schwäbische Reichsherrschaft Mindelheim an, worüber Kaiser Matthias (1614) dem Erzhause die Anwartschaft gab. Diese Anwartschaft kam auch schon, als der Kurfürst von Bayern (1706) in die Acht fiel, in Wirklichkeit, indem der Kaiser als Erzherzog von Oesterreich diese Herrschaft sogleich in Besitz nahm und dann als ein österreichisches Reichsafterlehen dem Helden von Blindheim, Marlborough übergab, und sie zugleich in ein Fürstenthum erhob. Durch den Rastadter-Bodner Frieden (1714) kam zwar Bayern wieder zu ihrem Besitz, jedoch (wie das Friedens-Instrument lautet) nur in der Gestalt und mit jenen Rechten, wie es dieselbe vorhin besaß, mithin ohne Abbruch der österreichischen Anwartschaft. (Vergl. österreichischer Plutarch von Jos. Freiherr von Hormayr. IX. Bdchn. S. 87 — 90.)

wo man ohne fremde Einmischung, ohne Furcht und Rücksichten den Erbfolgestreit blos zwischen beiden Parteien verhandelte, beiderseits von der Gültigkeit dieser Urkunde vollkommen überzeugt. Carl Theodors eigene Räthe erkannten sie als vollkommen entscheidend an und bewogen ihren Herrn, dieser Anerkennung gemäß als rechtlicher und friedlicher Mann zu handeln, der durch seine kleine Sache nicht ganz Europa in Bewegung, sich selbst aber in die äußerste Gefahr bringen wolle. Es wurde daher der Freiherr von Ritter bevollmächtigt (1777), eine Uebereinkunft zu treffen. Gern fügte man sich hier in die Wünsche des Kurfürsten, statt Niederbayerns tauschweise einst das Fürstenthum der oberen Pfalz anzunehmen. Das Verabredete war geschrieben, [1]) nichts mangelte zur Vollendung des Vergleiches, als Unterschrift und Auswechslung desselben, so wie die Zustimmung der nächsten Verwandten vom Geschlechte Wittelsbach, ohne welche laut Hausverträgen keine Veräußerung des Stammgutes rechtskräftig war. [2])

Da starb Kurfürst Maximilian den 30. Dez. 1777 an den Blattern und der ungeschickten Behandlung seines Arztes. Unvermuthet für Oesterreich wurde Karl Theodor als dessen Erbe und Nachfolger in sämmtlichen Landen ausgerufen. Graf von Hartig, österreichischer Gesandter am württembergischen Hofe, sandte sogleich durch einen

[1]) Der Vertrag ward zu Wien abgeschlossen am 3. Januar 1778; vom Fürsten Kaunitz und dem Freiherrn von Ritter unterschrieben.

[2]) Zschokke's sämmtliche Werke. 36r Theil. Der bayerischen Geschichte 6tes Buch. S. 24.

Eilboten die Proklamation Karl Theodors, welche schon seit vier Jahren fertig war, nach Wien und erbat sich Verhaltungsbefehle. Mit nicht geringem Erstaunen empfing der Wiener Hof diese wichtige Depesche, welche meldete, daß der Kurfürst nicht nur vom Unterland Besitz genommen, auf welches er Oesterreichs Recht schon völlig anerkannt hatte, sondern auch von der Oberpfalz, die er als Ersatz dafür angeboten hatte. Der Kaiser und Fürst Kaunitz konnten nicht umhin, bei diesem, seinem Versprechen ganz zuwider laufenden Betragen des Kurfürsten zu argwöhnen, daß man sich ein vermessenes Listspiel mit ihnen erlaubt habe, dessen offenbaren Folgen man nichts mehr entgegensetzen könne, als die größte Strenge und den unverhohlensten Ernst der schleunigst zu ergreifenden Maßregeln.

Allein die Sache verhielt sich anders, als man erwartet hatte. Maximilian Joseph und Carl Theodor hatten nämlich, wie bereits erwähnt worden ist, längst einen gegenseitigen Schenkungs- und Erbvertrag geschlossen; denn es war im Wittelsbachischen Hause hergebracht, daß die beiden Stämme der Pfalz und Bayerns Erbverträge schlossen, durch welche die Länder des erlöschenden Stammes dem übrig bleibenden als Erbgut zufielen. Die letzten Häupter beider Stämme hatten sich demzufolge gegenseitig von ihnen unterzeichnete Patente zur Besitzergreifung von allen erledigten Landen anvertraut. Kurfürst Maximilian Joseph übergab dasjenige, welches er vom Kurfürsten Carl Theodor, dem Haupte des pfälzischen Stammes erhalten hatte, einige Stunden vor seinem Tode seinen Ministern mit dem Befehl, dasselbe sofort nach seinem Ableben zu publiziren. Dieser

Befehl wurde noch am Sterbetage vollzogen. Carl Theodor nahm durch dieses Patent, ohne es in dem Augenblick zu wissen, von sämmtlichen bayerischen Landen als nächster Erbe des Verstorbenen nach den Hausverträgen (welche nur eine bedingte Gültigkeit haben) feierlichst Besitz. Zugleich erhielten alle Behörden des Landes Befehl, dem neuen Regenten überall huldigen zu lassen. Die übereilte Hast, mit welcher diese Maßregeln getroffen wurden, rührte von dem unberufenen Eifer der verwittweten Herzogin Clemens und zweier Staatsmänner her, welche ihrer Sache ergeben waren — den Geheimeräthen Obermayr und von Lory. [1])

Carl Theodor war zwar nach München gekommen, allein man bemerkte sogleich seine Unzufriedenheit und Mißlaune. Als ihm sein Geschäftsträger am Münchener Hofe, der Reichsfreiherr Hammerer von Hammerstein mit glückwünschender Nachricht entgegen kam: es seyen sämmtliche Lande Namens seiner in Besitz genommen worden, verfinsterte sich plötzlich des Kurfürsten Gesicht, und er rief unwillig aus: „Voreiligkeit, die mir und dem

[1]) Maria Anna Herzogin Clemens war die Wittwe des von einer Nebenlinie abstammenden, im Jahre 1770 gestorbenen Herzogs Clemens Franz de Paula von Bayern. Sie war eine geborne Prinzessin von Pfalz-Sulzbach und Schwester der Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodors, geboren 1722 und starb 1785. Begabt mit einem ausgezeichneten Verstand und Charakterstärke, widmete sich mit Eifer den politischen Angelegenheiten, und spielte zu ihrer Zeit — eben nicht zur Zufriedenheit aller streitenden Parteien — eine bedeutende Rolle in der bayrischen Erbfolgeangelegenheit.

Vaterland der Bayern, an das sich jener Patriotismus knüpfte, reichte zwar nur vom Inn bis an den Lech und an die Donau, und nicht viel weiter hinaus, aber der Patriotismus war nichts desto weniger vorhanden. Man konnte zwar nicht von Provinzen sprechen, aber die bayerischen Deklamatoren redeten von dem schöneren Theil der Donau und des Innstroms, von den bayerischen Kornfeldern, Dunkelböden und Salzwerken mit nicht geringerer Begeisterung, als die englischen Parlamentsredner von den beiden Indien, den Kolonien in Nord- und Süd-Amerika.

Es traten daher aus Niederbayern die Landstände vor den Kurfürsten und machten ihm Vorstellungen hinsichtlich der Zertrümmerung des alten mächtigen Herzogthums. Sie zeigten ihm Briefe der alten Kaiser, welche jede Zersplitterung desselben schwer verpönt hatten; allein sie fanden bei Carl Theodor kein geneigtes Gehör und wurden an den Wiener Hof verwiesen. Carl Theodor wollte nämlich von seinem Worte nicht abgehen, wie sehr man ihn auch dazu aufmunterte durch Lockung und Vorspiegelung jeder Art. Vergebens war selbst die Beredtsamkeit seiner Schwägerin, der erwähnten Herzogin Clemens, welche ihn zu überzeugen suchte, daß die Uebereinkunft mit dem Wiener Hofe den Hausverträgen, den Stiftungen des westphälischen Friedens, der goldenen Bulle, den Lehenrechten, Landesfreiheiten rc. widerstrebe; Carl Theodor blieb unerschütterlich.

Da diese rastlose Frau durch offene Rathschläge ihren Zweck verfehlte, so änderte sie ihr Betragen und zog sich öffentlich zurück. Insgeheim aber entspann sie die fruchtbarsten Intriguen und benützte das Vertrauen Carl

Theodors, der sie vor Allen von dem wahren Zusammenhang der Dinge unterrichtet hatte, dazu, alle Mächte herauf zu beschwören, die ihr in der Sache ihres Hauses behülflich seyn konnten. Sie ward eifrig unterstützt durch den Rath einiger „Patrioten,“ welche gleich ihr es liebten, im Dunkeln zu arbeiten für die Gerechtsame des bayerischen Hauses. Obermayr und Lory standen an der Spitze der Intrigue.

Zuerst wurden von dieser Ligue vertraute Boten an den Herzog von Zweibrücken, den muthmaßlichen künftigen Erben Bayerns, gesandt, welche ihn warnen mußten, dem Vergleiche Karl Theodors beizutreten. Hierauf wurde sein Bevollmächtigter am Wiener Hofe, Freiherr Christian von Hohenfels, gewonnen, daß er keine Mühe spare, seinen Herrn vor dem gefürchteten Schritt zurückzuhalten. Um aber allen diesen Unternehmungen Kraft und Erfolg zu geben, suchte sie Macht zu den Rechtsausflüchten zu gesellen und wandte sich deßhalb an den König von Preußen.

Friedrich II., der keine Gelegenheit übersah, Oesterreichs Macht Abbruch zu thun, oder doch derselben Vergrößerung zu hindern, empfing den Boten der Herzogin, einen vertrauten Geistlichen, mit der größten Freude. Dieser wachsame Monarch hatte sogleich beim Ableben Maximilian Josephs seine Maßregeln ergriffen, um Oesterreich, im Fall es sich zu vergrößern dächte, entgegenzutreten. Es fehlte ihm jedoch an zuverlässigen Nachrichten, sowohl über Oesterreichs Plane als auch über die Gesinnungen der auswärtigen Höfe, welche zu kennen für ihn sehr wichtig war, da er nicht den geringsten Schein eines Rechts zum Einspruch in

die bayerische Erbfolgeangelegenheit für sich hatte und nicht mit gewohnter Rücksichtslosigkeit und Unbekümmertheit über den Ruf seiner Thaten auftreten konnte, ohne fremden Beifalls gewiß zu seyn. Um daher, ohne Aufsehen zu erregen, sich die nöthige Gewißheit zu verschaffen und dabei keine Gefahr zu laufen, im Fall sich die Sachen wider Vermuthen gestalteten, sendete er den Grafen von Görtz, der weder sein Unterthan war noch in preußischen Diensten stand und sich daher am besten zum Kundschafter eignete, nach München, um durch ihn die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. [1]) Indessen verfuhr er dabei mit der größten Vorsicht und übergab dem Grafen zur eigenen Sicherstellung nichts als Notaten, die zwar von des Königs Hand geschrieben, aber weder mit Datum noch Unterschrift und Ueberschrift versehen waren. Der Graf trat, unter dem Vorwande einer Reise nach Wetzlar zur Schlichtung eines Familienprozesses, seine Reise an. Allein schon zu Würzburg erkannte er das Gefährliche und Zweideutige der Rolle eines Spions und machte daher dem Könige den Vorschlag, ihn mit einem Kreditive zu versehen, damit er dadurch unter den Schutz des Völkerrechts gestellt werde und mit den Kurfürsten und

[1]) S. Mémoires historiques de la négociation en 1778 pour la succession de Bavière, confiée par le Roi de Prusse, Fréderic le Grand, au Comte Eustache de Görtz. Francfort sur le Main, chez Esslinger. 1812. Wer übrigens von dem bayerischen Erbfolgestreit und den diplomatischen Verhandlungen dabei sich auf's Umständlichste unterrichten will, mag das Verzeichniß und die Beurtheilung von 288! Schriften über diesen Gegenstand, der damals die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog, nachsehen in der allgemeinen teutschen Bibliothek Band 36, 37, 39, 45.

Ministern persönliche Rücksprache nehmen könne. Ehe jedoch das erbetene Kreditiv eintreffen konnte, wurde schon die Uebereinkunft zwischen Oesterreich und Carl Theodor vom 3. Jänner bekannt gemacht und durch den österreichischen Gesandten am Reichstage die Erklärung abgegeben, die bayerische Erbfolgeangelegenheit sey zwischen den betheiligten Höfen freundschaftlich berichtigt. Dadurch war die Lage der Sache ganz verändert: von dem Kurfürsten war nun nichts mehr zu erwarten, und es blieb selbst des Grafen Versuch, auf denselben durch einen Dritten einzuwirken, vergeblich. Es blieb nur ein Mittel übrig, die Ausübung des Vertrags zwischen Oesterreich und Carl Theodor auf rechtliche Weise zu hintertreiben, nämlich des Herzogs von Zweibrücken Weigerung, diese ohne sein Mitwissen geschlossene Uebereinkunft zu billigen. Der Graf von Görtz setzte sich daher zuerst durch den Geheimen Rath Hohenfels, dann aber persönlich mit dem Herzog ins Einvernehmen. Es wurde nun eine geheime Zusammenkunft mit den Ausgesendeten Friedrichs angeordnet. Der Zahlmeister der Herzogin Anna, Namens André, führte den Grafen an einem dunklen Abend (6. Hornung) in das Schloß seiner Gebieterin ein, welche ihn mit ihrem größten Vertrauen beehrte. Hier, in einem abgelegenen Zimmer, trat der Herzog von Zweibrücken, begleitet von seinen Staatsdienern Hohenfels und Esenbeck, zu ihm und verabredeten den Gang der Dinge.[1]) Die Rolle, welche Görtz hier spielen mußte, war eben so gefährlich als entwürdigend. Einerseits war

---

[1]) Preuß, Geschichte Friedrichs des Großen.

vorauszusehen, daß der König von Preußen, im Falle des Mißlingens der Intrigue, seinen Ausspäher ohne Bedenken der Unbeflecktheit seines Namens opfern würde, andererseits war Alles bei der Sache zu gewinnen, nur keine Ehre, denn, „wenn der Anwärter, der Herzog von Zweibrücken, mit eingewilligt hätte, wer hätte dann die Vollgültigkeit des mit Oesterreich geschlossenen Abkommens anfechten können? Niemand! Dieß haben die brandenburgischen Wortführer selbst gestanden. Ich wiederhole meine Frage: Wenn der Herzog von Zweibrücken in den errichteten Vertrag mit eingewilligt hat, kam es Jemand zu, sich in diese Angelegenheit zu mengen? Durchaus nicht. So ist also die Frage, wer der Angreifer noch vor dem Einbruche in Böhmen gewesen, abermals entschieden; der ist es ungezweifelt, der ohne einigen Zusammenhang, ohne Recht sich in diese Angelegenheit, die den ruhigsten Schritt vor sich ging, einmengte, eindrang; der diesen ruhigen Gang zu unterbrechen, der der einfachen Sache eine verwirrte Gestalt zu geben nichts unversucht ließ, der einen schon zu Stande gekommenen Vertrag zu vereiteln, einen eigenen — man lasse mir das Wort Emissär hingehen, weil jedes andere für die Absendung Görtzens zu gelinde ist — der also seinen eigenen Emissär von Berlin aussendet, um einen Prinzen durch Vorspiegelung eingebildeter Gefahren über das, was er dem Ruhme seines Hauses und seinem eigenen, dem Reiche und sich selbst schuldig ist, zu betäuben.“ [1])

---

[1]) Vergleiche diese Stelle in den historischen und politischen Denkwürdigkeiten des königlich preußischen Staatsministers Johann

Es ist unter solchen Umständen zu verwundern, daß der König von Preußen einen Mann, wie Görtz, finden konnte, der ohne irgend ein Interesse als das, der Hoffnung auf glänzende Belohnung, im Fall eines glücklichen Erfolgs, die in Friedrichs Haupt entsprungene Intrigue unter den drohendsten Auspizien durchzuführen bereit war. Für das Gelingen des Unternehmens waren zudem wenig Hoffnungen vorhanden. Kursachsen, Mecklenburg, Salzburg, Hochstift Augsburg behaupteten gerechte Ansprüche an die bayerische Verlassenschaft zu haben; von ihnen konnte man daher keineswegs erwarten, daß sie Bayerns Integrität zu erhalten sich bestreben würden. Preußen, wenn gleich eifersüchtig auf jede Vergrößerung Oesterreichs, hatte doch erst angefangen, sich von dem Aufwande an Geld und Menschen im Kriege zu erholen, und es konnte sich daher, um einer fremden Sache willen, nach der Politik seines Monarchen, nicht neuen Opfern aussetzen, wenn es nicht im Voraus versichert war, größere Vortheile dafür seiner Zeit einzutauschen. Rußland mochte wohl gleich gestimmt seyn, doch war es durch die türkischen Händel sehr in Anspruch genommen. Frankreich und England blieben jedenfalls bei dem Streite gleichgültig, weil sie wichtigere Interessen beschäftigten. Allein die Sachen gestalteten sich bald günstiger für Friedrich; in Bayern fanden seine Gesinnungen große Sympathie und seine Projekte listige Freunde an Obermayr, Lory, den Freiherrn

---

Eustach Grafen von Görtz, aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen. Stuttgart, Cotta. 1827. 1r Thl. S. 40.

von Leyden, kurbayerischen Gesandten am Reichstage, und selbst dem Kanzler von Kreitmayr, in so weit sich dieß mit seiner natürlichen Schüchternheit vertrug. Der Herzog von Zweibrücken wurde ebenfalls für die Pläne Friedrichs gewonnen, verwahrte sich gegen die Stipulation der Uebereinkunft vom 3. Jänner öffentlich und feierlich und erließ an den König von Preußen ein Bittschreiben um Beistand mit Rath und That, was ihm schon früher angeboten wurde.

Jetzt war der Zeitpunkt eingetreten, in welchem Friedrich die, bei seinen Grundsätzen fast komische Rolle des Beschützers des teutschen Reichsstandes und jene eines sorgsamen Wächters für Aufrechthaltung der teutschen Reichsverfassung und die besonderen Rechte der Reichsglieder übernehmen konnte. Der Graf von Görtz wurde nun beauftragt, den Herzog von Zweibrücken durch Versprechungen und Drohungen in seinen Gesinnungen zu bestärken, ihn der Zukunft halber zu beruhigen, dem Anbringen seines nächsten Agnaten und den „Lockungen und Drohungen“ des Wiener Hofes gleich unzugänglich zu erhalten, seine Räthe und Umgebungen zu beobachten und jedem den Absichten Preußens hinderlichen Einflusse zu begegnen. Zugleich wurde er angewiesen, auf Frankreich seine besondere Aufmerksamkeit zu richten und nichts ohne dessen Einverständniß zu thun.

Frankreichs Stellung war in dieser Sache sehr kritisch. Der Ausbruch eines Kriegs zwischen Preußen und Oesterreich konnte es in große Gefahren bringen. Es sah zwar

mit Mißvergnügen die Absichten Josephs II. und fürchtete, nach der Aeußerung des Ministers Vergennes, daß Oesterreich sich in Bayern eine Vormauer errichten würde, um hierüber nach Elsaß und Lothringen einzudringen; allein es war zu besorgen, daß Oesterreich den französischen Hof zu der im Versailler Vertrag vom Jahr 1756 zugesicherten Hülfe, im Falle eines Krieges auffordern würde. Der Graf von Görtz wendete sich daher an den Hof von Versailles und erfuhr auf diesem Wege das System des dortigen Kabinets, welches darin bestand: „Alles zu vermeiden, was Frankreich in einen Continental-Krieg verwickeln und seine Aufmerksamkeit von dem Hauptgegenstand, nämlich dem Krieg mit England, ableiten könnte; Oesterreich die Vergrößerungen nicht zu entziehen, die es sich durch Uebereinkunft mit den Kurfürsten verschafft hatte; eine Sprache zu führen, welche einer aufrichtigen, aber festen und aufgeklärten Freundschaft angemessen scheine und dadurch die Beschuldigung zu vermeiden, entweder selbst ehrgeizige Absichten zu haben, oder ein bloses Werkzeug fremden Ehrgeizes zu seyn; das Vertrauen des Königs von Preußen zu benützen und auf alle mögliche Art zu verhüten, daß sich keine Vereinigung der protestantischen Partei bilde, welcher England bald einen gefährlichen Beistand geben würde.“

Diesem System gemäß war das Antwortsschreiben des Königs an den Herzog abgefaßt. Zur nämlichen Zeit ungefähr gab jedoch das Kabinet von Versailles dem Herzog den Wunsch zu erkennen, daß er sich an den Wiener Hof unmittelbar wende, demselben mit Offenheit und Wahrheit eröffne, es seyen ihm die Ansprüche, welche

der Uebereinkunft zu Grunde liegen, nicht mitgetheilt worden und er daher außer Stand gewesen, derselben beizutreten; er bäte um deren Bekanntmachung und sey bereit, jeden Beweis seiner guten Gesinnungen gegen den kaiserlichen Hof zu geben, welcher sich mit dem Recht und der Ehre seines Hauses vertrage. Dem gemäß erließ der Herzog an den kaiserlichen Hof ein Schreiben, welches er an den Grafen von Löhrbach überliefern ließ; allein da dieser Schritt des Herzogs, unter obwaltenden Verhältnissen, als ein Beweis von Doppelzüngigkeit betrachtet werden konnte, so erklärte Löhrbach, der Würde seines Hofes gemäß, daß er das Schreiben nicht annehmen könne, ehe der Herzog der Uebereinkunft beigetreten sey, und so lange der Graf von Görtz sich als preußischer Emissär, zum gerechten Verdacht des Wiener Hofes, in Zweibrücken aufhalte. Der Herzog wendete sich neuerdings an den Versailler Hof und suchte von demselben die förmliche Garantie der in den Jahren 1766, 1771 und 1774 erneuerten pfalz-bayerischen Erbvereine und verlangte dasselbe vom Könige von Preußen in schriftlicher Form. Der französische Hof antwortete dagegen, daß er an dieser Sache keinen unmittelbaren Antheil zu nehmen denke, aber dem Herzoge rathe, standhaft zu bleiben und seine Rechte nicht aufzuopfern. Eben so wendete sich der Herzog an den König von Schweden und auf besonderes Anrathen Friedrichs II. an Rußland, um die Garantie seiner Rechte zu erbitten. Nachdem der Graf von Görtz den Herzog auf diese Weise zu allen den Schritten vermocht hatte, welche Friedrich II. wünschte, gewährte dieser endlich die nachgesuchte Garantie und ward unterm

25. März eine Akte ausgefertigt, durch welche der König die Verpflichtung übernahm, in den obwaltenden Umständen den Herzog nicht zu verlassen, sein Interesse zu befördern und hauptsächlich die bayerische Verlassenschaft in den Stand herzustellen, welcher dem westphälischen Frieden und den Rechten des pfälzischen Hauses angemessen sey. Dankbar versprach dagegen der Herzog, niemals die Zerstückelung Bayerns zuzugeben, auf der dagegen eingelegten Verwahrung zu bestehen und vor allen Dingen, durchaus in Uebereinstimmung mit Preußen handelnd, bis zur glücklichen Beendigung dieser Sache, ohne dessen Einwilligung nichts zu beschließen noch zu unterhandeln. Dem Grafen von Görtz aber wurde nach seiner Zurückberufung nach Berlin, zur Belohnung für die dem preußischen Hofe geleisteten Dienste, die Stelle eines Grand maître de la Garderobe und Staatsministers in Gnaden zuerkannt.

Sechzehntes Kapitel.

1778.

Der bayerische Erbfolgestreit. (Fortsetzung.)

1) Briefwechsel zwischen Joseph II. und Friedrich II.

Nachdem Friedrich also Alles zur Ausführung seines Planes auf geheimem Wege der Ausspähung und Intrigue vorbereitet hatte, schritt er zu offenkundigen Handlungen als „teutscher Mann,“ und erwies gegen die streitenden Parteien die größte Offenherzigkeit, welche noch heut zu

Tage von den preußischen Geschichtschreibern nicht genug gerühmt werden kann. Um die Biederkeit seines Charakters und die großmüthigste Uneigennützigkeit in das glänzendste Licht zu stellen, bequemte sich der karge Preußenkönig auf Anrathen des listigen Görtz, wiewohl mit unsäglichem Schmerz und nach langem Erwägen des köstlichen Opfers, den Herzogthümern Jülich und Berg, zu Gunsten des Herzogs von Zweibrücken, zu entsagen. [1]) Somit war in Teutschland jeder Zweifel an der Reinheit der Absichten des preußischen Hofes völlig niedergeschlagen,

---

[1]) Das Verhältniß dieser Sache war folgendes: Das Fürstenhaus, welches die nach und nach vereinten Lande Jülich, Berg, Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein besaß, erlosch 1609 im Mannsstamm. Unter mehreren Prätendenten waren die Häuser Brandenburg und Pfalz-Neuburg die wichtigsten. Jedes derselben suchte, mit Hülfe fremder Mächte, sich in Besitz zu setzen. Endlich verglichen sie sich dahin, daß Pfalz-Neuburg die Lande Jülich, Berg und Ravenstein, Brandenburg aber Cleve, Mark und Ravensberg erhalten, und die Ansprüche eines jeden Hauses an die dem andern überlassenen Lande so lange ruhen sollten, als dieses im Mannsstamme vorhanden seyn werde. Der Mannsstamm des Hauses Pfalz-Neuburg erlosch mit Kurfürst Carl Philipp, im Jahre 1742. Noch vor dem Absterben aber hatte Friedrich II. seinen Rechten an Jülich, Berg und Ravenstein zum Besten der Enkelin Karl Philipps und ihres Gemahls, des Sulzbachischen Pfalzgrafen, nachherigen Kurfürsten Carl Theodors und ihrer Nachkommen entsagt. Da es nun im Jahr 1778 höchst wahrscheinlich war, daß Carl Theodor keine ehelichen Erben hinterlassen werde, so konnten bei seinem Tode die Rechte des Hauses Brandenburg wieder aufleben. Diesen Rechten zu entsagen und die Jülich-Bergischen Lande dem Herzoge von Zweibrücken und seinen Erben zu überlassen, war der Rath, den Graf Görtz dem Könige gab.

und Friedrich konnte nun mit Entschiedenheit auftreten, um sich gegen Oesterreichs Ansprüche aufzulehnen.

Demnach erklärte der preußische Gesandte auf dem Reichstag zu Regensburg, der König habe durch ein schriftliches Promemoria dem Wiener Hofe seine Bedenklichkeiten zu Anfang des Februars eröffnen lassen, aber eine unbefriedigende Antwort erhalten. Er bäte daher sämmtliche Reichsstände, bei dem offenbar allgemeinen Interesse der Frage, sich mit ihm zu vereinigen, um dem Wiener Hofe gemeinschaftlich geeignete Vorstellungen zu machen, damit die bayerische Erbfolge in den vorigen Stand gesetzt würde. Kursachsen machte hier ebenfalls seine Ansprüche geltend. Hierauf erklärte (10. April) die kaiserliche Gesandtschaft Folgendes: „Der kaiserliche Hof habe mit Verwunderung ersehen, in welcher verwirrten Gestalt man die einfachste Sache von der Welt vorzustellen beflissen gewesen ist. Daß diese einseitige Vorstellung den geringsten erweislich entscheidenden Eindruck gemacht haben soll, ist eine Vermuthung, die sich Ihre Majestät unmöglich erlauben könne, ohne der erlauchten Einsicht und der Billigkeit Ihrer gesammten höchsten und hohen Reichsstände offenbar zu nahe zu treten.“

Es wurde noch viel hin- und hergeredet, ein lebhafter Schriftenwechsel zwischen den Höfen von Berlin und Wien unterhalten, ohne daß ein Resultat herbeigeführt wurde. Joseph und Friedrich begaben sich zu ihren, an den Gränzen von Böhmen, Mähren und Schlesien gesammelten Heeren, und bei der Hartnäckigkeit, mit der beide Theile auf ihrem Willen beharrten, schien jede andere Ausgleichung, als die

durch die Waffen, unmöglich. Es verschanzten sich 100,000 Oesterreicher, unter den Augen des Kaisers selbst, welchem Feldmarschall Lascy zur Seite stand, von Arnau bis Königgrätz. Loudon führte ein anderes Heer der Lausitz zu. Während dessen setzten Friedrich und Maria Theresia ihre Bemühungen fort, Frankreichs Beistand zu gewinnen, allein Frankreich erklärte durch seinen Gesandten, von Breteuil, am 10. März dem Fürsten von Kaunitz: „Die Umstände erlaubten Sr. Majestät nicht, eine andere Entschließung als jene der Neutralität, bei einem allenfallsigen Kriege in Teutschland, zu nehmen.“ [1]) Dadurch war die Hoffnung Oesterreichs, auf eine französische Hülfsarmee von 24,000 Mann, zertrümmert. Kaunitz und Maria Theresia waren darüber empört; letztere grollte öffentlich dem französischen Gesandten, doch fand es Joseph zweckdienlicher, durch ein wohlwollendes Betragen Frankreichs Freundschaft sich zu sichern. Eingedenk des in Neustadt und Neisse gegebenen gegenseitigen Versprechens, sich unmittelbar mit einander über künftige Differenzen zu verständigen, leitete Joseph einen freundschaftlichen Briefwechsel mit Friedrich II. ein, um wo möglich die erhobenen Mißhelligkeiten friedlich beizulegen. Die wohlwollende Vertraulichkeit und Mäßigung, welche Joseph in dieser Korrespondenz anfangs zu erkennen gab, spricht ihn hinlänglich frei von der Beschuldigung, als habe er um jeden Preis den Krieg herbeizuführen gesucht und die heiligen Interessen des

---

[1]) Flassan diplom. fr. T. 6. p. 178.

Friedens seinem ungestümen Ehrgeiz und Thatendurst aufgeopfert. [1])

Seinem ersten Schreiben (aus Ollmütz 13. Mai) fügte der Kaiser den Entwurf einer Uebereinkunft bei, deren Hauptbedingungen waren: daß Preußen die Uebereinkunft vom 3. Jänner, die Rechtmäßigkeit der in Folge derselben stattgefundenen österreichischen Besitzergreifung in Bayern und jene Austauschung anerkenne, welche Oesterreich über die heimgefallenen Distrikte, das ganze Land oder nur einige Theile desselben, eingehen könne, vorbehaltlich jedoch, daß die hierdurch zu erwerbenden Besitzungen nicht unmittelbar an die preußischen Staaten gränzen. Dagegen wolle Oesterreich im Voraus die Gültigkeit der Vereinigung der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth mit der Primogenitur der Kur Brandenburg und jeden Tausch anerkennen, welchen der König mit diesen Ländern treffen könnte, jedoch ebenfalls vorbehaltlich, daß die durch solchen zu erwerbenden Besitzungen nicht unmittelbar an die österreichischen Staaten gränzen. Friedrich fand jedoch diese Vorschläge nicht annehmbar. Er antwortete (14. April), es sey die Frage, ob ein ein Kaiser nach Belieben über die Lehen verfügen könne? Wäre das, so müßte man die Lehen als Timarioten (türkische Lehngutsbesitzungen) betrachten, welche nur auf Lebenszeit dauern und nach dem Tode des Besitzers dem Sultan anheimfielen. Dieß sey aber den Gesetzen und Gebräuchen im teutschen Reiche zuwider. Uebrigens

---

[1]) Die ganze Korrespondenz findet sich in dem Archive der Urkunden und Beweisstücke.

fragte er, ob sich denn kein Mittel fände, den Herzog von Zweibrücken durch ein Aequivalent zu befriedigen und den Kurfürsten von Sachsen für seine, auf 37 Millionen Gulden berechneten Allodial-Ansprüche, abzufinden? Auch Meklenburg wäre nicht zu vergessen, derlei Vorschlägen würde er mit Vergnügen beitreten, die Erbfolge in den fränkischen Fürstenthümern gehöre aber gar nicht daher, und die Rechte seines Hauses darauf seyen so gegründet, daß solche Niemand bestreiten könne. Der Kaiser erwiderte hierauf (16. April), daß sich der König über die bayerische Frage im Irrthum befinde. In alle dem, was in Bayern geschah, handelte nicht der Kaiser, sondern der Erzherzog von Oesterreich und Herr von Böhmen, der als Mit-Reichsstand seine Rechte geltend gemacht und sich durch eine freie Uebereinkunft mit seinem Nachbar, dem einzigen Erben der bayerischen Staaten, abgefunden habe. Er wies daher die Zumuthungen des Königs freundschaftlich zurück, gab aber seinen aufrichtigen Wunsch, den Frieden zu erhalten und zu verhindern, daß 400,000 brave Soldaten sich gegenseitig erwürgen, unumwunden zu erkennen. Hierauf antwortete der König von Preußen abermals mit Versicherung der Freundschaft und des besten Wunsches, das gute Einvernehmen mit dem Wiener Hofe zu erhalten. Er wolle nicht den Schiedsrichter in der bayerischen Sache spielen und interessire sich nur für diese Angelegenheit, weil sie alle Fürsten des Reichs angehe. „Was habe ich gethan," sagte er unter Anderem, „ich habe die Gesetze untersucht, die teutschen Verfassungen geprüft, den Artikel des westphälischen Friedens, hinsichtlich

Bayerns, mit den Begebenheiten von neulich verglichen und nichts als Widersprüche gefunden." Hierauf geht er zu Erörterungen über, welche die Sache um Nichts beförderten. Außer diesen wurden noch einige Briefe gewechselt zwischen Joseph und Friedrich, allein nichts dadurch erzielt, als daß der Wiener Hof mit Friedrich in offizielle Unterhandlung trat. Von dem Datum der letzten Zuschrift Josephs an Friedrich bis zur Absendung des Baron Thugut zur Einleitung einer Unterhandlung (12. Juli) erscheint in der Sammlung der Noten und Briefe in Friedrichs Werken eine Zeitlücke, welche nicht unwahrscheinlich von einer unfreundschaftlichen Korrespondenz der beiden Monarchen ausgefüllt worden ist. Ueberzeugt von der Nutzlosigkeit eines langwierigen Notenwechsels ward Joseph der Winkelzüge und langen Tiraden des Königs überdrüssig und wünschte, daß alle unnützen Weitläufigkeiten vermieden würden. Seine vortheilhafte Stellung gegenüber seinem Feinde wohl erkennend, sehnte er sich, nachdem der Anfang der Unterhandlung sogleich die meisten Hoffnungen auf gütliche Ausgleichung niedergeschlagen hatte, ungeduldig nach entscheidenden Schritten; denn er wußte wohl, daß mit einem Gegner, wie Friedrich, auf dem Wege diplomatischer Federkriege nichts zu gewinnen war. Friedrich dagegen kam durch diesen Schriftenwechsel in entschiedenen Vortheil und suchte denselben so lange als möglich fortzusetzen. Josephs gerechten Unwillen zu vermehren fehlte es in den Briefen Friedrichs nicht an beleidigenden Anspielungen, welche dem offenen Charakter des Kaisers äußerst zuwider waren. Den falschen Höflichkeiten des diplomatischen Brief-

styls setzte Joseph entrüstet den offenen Unwillen und Tadel entgegen. Schon Anfangs Juli zeigte es sich, daß die Unterhandlnngen, von welchen im nächsten Abschnitt ausführlicher Bericht erstattet wird, den zu erreichenden Zweck nicht förderten. Kaunitz war gezwungen zu erklären, daß er jede weitere Eröterung für überflüssig halte, indem der König noch über die Hauptpunkte sehr verschiedener Meinung sey, und Friedrich antwortete, er sehe die Unterhandlungen nun als abgebrochen an. Da schrieb Joseph an Friedrich:

„Sie wollen in dem Erbfolgestreit nach dem Tode des Kurfürsten von Bayern die Rolle eines Beschützers spielen. Sie nehmen den Charakter eines Garanten des westphälischen Friedens an, um Oesterreich zu kränken, und äußern nach verschiedenen Unterhandlungen hierüber den Machtspruch, Bayern wieder abzutreten.“

„Sie werden mir als Reichsoberhaupt einige Kenntniß unserer Reichsverfassung gütigst zugestehen, hoffe ich. Demgemäß kann jeder Reichsstand sich mit den Agnaten durch eine gütliche Einverständniß der angesprochenen Länder wegen in Traktaten einlassen und selbe nach ihrer Uebereinstimmung in Besitz nehmen. Am allerwenigsten glaube ich, daß E. M. die Erwartung hegen werden, Oesterreich unterwerfe sich dem Tribunal des Kurfürsten von Brandenburg in einem Falle, wo derselbe nur als Reichsmitstand auf einer allgemeinen Versammlung zu reden die Befugniß hätte.“

„Erst damalen äußerten Sie Zweifel, wo die Zeit der Zweifel längst vorüber war, hatten Bedenken über einen Gegenstand, dessen Bedenklichkeiten längstens durch Uebereinstimmungen gehoben waren, und idealisirten sich vielleicht

zu sehr in die Epoche von dem Tod Karls VI. und die Acquisition von Schlesien.“

„Mir däucht, es sey Ihnen zu sehr in der Erinnerung, daß Sie ein glücklicher General sind; daß Sie 200,000 Mann geübter Truppen und einen Obersten gehabt, der über die Werke Cäsars de bello gallico einen Commentar geschrieben! Dieß hat die Vorsehung außer Preußen noch verschiedenen anderen Puissancen auch gegeben. Wenn Eure Majestät ein Vergnügen daran haben, 200,000 Mann auf's Schlachtfeld zu führen, so komme ich mit der nämlichen Anzahl dahin. Wollen Sie die Versuche wiederholen, ob Sie noch ein glücklicher General sind, so bin ich bereit, Ihrer Begierde zu kämpfen ein Genüge zu leisten; und endlich, was die Schriftstellerei im Gebiete der Kriegskunst betrifft, da könnte ich Eurer Majestät von mir noch ein Paar Generals nennen, die auf Pension stehen und aus Langerweile die Commentairs des Grafen von Sachsen commentiren.“

„Ich hoffe, Sie an den Ufern der Elbe zu finden; und wenn wir uns geschlagen und Europa ein Schauspiel von Eigensinn gegeben haben, so stecken wir den Degen in die Scheide.“

„Je savois bien, que vous êtes faché contre moi

Jaromirs, im Juli 1778. Joseph.“ [1])

---

[1]) Preuß erklärt dieses Schreiben „aus allerlei inneren Gründen, namentlich auch des ganz unangemessenen Tones wegen,“ für unächt. Ich gestehe, daß ich diese „inneren Gründe,“ aus welchen man die Aechtheit dieses Briefes bestreiten könnte, nicht begreife. Daß die beiden

2) Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen.

Inzwischen führten die Unterhandlungen zwischen den Bevollmächtigten in Berlin zu keinem Resultat. Sie waren in Folge eines von Joseph gemachten Vorschlags am ersten Mai eröffnet; und zwar von Seiten Oesterreichs durch den Grafen von Cobenzl, von Seiten Preußens durch die Minister Finkenstein und Herzberg. Der Gang der Geschäfte und die immerwährenden Ausflüchte der preußischen Minister verriethen nur zu deutlich Friedrichs geheimen

---

korrespondirenden Monarchen sehr derbe Aeußerungen mitunter sich erlaubten, geht aus mehreren Briefen Friedrichs (namentlich aus dem S. 298 in den Oeuvres posthumes, 5e Vol. worin gar handgreiflich von um sich greifender Despotengewalt gesprochen wird) deutlich genug hervor. Warum sollte Joseph nun nicht diesen Ton erwiedert haben? Warum soll ein Ton unangemessen seyn, den Friedrich sich selbst erlaubt? Ueberdieß sind der äußeren Gründe, die für die Aechtheit des Briefes sprechen, in ziemlicher Anzahl vorhanden. Es ist unverkennbar, daß die in diesem Briefe ausgesprochene Gesinnung wirklich die Josephs gewesen sey, denn sie spricht sich auch in anderen Briefen, deren Aechtheit verbürgt ist, aus. In dem Briefe vom August an Maria Theresia herrscht dieselbe Gesinnung. Ueberdieß ist es faktisch, daß seit dem Juli kein Briefwechsel zwischen den beiden Monarchen statt fand, was einen Bruch zwischen Beiden wahrscheinlich macht. Auch belobt Friedrich Maria Theresia, auf deren Veranlassung die Unterhandlung fortgesetzt wurde, so angelegentlich wegen ihrer M ä ß i g u n g, daß es sehr den Anschein hat, als habe er sich über M a n g e l an Mäßigung auf einer anderen Seite zu beklagen. Jedenfalls ist daher die Aechtheit dieses Briefes g l a u b w ü r d i g, und man muß Glaubwürdiges so lange für wahr halten, bis sich ein a u t h e n t i s c h e r Widerspruch dagegen erhebt. Möglich ist es jedoch und vielleicht auch nicht ganz unwahrscheinlich, daß dieser Brief nicht an seine Adresse gelangt ist.

Plan, die allbekannte Friedensliebe und die ihm nicht minder bekannte übergroße Sorgfalt Maria Theresia's für das Leben ihres Sohnes, das sie durch den bevorstehenden Krieg gefährdet glaubte, so lange zu ängstigen, bis sie ihm alle jene Zugeständnisse gemacht haben würde, welche er verlangte. Er bediente sich zur Ausführung dieses Manövres, das allein von Joseph durchschaut wurde, der geschicktesten Werkzeuge. Der Graf von Finkenstein [1]) war von früher Jugend an zu politischen Geschäften gebildet, in gleichem Alter mit Friedrich und mit ihm erzogen. Er verband mit gründlicher Kenntniß der Staatsgeschäfte alle jene Leichtigkeit in Behandlung derselben und alle jene Annehmlichkeit der äußeren Form, welche in der Diplomatie oft gar Bitteres versüßen muß. Durch Erfahrung hatte er Menschenkenntniß erlangt und wußte dieselbe immer so gut anzuwenden, daß er von allen Höfen, mit welchen er in Verbindung kam, Achtung einerntete. Da er sich mit höfischer Gewandtheit in die Meinungen und Launen seines Monarchen fügte, so besaß er dessen volles Vertrauen, und Friedrich folgte um so lieber seinem Rath, da er ihn nie ungefordert gab. Alle diese Eigenschaften machten ihn vorzugsweise geschickt zu einem Werkzeug der Projekte Friedrichs, welche von Niemand so kräftig unterstützt wurden, als von ihm.

Ewald Friedrich von Herzberg, der zweite Kabinetsminister, [2]) hatte alle seinem Rang und seinem Amt zu-

---

[1]) Er ist geboren 1712, und gestorben 1801.

[2]) Er stammte aus Pommern, war geboren 1725, wurde 1786 von Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben, 1791 entlassen und starb 1795.

stehende Fähigkeiten. Größere Gewissenhaftigkeit und Rechtsgefühl, verbunden mit einem stark hervortretenden Eifer für das, was er für gut und rathsam hielt, waren in den Augen Friedrichs seine einzigen Fehler. Er hatte sich mit großem Fleiß dem Studium des Staatsrechts gewidmet, und wußte in der verwickelten Streitsache immer zu Gunsten seines Hofes Rechtsansprüche zu entdecken, welche den Augen der minder Unterrichteten zu ferne lagen, um bemerkt zu werden. Man benützte seine Einsichten, wo es rathsam war, und vertraute ihm die Untersuchung aller Rechtssachen an. Allein da Hetzberg seine Gesinnungen nicht immer zu verbergen wußte, da er nie zu Versendungen an fremde Höfe gebraucht worden war, [1]) um dort die Regeln der Staatsklugheit zu erlernen, so wies man ihm bei den Staatsgeschäften einen untergeordneten Rang an, und stellte ihn unter die Controle des vorsichtigeren und schlaueren Finkenstein. Seine unzeitigen und ungeforderten Rathschläge waren dem König oft um so weniger angenehm, da er nicht selten zu erkennen gab, daß manche erfreuliche Erscheinungen im Gebiete des preußischen Staatslebens, welche Friedrich nur für Folge seiner außerordentlichen Talente erkannt wissen wollte, der natürlichen Kraftentwicklung Preußens zuzuschreiben seyen. Der König war jedoch zu klug, um seiner zuweilen erwachenden Unzufriedenheit einen Erfolg zu geben, der ihn der Dienste eines seiner brauchbarsten Minister berauben konnte. [2])

---

[1]) Nur zu der Wahl Kaiser Franz I. im Jahr 1745 war er bei der Brandenburgischen Gesandtschaft angestellt gewesen.

[2]) Man verdankt diesem Minister die Sammlung der Schriften

Gegen diese beiden Männer und die geheimen Intriguen des Grafen von Görtz arbeitete von österreichischer Seite der Fürst Kaunitz, dessen Gesinnung hinsichtlich des obschwebenden Streites sich am besten aus folgender Aeußerung erkennen läßt: „Ein Hof," sagte dieser Minister, „setze sich nur immer an die Stelle des anderen; Jeder verlange von dem Andern immer nur das, was er im gleichen Falle für sich verlangen wird. Wenn Preußen der durch die Umstände dargebotenen Vergrößerung Oesterreichs jetzt nicht widerspricht, so wird Oesterreich auch einst gern zugeben, daß Preußen in Franken oder durch passenden Vertausch seiner dortigen Stammlande sich vergrößere. Geschiehet ersteres aber nicht, so wird es solche Vergrößerung nimmer zugeben. Beide Mächte," schloß er, „handeln weiser,

---

des preußischen Hofes, welche sich in dem zweiten Bande des „Recueil des déductions et autres écrits publiés par le Comte de Herzberg. Berlin, 1789" finden. Eine gründliche Erörterung aller damals zur Sprache gekommenen Rechtsfragen, nebst einer Sammlung beweisender Urkunden, enthält die Deduktion des Zweibrücker Hofes unter dem Titel: „Vorlegung der fideicommissarischen Rechte des Kur- und fürstlichen Hauses Pfalz," deren Verfasser der herzogliche geheime Archivar Bachmann war. Auch der kursächsische Hof bewies seine Rechte durch eine Deduktion: Ihro Kurfürstliche Durchlaucht zu Sachsen rechtsbegründete Ansprüche an die bayerische Allodial-Verlassenschaft," die den Staatsminister Freiherrn von Gutschmidt zum Verfasser hat, wenigstens unter seinen Augen gemacht ist. Die österreichische Hauptschrift ist unter dem Titel: „Unparteiische Gedanken über verschiedene Fragen bei Gelegenheit der Succession Maximilian Josephs" erschienen. Ihr Verfasser ist von Schröter, ein durch mehrere gelehrte Schriften bekannter

wenn sie ihre Vortheile gegenseitig befördern, als wenn eine der anderen entgegen arbeitet, und beide sich schwächen." Allein der preußische Hof ließ diese Grundsätze in dem bayerischen Erbfolgestreit nicht gelten und blieb unwandelbar dabei, nur seinerseits seinen Vortheil zu bedenken.

Gleich in der ersten Conferenz eröffnete der österreichische Bevollmächtigte die Unterhandlungen mit dem Antrag, den bereits der Kaiser dem König unmittelbar gemacht hatte, und verlangte, daß derselbe entweder angenommen, oder durch einen Gegenvorschlag erwiedert werde. Weder auf das eine noch auf das andere giengen die preußischen Bevollmächtigten ein, sie erklärten vielmehr: die gemachten Vorschläge beträfen zum Theil fremdartige Gegenstände, und da Oesterreich sich in den Besitz der streitigen Objekte

und verdienter Publicist. Herr von Hormayr hat eine Biographie von ihm gegeben im österreichischen Plutarch, XI. Bdchn. Obgleich Schröters Schrift nur als die Arbeit eines Privatgelehrten erschien, so bewies doch ihr Inhalt, daß sie mit Wissen und auf Befehl des Hofes geschrieben sey. Sie theilte zuerst, doch nur im Auszuge, die beiden Urkunden mit, auf welche Oesterreich sein Recht an Niederbayern gründete. Erst viel später erschien die Hauptschrift des Hofes: „Ihro Kaiserl. Königl. Apostol. Majestät Gerechtsame und Maßregeln in Absicht auf die bayerische Erbfolge." Wahrscheinlich hatte auch diese denselben Verfasser. Alle von den streitenden Höfen bekannt gemachten öffentlichen Schriften, so wie auch viele von Privatmännern versuchte Erörterungen findet man aufbewahrt in zwei Sammlungen:

1) Abhandlungen und Materialien zum neuesten Staatsrecht. Berlin, 1778. Der Herausgeber war Prof. Hausen zu Frankfurt an der Oder.
2) Vollständige Sammlung von Staatsschriften, zum Behuf der bayerischen Geschichte. Frankfurt und Leipzig, 1778. deren Herausgeber der Professor Arndt zu Leipzig war.

gesetzt habe, so sey es auch am besten im Stande, Vergleichungsvorschläge zu machen. Graf Cobenzl machte hierauf in der Conferenz vom 7. Mai den Antrag: Oesterreich wolle seinen Ansprüchen auf die bayerische Allodial-Verlassenschaft entsagen, und dem Hause Pfalz die bayerischen Lehen der Oberpfalz eben so verleihen, wie solche der verstorbene Kurfürst von Bayern besessen habe, wodurch sowohl der Kurfürst von Sachsen als der Herzog von Zweibrücken befriedigt werden könnten. Auch dieser Vorschlag wurde verworfen, doch erklärte man, es sey eine Ausgleichung der Sache möglich, wenn man dem Hause Pfalz den gegen Regensburg zu gelegenen Theil von Bayern zurückgebe, um so die Grenzen Oesterreichs von dem Sitze des Reichstages zu entfernen und Pfalz für den Oesterreich verbleibenden Theil Bayerns durch ein billiges Aequivalent entschädige. Erst am 20. Mai theilten die preußischen Bevollmächtigten dem österreichischen ihre Vergleichsvorschläge mit. Nach denselben sollten zwei Distrikte Bayerns, welche näher bezeichnet wurden, Oesterreich verbleiben; der eine dieser Distrikte war: das zwischen dem Fürstenthum Passau, dem Königreich Böhmen und den Flüssen Donau, Regen und Cham gelegene Land, mit Ausnahme einer kleinen Strecke bei Regensburg, um die österreichische Grenze dem Sitz des Reichstages nicht zu sehr zu nähern; der andere: von der passauischen Grenze längs dem Inn, bis an den Einfluß der Salzach, und von dort längs dieses Stroms bis an die Grenze des Erzstifts Salzburg bei Wildshut. Für diesen Verlust solle das Haus Pfalz von Oesterreich eine billige Entschädigung, nämlich die Herzogthümer Limpurg

und Geldern, und die in Bayern eröffneten Reichslehen erhalten; des Kurfürsten von Sachsen Ansprüche an die bayerische Allodial-Verlassenschaft könnten von Pfalz durch Abtretung eines an das Fürstenthum Bayreuth gränzenden Theiles der Oberpfalz und durch Ueberlassung der beweglichen Verlassenschaft in natura, oder durch eine Abfindungssumme befriedigt werden; außerdem möchten Sachsen die in Schwaben eröffneten Reichslehen sammt den Herrschaften Mindelheim und Wiesensteig verliehen, und zur Beförderung des Ausgleichungsgeschäfts von Oesterreich auf die lehensherrlichen und anderen Rechte, welche der Krone Böhmen auf einige Bezirke in der Oberpfalz, in Sachsen und im Bayreuthischen zustehen, verzichtet werden; endlich solle Oesterreich sich der Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer mit der Primogenitur der Kur Brandenburg nicht widersetzen, und im Falle darüber ein Austausch mit dem Kurfürsten von Sachsen gegen die Lausitz und einige andere Bezirke zu Stande kommen sollte, nicht nur dagegen keine Einwendungen machen, sondern vielmehr auf seine lehensherrlichen und anderen Rechte verzichten.

Diese Vorschläge fand der Wiener Hof nicht annehmbar, und Graf Cobenzl erhielt am 31. Mai den Auftrag, dem preußischen Hof einen andern Ausgleichungsplan vorzulegen. Solcher bezielte die Aufhebung des gegenseitigen Widerspruchs: Oesterreichs gegen die Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer mit der Primogenitur des Hauses Brandenburg, Preußens gegen die Besitznahme des bayerischen Gebiets, beiderseitiges Gutheißen und Mitwirkung zu dem einen oder dem andern Theile wünschenswerther Aus-

tauschungen und gemeinschaftliche Verwendung zu Ausgleichung der sächsischen Allodial-Ansprüche.

Die preußischen Bevollmächtigten fanden die Vorschläge des Wiener Hofes nicht klar und deutlich genug. „Die Ausdrücke," heißt es in der Note vom 13. Juni, „deren man sich über diese Sache in einem Artikel des oben angeführten Briefes, der von dem Plan selbst unterschieden ist, bedient, sind so unbestimmt und dunkel, daß Se. Majestät glauben, von dem Wiener Hofe verlangen zu können, daß er sich deutlich erkläre, und auf eine nicht zweideutige Weise angebe:

„1) Welches die bayerischen und oberpfälzischen Distrikte seyen, die er behalten, und welche er wieder heraus geben wolle?"

„2) Was er austauschen und was er dem pfälzischen Hause zu seiner Schadloshaltung geben wolle?"

„3) Worin eigentlich die Vortheile bestehen, die er dem Kurfürsten von der Pfalz zusichere, um ihn in den Stand zu setzen, den Kurfürsten von Sachsen zu befriedigen?"

„4) Ob sich der Wiener Hof werde gefallen lassen, die ganze bayerische Succession in Ansehung der Rechte des Kurfürsten von der Pfalz, des Kurfürsten von Sachsen, des Herzogs von Zweibrücken und der Herzoge von Mecklenburg mit dem Könige zu arrangiren, der als Freund und Bundesgenosse dieser Fürsten, als Kurfürst und Fürst des Reichs und noch aus mehreren anderen Rechtstiteln so sehr berechtigt und befugt sey, an der richtigen Auseinandersetzung dieser Erbschaft Theil zu nehmen."

Ueber diese Punkte wurde die bestimmte Erklärung des österreichischen Bevollmächtigten verlangt.

Sie erfolgte schon am 21. Juni. Aber auch sie entsprach den Wünschen und Erwartungen des preußischen Hofes nicht, obschon demselben wiederholt nicht nur die Genehmigung zu der Vereinigung der Fürstenthümer, sondern auch zu dem Austausch derselben gegen Lausitz, und in diesem Falle der Verzicht auf der Krone Böhmen lehensherrliche Rechte auf dieses Land und auf dessen Rückfall zugesichert wurde. Der österreichische Bevollmächtigte erklärte nämlich: daß die Kaiserin, im Fall eines beiden Theilen anständigen Tausches mit dem Hause Pfalz, zu Gunsten des Königs von Preußen die nöthigen Verzichtleistungen bewilligen würde, wodurch der Tausch mit der Lausitz möglich gemacht werde, und daß zu Gunsten des Kurfürsten von der Pfalz dem sächsischen Hause verschiedene Vortheile werden sollen, um diesem Fürsten die Last eines Vergleiches mit den Allodial-Erben zu erleichtern; würde man aber mit dem pfälzischen Hause nicht übereinkommen, so verspreche die Kaiserin Königin nur allein ihre Zustimmung zur Vereinigung der Markgrafthümer Ansbach und Bayreuth mit der Hauptlinie des brandenburgischen Kurhauses gegen die gleichmäßige Zustimmung des Königs von Preußen zu dem Besitz der Distrikte, die ihr in Bayern vermöge ihrer Rechte und des Vergleichs zugefallen seyen.

Da in dieser Note bedeutet wurde, wenn die gemachten Vorschläge nicht angenommen werden, sey eine freundschaftliche Ausgleichung unmöglich und alle weitere Erläuterung überflüssig, so erklärten die preußischen Bevollmächtigten

am 3. Juli, sie könnten jene Aeußerung für nichts Anderes als für eine Abbrechung dieser Unterhandlung von Seite Oesterreichs ansehen und fänden sich daher genöthiget, solche auch ihrerseits abzubrechen.

5) Betragen der Höfe zu München und Zweibrücken.

Daß die Unterhandlungen zu nichts Erheblichem führen würden, ward gleich am Anfang derselben von urtheilsfähigen Männern vorausgesehen. Der Graf von Görtz, welcher von ihrem Beginn dem Hofe zu Zweibrücken Nachricht gab und von ihm verlangte, er solle einen Bevollmächtigten nach Berlin senden, äußerte bei dieser Gelegenheit, er habe von dem Erfolge der Unterhandlungen keine große Erwartung. Indessen versäumte man in München und Zweibrücken Nichts, was dazu dienen konnte, Oesterreich entgegen zu arbeiten.

Zwar war die Hoffnung, Bayerns Integrität zu erhalten, damals schon von Preußen aufgegeben, und unumwunden äußerte dieß der Graf von Görtz:[1]) „Der König ist geneigt, persönlich schon dermalen dem Herzoge Vortheile zu verschaffen. Se. Majestät verlangen nichts für sich, sondern die Befriedigung ihrer Alliirten und die Erhaltung des Gleichgewichts. Es ist freilich nach den von Anfang gethanen Schritten von kaiserlicher Seite nicht zu hoffen, daß ganz Bayern wieder zurück gegeben werde; allein mit Erhaltung des Friedens ist vielleicht möglich, dieß

[1]) In einem Schreiben an Herrn von Esebeck, vom 9. Mai. S. Denkwürdigkeiten des Grafen von Görtz. S. 62.

dem pfälzischen Hofe, dem Herzoge und dem Reich weniger nachtheilig zu machen. Die böhmischen Lehen in der Oberpfalz, die kaiserlichen Besitzungen in Schwaben, vielleicht auch ein Theil der Niederlande könnten wohl zur Entschädigung, und letztere für den Herzog gleich erhalten werden; auch würde von Niederbayern viel gerettet werden; aber die Mitwirkung des Herzogs sey nöthig." Auch die von Herzog Clemens in Bayern besessenen und nun an Zweibrücken gefallenen Güter in Böhmen glaubte der mit fremdem Gut verschwenderisch freigebige König als ein Kompensationsobjekt ansehen zu dürfen. Dieselben dürften an Oesterreich unter der Bedingniß überlassen werden, daß es dafür entweder Sachsen für seine Allodial-Ansprüche zufrieden stelle, oder den Herzog von Zweibrücken durch anderweitige Besitzungen entschädige.

Während der Unterhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich ließ der Herzog von Zweibrücken seine Erklärung über die von Oesterreich verlangten Erwerbungen an den Berliner Hof gelangen. Er war zuerst bereit, seine Einwilligung zur Abtretung der bayerischen Besitzungen in Schwaben und dann auch des Distriktes von Schärding zu ertheilen. Als aber der zweibrückische Bevollmächtigte, geheime Rath von Hohenfels, in Berlin ankam, übergab er sogleich den preußischen Ministern eine Denkschrift, um die Nachtheile auseinander zu setzen, welche die Abtretung des von Preußen Oesterreich angebotenen Distrikts von Bayern für das ganze Land haben müßte, und behauptete, es sey zur Erhaltung des Ganzen unumgänglich nöthig, keinen Theil abreißen zu lassen.

So eifrig man mit dem Herzog von Zweibrücken unterhandelte, so kalt und feindselig wies man die Vorstellungen des Münchner Hofes, für dessen Recht doch Friedrich sich bewaffnet zu haben vorgab, zurück. Der Herr von Schlipp, den man von München aus als Bevollmächtigten nach Berlin sandte, wurde dort schnöd empfangen, denn man hatte da den für das preußische Interesse gewonnenen Freiherrn von Leyden vergeblich erwartet. Außer Finkenstein ließ ihn kein preußischer Minister vor, und von allen Seiten konnte er bemerken, wie wenig man ihn und den Zweck seiner Sendung achte. Nach Abbrechung der Unterhandlungen begab sich Schlipp wieder nach München zurück, nachdem er die seltsame Versicherung gegeben hatte, der Kurfürst, der bei der Sache doch am meisten interessirt war, werde die strengste Neutralität beobachten. Nichts charakterisirt mehr die wahren Ursachen des herrschenden Streits, als dieses Passivverhalten Carl Theodors, von dessen Willen Alles abhängen sollte, von dem indessen in der That Nichts abhing.

Durch diese seltsame Verkettung der Verhältnisse befand sich dieser Kurfürst in nicht geringer Verlegenheit. Obgleich ihm einige Galanterien schon damals so sehr zum Vorwurf gemacht wurden, daß man sogar seinen Charakter verdächtig fand, zeigte er doch eine rühmliche Eigenschaft in diesem Streit, indem er seinem gegebenen Versprechen streng treu blieb und den Anlockungen und Ueberredungskünsten der Intrigue, auf deren Minen er überall wandeln mußte, die vollkommenste Taubheit entgegen setzte. Um seine Festigkeit in Mißkredit zu bringen, unterschob man

ihm ein schlimmes Motiv und verbreitete öffentlich das Gerücht, nur die Vatersorge für einige seiner Bastardsöhne, deren Unterbringung ihm von Oesterreich zugesichert worden sey, bestimmen ihn zur Unthätigkeit in einer Zeit, wo von seinem Eifer für die eigene Sache die glänzendsten Erfolge zu erwarten wären. Da jedoch ein solches Interesse gegen die in Frage gestellten zu geringfügig erscheint, und überdieß den Sagen damaliger Zeit nicht immer Leichtgläubigkeit entgegen gesetzt werden darf, da die Lüge und Medisance in keinem andern Zeitraume der teutschen Geschichte so thätig waren, so kann die Geschichte eine solche Erklärung seines Betragens nicht zulässig finden. Es scheint vielmehr, daß die dem Kurfürsten eigenthümliche, aus früheren Zeiten wohl bekannte und gewürdigte ächt teutsche Redlichkeit und Friedsamkeit seines Charakters die einzigen und natürlichen Ursachen des Betragens, das er für Pflicht hielt, gewesen seyen. Der ganze Gang der preußischen Intrigue gegen seine mit Oesterreich geschlossene Uebereinkunft mußte ein biederes Gemüth entrüsten. Die Mission des Grafen von Görtz, die Kabalen, die er aufregte, und die sich bis auf die nächste Umgebung des Kurfürsten erstreckten, die den Herzog von Zweibrücken, der sich schon in München befand, um den Vertrag zu unterzeichnen, anderen Sinnes machten, die geheimen Zusammenkünfte im Schlosse der Herzogin Maria Anna, kurz das ganze von Preußen eingeleitete hinterlistige Spiel mußte den Kurfürsten um so mehr empören, da es unverkennbar war, daß man ihn blos zu einem Werkzeug des Berliner Hofes machen wollte. In der That bewirkten diese Umstände, daß er bei Empfang

der Nachricht von der Weigerung des Herzogs von Zweibrücken im äußersten Zorn ausrief: „Will der mir die Hände binden, und vermeint er schon Erbe meiner Lande zu seyn, so soll er sich schmählich betrogen haben!" Und von der Stunde blieb er ein unversöhnlicher Feind des Herzogs.

Er, der bisher mit Recht den Ruf eines der gebildetsten Fürsten behauptet hatte, wurde nun plötzlich von den Bewegern einer in Bayern und ganz Teutschland zahlreichen Partei nicht ohne Absicht als ein Unwissender und Schwächling ausgeschrien und mußte es oft erfahren, daß man ihn als solchen auch behandle. Alles das war schlau darauf angelegt, ihn zum Abfall von Oesterreich moralisch zu zwingen, allein eben durch die unerschütterliche Festigkeit, mit welcher er an seinem Bündniß hielt, widerlegte er die schmählichen Gerüchte von seiner feigen Gesinnung. Es gehörte gewiß moralische Kraft dazu, die Geringschätzung eines großen Theils der Gesellschaft mit Geringschätzung hinzunehmen. Er blieb trotz des Geschreies und der Vorwürfe der preußisch Gesinnten stets im freundschaftlichsten Einklang mit Oesterreich, und erlangte durch dasselbe die fünfte Kurwürde des Reichs. Er wünschte nur 21 Aemter, die im straubingischen Theilbrief nicht enthalten waren, von Soldaten geräumt zu sehen, und antwortete auf den Antrag Oesterreichs, das bayerische Heer mit dem österreichischen zu vereinigen, durch die wohlbegründete Vorstellung, daß Bayern durch solches Beginnen leicht ein Raub Preußens werden, auch die Einwilligung der Stände nicht leicht zu erwirken seyn dürfte.

Indessen konnte es seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen, daß die Treue, mit welcher er an der geschlossenen Uebereinkunft hielt, selbst von dem bayrischen Volke nicht gebilligt wurde. Man hatte dort durch Emissäre und Eingeborne den Nationalhaß gegen Oesterreich zu schüren gewußt und es ohne Mühe dahin gebracht, daß es nur eines kleinen Impulses bedurfte, um die Scenen bei Sendling zu erneuern. Es kamen — wohl nicht aus eigenem Antrieb — Bauern aus den von den Oesterreichern besetzten Gegenden zu dem preußischen Gesandten, um sich zu erkundigen, „ob es nicht am Besten wäre, wenn sie die Oesterreicher erschlügen?“ Zwar wurden sie hier mit Mißbilligung zurückgewiesen, allein man würde es gerne gesehen haben, wenn sie nach bestem Willen so gehandelt hätten, ohne zu fragen.

Das Triebwerk der preußischen Intrigue leiteten in Bayern die „Patrioten“ Leyden, Obermayr, Lory und der kurbrandenburgische Gesandte, von Schwarzenau; die Seele derselben aber, welche unmittelbar der Geist Friedrichs beschattete, war die oft beneidete Herzogin Maria Anna. Durch Schmeichelei und galante Huldigung wußte Friedrich, der während seines Lebenslaufes hinreichende Gelegenheit hatte, die Schwachheiten der Menschen ergründen zu lernen, diese ehrbegierige Frau ganz nach seinen Plänen zu leiten. „O warum sind Sie nicht Kurfürst,“ schrieb er ihr, „und hätten wir niemals die schmählichen Begebenheiten kommen sehen, über welche jeder gute Teutsche (Preuße?!) bis in den Grund seines Herzens erröthen muß. Wenigstens ist es Ihnen Bayern schuldig, daß das Uebel so sehr als

möglich gebessert wurde.“ Diese Frau unterhielt mit dem Grafen von Görtz einen Briefwechsel, worin sie sich zur Bezeichnung der bei dem Streit betheiligten Personen mythologischer Namen bediente. Jupiter, hieß der König von Preußen, Neptun, der Kaiser Joseph, Tyrier, die Bayern, Pygmalion, Karl Theodor, Zephyr, der Herzog von Zweibrücken und Midas, der Minister von Vieregg, die Herzogin selbst nennt sich bald die große Bärin (!) bald die Baronin, auch einmal sehr bescheiden die alternde Pallas!

Diese moderne Weisheitsgöttin war in der That so kriegerisch gesinnt, daß sie — auf wahrscheinliche Projekte der Volksaufwiegelung deutend — in einem Schreiben versicherte, auf 20,000 junge Bären (Bayern) mit Sicherheit rechnen zu können, wenn der günstige Augenblick zu ihrer Verwendung eintreten würde! „Es wäre in der That schön“ — schrieb sie am 30. April an den Grafen von Görtz — „eine alternde Pallas an der Spitze der Tyrier zu sehen! Ich möchte die Geister meiner Ahnen herbeirufen, um das Vaterland zu retten, (!) so empört fühle ich mich; es gibt selbst Augenblicke, wo ich ehrgeizig genug bin, um Wünsche zu hegen und zu bedauern, daß ich nicht Kurfürst bin.“ Versöhnlicher und nachgiebiger als diese kampfbegierige Heldin war selbst Friedrich. Schon der Gedanke einer möglichen Aussöhnung zwischen Oesterreich und Preußen machte sie äußerst unruhig. „Man spricht vom Frieden,“ schreibt sie am 19. Mai, — „dieß heißt uns unsere Zukunft voraussagen, welche uns Neptun zum Herrscher bestimmt.. Ich vermag es nicht zu

denn Jupiter ist zu groß, um sich zu verläugnen und uns zu verlassen.“

Dem Herrn von Hohenfels schärfte sie, bei seiner Abreise nach Berlin, ein, nicht den geringsten Theil von Bayern an Oesterreich abzutreten. „Ich schmeichle mir,“ sagt sie in einem Schreiben vom 31. Mai, „der König werde in seiner Protektion nicht so weit nachlassen, daß man ungerechten Ansprüchen nachgeben muß. Welche Macht wird Ihre Staaten erhalten können, wenn die Invasion ein Recht wäre, man brauchte dann, um sich deren zu bemächtigen, nur Soldaten und Jedermann müßte Soldat werden. Mit einem Wort, für Bayern wäre es ein Unglück, getheilt zu werden, aber die Folgen davon wären für andere noch unglücklicher.“ Noch am 12. Juni kann sie sich mit dem Gedanken einer Abtretung nicht befreunden; „ich sehe vor,“ schreibt sie, „daß einige Tyrier unter die Herrschaft Neptuns kommen werden, und diese Trennung schmerzt mich.“

Bei dieser feindseligen Gesinnung der Herzogin machte es ihr unaussprechliche Freude, als sie vernahm, es dürfte zum Kriege kommen. Ihre Begeisterung erhielt durch diese willkommene Nachricht neuen Zuwachs. Sie schrieb an den Grafen von Görtz, sie gedenke, General der Bayern zu werden, und äußerte mit Zuversicht die Hoffnung, daß ihre Truppen Gehorsam leisten und sich mit den Preußen vereinigen werden. Sie war es, die in Preußen den Plan zur Erregung eines allgemeinen Aufstandes in Bayern anregte! Um denselben auszuführen, mußte man jedoch erst wissen, welchen Eindruck die Nachricht von dem bevor-

stehenden Kriege auf Bayerns Adel, Volk und Militair hervorgebracht habe, was man erwarten dürfe, wenn ein preußisches Truppenkorps sich Bayerns Grenze nähern sollte, ob die Truppen gehorchen würden, wenn der Kurfürst gezwungen würde, sie dem Kaiser zu überlassen, wie viele Regimenter vorhanden und wie stark die Anzahl der Mannschaft sey u. s. w. Die Antworten auf die deßfalls eingezogenen Erkundigungen lauteten sehr befriedigend. Der König möchte nur Sorge tragen — bedeutete man ihm — daß die Ausübung der katholischen Religion nicht beeinträchtigt, die Weltgeistlichen und Mönche geschont würden, denn diese letzteren wären geschickte Spione, daß die Generallieutenants von Larosee, Harold und Piosasque mit Auszeichnung behandelt würden, der Freiherr von Löben an die Spitze einer leichten Truppe gesetzt und ihm der junge Brentano beigegeben werde. Von dem Adel — schrieb die Herzogin — könne sie die Preysing, Sandizell, Hegenberg, Larosee, Daun, Morawitzky, Tattenbach als Freunde Preußens herzählen. Die Landstände, die Dikasterien und die Bürger würden sich eines Krieges mit Oesterreich freuen und auf den Beistand des Volkes bei Straubing und in allen von den Oesterreichern besetzten Orten könne man rechnen. In München werde die Herzogin das Möglichste thun. Da der Kurfürst sich neutral halte, dürfte es schwer halten, seine 6,700 Mann zu den Preußen stoßen zu machen, indessen könnte man Sandizell, Bubna, Herbst, Nyß, Zobel, Ansillon als gutgesinnte Offiziere namhaft machen. Man solle den bayerischen Unterthanen nur die allgemeine

Landes=Verfassung und die Erbfolge der Wittelsbacher garantiren und die Befehlshaber beauftragen, die Religion nicht zu beeinträchtigen; dieß sey genug, den Fanatismus zu beruhigen, der ohnehin nicht mehr so stark sey. Ingolstadt, die beste Festung Bayerns, sey einer besonderen Aufmerksamkeit werth. Uebrigens wäre es gut, am Hofe des Kurfürsten einen preußischen und einen russischen Gesandten zu accreditiren.

Während die Herzogin auf diese — später selbst Preußen — mißfällige Weise ihren übergroßen Eifer kund gab, suchten ihre Bundesverwandten Obermayr, Lory und Kreitmayr einen Verzichtbrief des Herzogs Albrecht, alle seine Ansprüche auf Bayern betreffend, aufzufinden. Da sie lange fruchtlos sich darum bemühten, suchten sie den Grafen von Zech, den kurfürstlichen Urkunden=Kämmerer, der Veruntreuung dieses Dokuments zu beschuldigen. Es wurde deßfalls eine strenge Untersuchung eingeleitet, allein der gewünschte Erfolg derselben blieb aus. Da hieß es plötzlich, der hessen=darmstädtische Rath, Renatus Leopold von Senkenberg, habe unter den hinterlassenen Papieren seines Vaters diese Urkunde (vom St. Andreastag 1429 ausgestellt) entdeckt. Dieses wunderbare Auffinden eines so wichtigen Dokuments, gerade in dem Augenblick, da man erwarten durfte, durch dessen Vorzeigung den ganzen Streit zu Gunsten Bayerns beizulegen, wurde natürlich nicht ohne Mißtrauen aufgenommen. Zwar hatten sich die Feinde Oesterreichs mit sogenannten Beweisen der Aechtheit dieser Urkunde ausgerüstet, doch hatte man selbst durch das Verfahren der preußischen und bayerischen Diplomaten

das Recht erlangt, einer, unter so verdächtigen Umständen aufgefundenen Urkunde, keinen Glauben beizumessen. Offenbar mußte Oesterreich am Besten wissen, ob diese Urkunde ächt sey, denn, wäre sie es gewesen, so würde sich gewißlich im Wiener Archive die Bestätigung derselben gefunden haben. Zudem war das Verfahren der feindseligen Urkundenmänner zu treulos, als daß man hätte ihren Worten Glauben beimessen können. Man hatte damit angefangen, den Belehnungsbrief Siegmunds, worauf Oesterreich seine Ansprüche stützte, für unächt zu erklären, blos weil er von einem Mann unterzeichnet worden war, der nachher wegen Urkundenverfälschung bestraft wurde,[1]) und damit geendigt, die Aechtheit dieses Belehnungsbriefs anzuerkennen, indem man einen Verzichtbrief auf die in demselben Oesterreich verliehenen Ansprüche unter den Papieren eines hessen-darmstädtischen Raths auffand!

[1]) „Michael von Priest, Probst zu Bunzlau und Protonotarius der kaiserlichen Kanzlei, war vom Kaiser Sigismund selbst im Jahre 1426 für einen Urkunden-Verfälscher öffentlich erklärt und hatte, durch Zeugen überwiesen, selbst eingestehen müssen, dem Herzoge Erich von Sachsen-Lauenburg einen falschen, von ihm erdichteten Lehenbrief ausgestellt zu haben. Höchst merkwürdig war es also, daß gerade in eben diesem Jahre die beiden Urkunden, auf welche Oesterreich sich jetzt berief, von eben dem Michael Priest ausgestellt und nur von ihm unterzeichnet waren, dagegen die anderen in dieser Sache ergangenen Urkunden die kaiserlichen Kanzler unterzeichnet hatten. Alle die Umstände machten es sehr wahrscheinlich, daß dieser Betrüger jene Urkunden erdichtet, Herzog Albert aber, um aller Untersuchung über diesen Betrug auszuweichen, seinen gemachten Ansprüchen förmlich entsagt und sich wegen seinen Allodial-Forderungen mit einer Summe Geldes hatte abfinden lassen. Dieses angenommen, wurde es

Welchen Werth man dieser Urkunde beimessen könne, erkennt man am besten daran, daß Carl Theodor, trotz dieses wichtigen Ereignisses, sein Betragen gegen den österreichischen Hof in Nichts änderte. Vielmehr wurde er durch die Machinationen in seiner nächsten Umgebung und die ungerechte Stimmung seines Volkes so sehr verstimmt, daß er sich auf einige Zeit nach Mannheim begab, wo er mit Liebe empfangen wurde. [1])

Siebenzehntes Kapitel.

1778.

Der bayerische Erbfolge-Streit. (Fortsetzung.) Thuguts Sendung.

Nach Abbruch der Unterhandlungen ließ Friedrich II. die drohenden Verhältnisse auf die bekümmerte Landes- und

auch erklärlich, warum Kaiser Sigismund in seinem letzten Urtheils-Spruch der Ansprüche Herzogs Albert gar nicht gedacht hatte."

Siehe Dohm in seinen Denkwürdigkeiten 1. B. S. 89. Ihm haben unzählige Schriftsteller nachgebetet, obgleich das ganze unlogische Geschwätz Nichts beweist, als das Widersinnige seiner Behauptung. Es gehört viel Leichtgläubigkeit dazu, wahrscheinlich zu finden, daß Priest eine bei Lebzeiten Sigismunds angefertigte falsche Urkunde von demselben Jahr, in welchem er der Urkunden-Verfälschung überwiesen wurde, mit seinem Namen unterzeichnet, und daß Herzog Albert Verzicht auf diese ungerechten Ansprüche geleistet habe, statt lieber die falschen Urkunden zu vernichten. Man sieht deutlich, wie erzwungen alle diese Vermuthungen sind, durch welche man Oesterreichs Ansprüche abzuweisen suchte.

[1]) Vergl. Denkwürdigkeiten des Grafen von Görtz. — Zschokke's bayerische Geschichte.

Kaisermutter ihre Wirkung thun. Ungeduldig und mißmuthig harrten Joseph und Loudon des Signals zur Eröffnung ernstlicher Feindseligkeiten; allein Maria Theresia hegte, besorgt um die Ruhe ihres Alters, friedliche Gesinnungen und war entschlossen, selbst wider den Willen ihres Sohnes ihnen gemäß zu handeln. Friedrich hatte sich in ihrer nächsten Umgebung Freunde zu erwerben gewußt und durch diese eben so sehr auf ihr zartes Gewissen als auf ihr kummervolles Gemüth einzuwirken sich bemüht. Nicht so bald war die Abschrift des Albrecht'schen Verzichtbriefes von Senkenberg aufgefunden, als sie Friedrich dem Druck übergab, obgleich sich in dem Münchner Archiv kein Original dieser Urkunde und auch im Wiener keine Abschrift derselben gefunden hatte! Längst schon hatte man ihr Gewissen, hinsichtlich des bayerischen Streits, beunruhigt. Dringend ward Joseph und Kaunitz von ihr aufgefordert, ihre Rechte unbefangen und ruhig zu erwägen, bevor sie einen Theil ihres Erbes in Besitz nähmen. Man hatte ihr in dieser Hinsicht genug gethan; allein als man von preußischer Seite ihre Urtheilskraft mit unzähligen urkundlichen Nachweisungen, Rechtsverdrehungen und Zweifeln in die Aechtheit der Haupturkunde belagerte, als ihr Beichtvater selbst sich weigerte, ihrer Seele die nöthige Beruhigung zu geben, fing sie an, in dem Glauben an ihr Recht zu wanken. Sie sandte daher insgeheim den Baron von Thugut, unter der Maske eines russischen Sekretärs, in das preußische Lager zu Welsdorf, um neuerdings, ohne Mitwissen Josephs, mit Friedrich in Unterhandlung zu treten. Durch diesen Abgesandten ließ sie dem alten Erz-

feinde ihres Hauses eröffnen: „Sie sey in Verzweiflung, zu sehen, wie sie im Begriff ständen, einander ihre, vom Alter gebleichten Haare auszuraufen.“ [1])

Ein Schreiben, welches v. Thugut überbrachte, war in demselben Tone der äußersten Bekümmerniß abgefaßt. „Ihr Alter — schrieb sie — und ihre friedlichen Gesinnungen seyen aller Welt bekannt und könnten nicht besser erwiesen werden, als durch die Nachgiebigkeit, welche sie zu zeigen im Begriff stehe. Ihr mütterliches Herz sey sehr bekümmert, in der Armee zwei ihrer Söhne und einen Schwiegersohn in Gefahr zu wissen. Sie unternehme diesen Schritt ohne des Kaisers Vorwissen. Sie wünsche die Unterhandlungen, welche bisher von dem Kaiser geleitet und zu ihrem Leidwesen abgebrochen wurden, geendigt zu wissen und habe dem Baron von Thugut Vollmacht gegeben, nach seiner Instruktion zu handeln.“

Die Vorschläge, welche v. Thugut im Namen der Kaiserin machte, waren: 1) Die Kaiserin bezieht eine Million Einkünfte von Bayern und stellt ihre gegenwärtigen Besitzungen in Bayern an den Kurfürsten zurück. 2) Sie wird mit dem Kurfürsten übereinkommen, daß ihr irgend ein Theil von Bayern gegeben werde, dessen Ertrag nicht über eine Million gehe, nicht an Regensburg grenze und Bayern nicht theile. 3) Sie verbindet sich für die Ausgleichung der sächsischen Allodialansprüche. Der König fügte diesen Vorschlägen noch die Fragen hinzu: Ob die Kaiserin nicht die lehensherrlichen Rechte, welche ihr als

[1]) Coxe, Geschichte des Hauses Oesterreich. 4. B. S. 390.

Königin von Böhmen über einige sächsische Lehen zustehen, aufgeben könne? Ob sie nicht den Herzog von Meklenburg mit einem kleinen Reichslehen zufrieden stellen möchte? Ob man sich über die Nachfolge in Anspach und Bayreuth vereinige und beifügen wollte, daß der Kurfürst von Sachsen sich in den beiden Fürstenthümern, so wie der König von Preußen in der Lausitz huldigen lassen möge? Ob man die Blokade von Regensburg aufzugeben denke?

Mit diesen Fragen sendete Friedrich den Baron Thugut an die Kaiserin zurück und gab in einem beigefügten Antwortschreiben [1]) seine Zufriedenheit mit den Zeichen von Seelengröße und Mäßigung, welche Maria Theresia gegeben habe, zu erkennen: „Die zärtliche Besorgniß für den Kaiser und die Prinzen müsse ihr den Beifall aller gefühlvollen Seelen erwerben. Bis zur Ankunft einer Antwort auf seine Frage, werde er seine Unternehmungen so einrichten, daß Ihre kaiserliche Majestät nichts für das Blut ihres Sohnes werde zu fürchten haben, eines Fürsten, den er liebe (?) und hochschätze, obgleich er verschiedene Ansichten von den teutschen Angelegenheiten habe.“

Der Baron von Thugut kam bald von Wien zurück und brachte eine große Menge von Vorschlägen mit, welche Friedrich an seine Minister verwies. Er schickte daher den Baron Thugut, mit dem er nicht gern unterhandeln wollte, in das Kloster Braunau, damit er dort vor Finkenstein und Herzberg seine Talente entfalte. Hier wiederholte Thugut den bereits vom König verworfenen Vorschlag,

---

[1]) Vom 17. Juli.

wornach sich Maria Theresia bereit erklärte, Alles, was ihre Truppen in Bayern und der Oberpfalz besetzt hielten, zurückzugeben und die Uebereinkunft vom 3. Jänner zu annulliren, wenn Preußen auf die Vereinigung der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth so lange entsage, als in denselben nachgeborne Prinzen vorhanden seyn würden.

Nachdem die Minister sich geweigert hatten, diesen Vorschlag anzunehmen, so eröffnete Thugut andere Propositionen. Derselben zufolge sollte Oesterreich einen Distrikt von einer Million jährlicher Einkünfte längs der Grenzen von Tyrol und Böhmen erhalten, wie bereits früher angetragen war. Die Befriedigung des Kurfürsten von Sachsen sollte unter gemeinschaftlicher Mitwirkung der Kaiserin und des Königs geschehen, und jene erklärte sich bereit, ihren lehensherrlichen Rechten zu entsagen; Meklenburg solle für seine Ansprüche eines der bayerischen Reichslehen erhalten; endlich wollte Oesterreich allen Widerspruch gegen die Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer mit der brandenburgischen Kurlinie aufgeben und deren Austausch gegen die Lausitz sogar befördern.

Nach allen diesen Eröffnungen, welche eine Folge der größten Nachgiebigkeit waren und auf welche der König anfangs eingehen zu wollen schien, antworteten die Minister mit weitläufigen Erörterungen, deren Zweck war, darzuthun, daß alle diese Zugeständnisse für den König noch zu gering seyen, und beschlossen ihre Antwort mit nichtigen Gemeinplätzen. Sie sagten: der König glaube sprechende Beweise der größten Mäßigung und seines aufrichtigen Verlangens, dem Wiener Hofe gefällig zu seyn, gegeben

zu haben. Da aber seine Vorschläge nicht angenommen worden seyen, so könne der König nicht umhin, sich davon loszusagen und zu erwarten, daß eine Veränderung in den Grundsätzen eine glücklichere und wirksamere Unterhandlung herbeiführe. Noch einmal versuchte Thugut durch neue Zugeständnisse den Streit beizulegen, allein da sich seine Forderungen noch immer nicht auf nichts beliefen, so fand man sie zu groß und wiederholte: man wolle günstigere Umstände erwarten. Damit endigten die Unterhandlungen neuerdings, und mehr als je wurde es klar, daß Preußens Willfährigkeit nur affektirt sey. Der König nützte die Zeit der Unterhandlung zu einer günstigen Veränderung seiner Stellung auf's Beste und erwartete jene „günstigeren Umstände," von welchen später die Rede seyn wird.

Alle diese erfolglosen Versuche der Kaiserin, den König von Preußen zur Billigkeit zu bewegen, wurden auf's Heftigste getadelt von zwei Männern, deren Einsichten und Charakterfestigkeit allgemein geachtet waren — von Kaunitz und dem Kaiser. Als Maria Theresia den Kaiser von der Sendung des Barons Thugut unterrichtete, ward er auf's Aeußerste aufgebracht und schrieb seiner Mutter, daß er, im Falle sie Frieden machen wolle, niemals nach Wien zurückkehren und seine Residenz in Aachen oder irgendwo aufschlagen würde. Er fand die Vorschläge der Kaiserin schimpflich für ihr Haus und selbst durch keine Rücksicht der Klugheit und Politik gerechtfertigt, da die Stellung des Heeres, gegenüber von dem preußischen, eine äußerst vortheilhafte und der Ausgang des Krieges mit ziemlicher

Bestimmtheit voraus zu sehen war. Um den Kaiser friedlicher zu stimmen, berief sie den Großherzog von Toskana zu sich und sendete ihn zu dem Kaiser; allein diese Zusammenkunft hatte nicht den gewünschten Erfolg und gab Anlaß, die beiden Brüder, welche bisher im besten Einvernehmen gestanden hatten, auf immer zu entzweien. Zwar ließ die innige Verehrung seiner trefflichen Mutter kein bleibendes Mißverhältniß zu; allein stets mißbilligte er die unzeitige Nachgiebigkeit derselben in einem Augenblick, da man Preußen demüthigen und die Schmach der früheren Kriege hätte tilgen können.

In nachstehendem Schreiben erkennt man deutlich seine wahren Gesinnungen, deren Natur man vergeblich zu verdächtigen sucht:

„Der Baron von Thugut, der die eigenhändigen Briefe Höchstderoselben und seine Vollmacht, mit dem König in Unterhandlungen zu treten, vorzeigte, erhielt von Seiner philosophischen Majestät den Auftrag, nach Wien zurück zu reisen, um nähere Instruktionen einzuholen."

„Eure Majestät haben die Gnade gehabt, sich in einem Brief an den König darüber zu äußern, daß sich Hochdieselben mit mir besprechen wollen, und daß der Minister den Auftrag habe, solche Propositiones zu thun, die dem verderblichen Krieg mit einem Mal ein Ende machten."

„Die Konferenzen im Kloster Braunan dauerten nicht länger als vier Tage, und in dieser Zwischenzeit marschirte der König mit seinem Heere aus dem Lager, das er am linken Ufer der Elbe gehabt, und das ihm anfing nachtheilig zu werden."

„Alle Unterhandlungen hörten sogleich auf, da der König unter dem Vorwand, daß man in den beiderseitigen Grundsätzen noch zu entfernt wäre, seine Minister zurückberufen hat.“

„Ich war — und vergeben mir Eure Majestät diese Aeußerung — ich war schon anfangs mit der von Hochdenselben hiebei bezeigten Schonung gegen die Anmaßungen Preußens nicht einverstanden und halte dafür, daß Oesterreich die Offerte und alle die Aufopferungen, deren sich Eure Majestät zur Wiederherstellung des Friedens begeben wollten, in einem eigenen Manifest dem unparteiischen Europa vor Augen legen solle.“

„Die Bande sind nun entzwei, die uns an einen Prinzen gefesselt haben, der die Kunst besaß, sich Freunde in der Gegend Ihres Thrones zu verschaffen. Wir müssen auf's Neue versuchen, welchen Erfolg unsere Waffen gegen einen Feind unseres Hauses haben, und sehen uns genöthigt, Menschenblut zu vergießen, das der König von Preußen in seinen Schriften, aber niemals auf dem Schlachtfelde zu schonen gewußt hatte.“

„Ich bin in den vollkommensten Gesinnungen von Ehrfurcht und Neigung

Eurer Majestät

unterthäniger Sohn

Im Lager bei Jaromirs in Böhmen, Joseph.“
den 18. August 1778.

Ueber das bei Gelegenheit der Sendung Thuguts entstandene Mißverhältniß zwischen dem Kaiser und seiner Mutter hat uns der um die österreichische Geschichte äußerst

verdiente Ridler[1]) einige Details aufbewahrt, welche den für uns schätzenswerthesten Beitrag zur Geschichte des bayerischen Erbfolgekrieges bilden und ihrem ganzen Umfange nach mitgetheilt zu werden verdienen, da sie uns schöne Züge zur Charakteristik Josephs und seiner wackeren Generale liefern. Man lernt daraus mit Vergnügen kennen, wie sehr der Geist und die Grundsätze der österreichischen Diplomaten und Feldherren von jenen der preußischen verschieden gewesen sey.

„Ueber die wichtige Frage, ob Oesterreich auf einen Theil seiner wohlbegründeten Ansprüche auf Bayern verzichten und den Forderungen des Königs von Preußen in dieser Hinsicht nachgeben solle, waren nicht blos Theresia und Joseph, sondern auch die Glieder des Staatsrathes in ihren Ansichten getheilt. Fürst Kaunitz und Graf Lascy sprachen sich für die Fortsetzung des Krieges mit Nachdruck aus, und ersterer erklärte wiederholt: Füge sich Oesterreich, ungeachtet seiner erwiesenen Rechte, den Forderungen des Königs von Preußen, so zeige es eine Furcht, die mit der Würde und den Kräften des Staates in keinem Einklange stehe; Preußen, durch diese Nachgiebigkeit ermuntert, werde seine bisherige Opposition auf dem Reichstage zu einer Diktatur erheben, die mit dem Ansehen des Reichsoberhauptes unvereinbar sey. Allein auch der König fühle die Last des Krieges und könne nicht wünschen, ihn Jahre lang hinzuziehen und die Kräfte seines Staates für eine

---

[1]) Vergl. dessen leider eingegangenes Archiv für Geschichte ꝛc. Jahrgang 1831.

fremde Sache zu opfern; eine größere Entschlossenheit von Oesterreichs Seite würde auch ihn nachgiebiger machen. Wenn dieses daher, auf seine weiteren Ansprüche verzichtend, sich mit der Inngrenze begnüge, so seyen dieß Cessionen, die keineswegs die Furcht vor den preußischen Waffen abgepreßt, sondern die seine erhabene Kaiserin dem Frieden zum Opfer bringe; dieß müsse nicht blos Preußen, sondern ganz Europa laut erkennen, und nur unter diesen Bedingungen könne er zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen rathen. — Ueber das von Senkenberg in den Papieren seines Vaters aufgefundene Dokument, kraft dessen Herzog Albrecht (V.) von Oesterreich seinen Ansprüchen auf Niederbayern angeblich entsagt haben soll, sprach er stets im Tone tiefer Verachtung: Wozu nützen alle alten, mit Sorgfalt aufgehobenen Urkunden, wenn zuletzt über die heiligsten Verträge nach der Copie einer Copie, deren Original nirgends aufgefunden worden, Rechtens entschieden werden soll?“

„Von derselben Meinung war auch Graf Lascy beseelt, und bestritt in der Unterredung, welche der Kaiser mit dem Großherzoge zu Gitschin gehabt, des Letztern Gründe für den Frieden so lebhaft, daß Joseph es zuletzt für schicklich hielt, das Gespräch durch Eröffnung der Thüre schnell abzubrechen, indem er mit erkünsteltem Scherze den Streitenden, ein großes Kreuz über sie schlagend, zurief: Pax vobiscum! — Wenn auch einige Mitglieder des Staatsrathes der entgegengesetzten Meinung waren, so beachteten sie doch weit mehr die Gemüthsunruhe und die daraus entspringenden Wünsche ihrer guten Kaiserin, als alle noch so kräftigen

politischen Gründe. Da Joseph seine Behauptung durch die vollgültigen Betrachtungen eines Kaunitz und Lascy gerechtfertigt sah, hielt er bei seinem Gefühle des Rechtes sich durch die geheime Sendung des Freiherrn von Thugut äußerst gekränkt, und die Bedingungen, unter welchen die Kaiserin den Frieden abschließen wollte, für so wenig ehrenvoll, daß er sich gegen mehrere Vertraute erklärte: Er werde sich nie bewegen lassen, einen solchen Frieden zu unterzeichnen, und im äußersten Falle lieber zu Frankfurt am Main seine Residenz aufschlagen, als nach Wien zurück kehren. Er hoffte, daß gerade die Männer, die für die Fortsetzung des Krieges gestimmt, auch seinen Entschluß billigen würden; allein in dieser Meinung fand sich Joseph sehr getäuscht, und schon Graf Lascy, dem er zuerst diese Idee mitgetheilt, erschrack heftig darüber und bat den Kaiser, nur sogleich diesen unheilbringenden Gedanken aufzugeben, indem er ihm alle nachtheiligen Folgen, die ein solcher Schritt nach sich ziehen müsse, mit der Gründlichkeit des Staatsmannes und der Wärme des Freundes auseinandersetzte. Ein Stocken in den wesentlichsten Zweigen der Staatsverwaltung werde eintreten, vorzüglich in der Bildung des Heeres, das der Stolz Sr. Majestät, eine kräftige Stütze des Staates sey. Die Feinde Oesterreichs würden diese Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn gewiß benützen, um von der Nachgiebigkeit der Kaiserin noch größere Concessionen zu erhalten, die Se. Majestät nur durch ihre Gegenwart zu verhindern im Stande seyen. Auf Josephs Bemerkung: er sey über die Aeußerung seines Freundes erstaunt, der sich für die Fortsetzung des Krie

so nachdrücklich erklärt, erwiederte der Graf.: er sey auch jetzt noch immer der Meinung, es sey vortheilhafter für den Staat, den Krieg fortzusetzen, als einen Frieden einzugehen, dem man so wohlbegründete Ansprüche opfern müsse; aber eine ganz andere Sache sey der Zwist zwischen Mutter und Sohn, und hätte derselbe auch keine andere Folge, als eine Trennung von seinem gnädigsten Monarchen, sey diese auch noch so kurz, so müsse er schon um seinetwillen dagegen rathen; er beschwöre daher Se. Majestät — dem edeln Grafen traten jetzt Thränen in die Augen — an Ihren Vorsatz nicht mehr zu denken.“

„Nicht glücklicher war Joseph bei dem Fürsten Kaunitz, dem er seinen Entschluß schriftlich mitgetheilt. „Er bemerke,“ war die frostige Antwort des Fürsten, „daß man seit einiger Zeit seinen Vorschlägen seltener beipflichte, so daß es scheine, man bedürfe seines Rathes nicht mehr. Diese Betrachtung habe den Gedanken in ihm geweckt, seine Stelle niederzulegen, und den Rest seiner Tage in Zurückgezogenheit den Freunden und den Wissenschaften zu leben. Der Entschluß Sr. Majestät, Ihre Residenz nach Frankfurt zu verlegen, bestimme ihn nun, seinen Vorsatz sogleich auszuführen; denn er könne unmöglich wünschen, daß man von ihm einst sage, er habe während seiner Verwaltung ein Ereigniß nicht zu verhindern gewußt, das die Welt mit Staunen vernehmen, alle österreichischen Völker mit tiefem Kummer erfüllen müsse, und dem Staat höchst verderblich sey.“ —

Durch die Aeußerungen der beiden Staatsmänner und Patrioten in seinem Entschlusse bereits erschüttert, wünschte

politischen Gründe. Da Joseph seine Behauptung durch die vollgültigen Betrachtungen eines Kaunitz und Lascy gerechtfertigt sah, hielt er bei seinem Gefühle des Rechtes sich durch die geheime Sendung des Freiherrn von Thugut äußerst gekränkt, und die Bedingungen, unter welchen die Kaiserin den Frieden abschließen wollte, für so wenig ehrenvoll, daß er sich gegen mehrere Vertraute erklärte: Er werde sich nie bewegen lassen, einen solchen Frieden zu unterzeichnen, und im äußersten Falle lieber zu Frankfurt am Main seine Residenz aufschlagen, als nach Wien zurück kehren. Er hoffte, daß gerade die Männer, die für die Fortsetzung des Krieges gestimmt, auch seinen Entschluß billigen würden; allein in dieser Meinung fand sich Joseph sehr getäuscht, und schon Graf Lascy, dem er zuerst diese Idee mitgetheilt, erschrack heftig darüber und bat den Kaiser, nur sogleich diesen unheilbringenden Gedanken aufzugeben, indem er ihm alle nachtheiligen Folgen, die ein solcher Schritt nach sich ziehen müsse, mit der Gründlichkeit des Staatsmannes und der Wärme des Freundes auseinandersetzte. Ein Stocken in den wesentlichsten Zweigen der Staatsverwaltung werde eintreten, vorzüglich in der Bildung des Heeres, das der Stolz Sr. Majestät, eine kräftige Stütze des Staates sey. Die Feinde Oesterreichs würden diese Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn gewiß benützen, um von der Nachgiebigkeit der Kaiserin noch größere Concessionen zu erhalten, die Se. Majestät nur durch ihre Gegenwart zu verhindern im Stande seyen. Auf Josephs Bemerkung: er sey über die Aeußerung seines Freundes erstaunt, der sich für die Fortsetzung des Krieges

so nachdrücklich erklärt, erwiederte der Graf.: er sey auch jetzt noch immer der Meinung, es sey vortheilhafter für den Staat, den Krieg fortzusetzen, als einen Frieden einzugehen, dem man so wohlbegründete Ansprüche opfern müsse; aber eine ganz andere Sache sey der Zwist zwischen Mutter und Sohn, und hätte derselbe auch keine andere Folge, als eine Trennung von seinem gnädigsten Monarchen, sey diese auch noch so kurz, so müsse er schon um seinetwillen dagegen rathen; er beschwöre daher Se. Majestät — dem edeln Grafen traten jetzt Thränen in die Augen — an Ihren Vorsatz nicht mehr zu denken.“

„Nicht glücklicher war Joseph bei dem Fürsten Kaunitz, dem er seinen Entschluß schriftlich mitgetheilt. „Er bemerke,“ war die frostige Antwort des Fürsten, „daß man seit einiger Zeit seinen Vorschlägen seltener beipflichte, so daß es scheine, man bedürfe seines Rathes nicht mehr. Diese Betrachtung habe den Gedanken in ihm geweckt, seine Stelle niederzulegen, und den Rest seiner Tage in Zurückgezogenheit den Freunden und den Wissenschaften zu leben. Der Entschluß Sr. Majestät, Ihre Residenz nach Frankfurt zu verlegen, bestimme ihn nun, seinen Vorsatz sogleich auszuführen; denn er könne unmöglich wünschen, daß man von ihm einst sage, er habe während seiner Verwaltung ein Ereigniß nicht zu verhindern gewußt, das die Welt mit Staunen vernehmen, alle österreichischen Völker mit tiefem Kummer erfüllen müsse, und dem Staat höchst verderblich sey.“ —

Durch die Aeußerungen der beiden Staatsmänner und Patrioten in seinem Entschlusse bereits erschüttert, wünschte

Joseph wenigstens einen Mann von Ansehen zu finden, der seinen Vorsatz billige, um durch dessen Urtheil gerechtfertiget dann das Verdienstliche seines Benehmens um so mehr hervorzuheben, wenn er alle Staatsrücksichten den kindlichen Gefühlen zum Opfer bringe. Er wandte sich daher an den Mann, der gegen das Ende des Feldzuges durch den Befehl, keine Hauptschlacht zu wagen, gerade in dem Zeitpunkte verhindert worden, eine zu liefern, als die Ueberlegenheit seiner Streitkräfte, der Muth seiner Truppen und die gewagte Stellung des feindlichen Heeres ihm einen glänzenden Sieg über einen der berühmtesten Feldherrn jener Zeit zu erringen versprach, der daher im entscheidenden Augenblicke durch die Friedensliebe Theresiens gezwungen worden, einen schönen Lorbeer ungepflückt zu lassen. Joseph erwartete daher eine seinen Absichten entsprechende Antwort mit um so größerer Zuversicht, je genauer er unterrichtet war, in welche Gemüthsstimmung Loudon durch jenen Befehl versetzt worden sey. Der Feldmarschall beeilte sich, dem Kaiser zu antworten: „Er theile ganz die Ansichten Sr. Majestät, daß die Nachgiebigkeit Oesterreichs erst in der Folge ihre herben Früchte tragen werde, und finde daher den Unwillen, welchen der Kaiser über den bevorstehenden Frieden geäußert, ganz natürlich und betrachte jedes erlaubte Mittel, dessen Abschluß zu verhindern, als ein Gebot der Staatsklugheit. Aber als alter Kriegsmann müsse er dem Wahne widersprechen, als ob Oesterreich bei einem Heere von 400,000 Mann, mit dem der Kaiser den nächsten Feldzug eröffnen könne, gar nichts zu fürchten habe; das Kriegsspiel sey nun einmal kein Schachspiel, bei dem man

das Terrain übersehe und voraus wisse, daß jede Figur ihre Schuldigkeit thue; allein dieß sey im Kriege nicht immer der Fall, und die Feigheit eines Einzelnen sey nicht selten die entfernte Ursache des Verlustes ganzer Länder geworden. Auch fehle es Böhmen, dem Hauptschauplatze des gegenwärtigen Krieges an den nöthigen Festungen; er berufe sich über die nachtheiligen Folgen dieses Mangels auf die Geschichte des siebenjährigen Krieges, ja des letzten Feldzugs selbst; nur diesem Umstande sey es zuzuschreiben, daß der König von Preußen so leicht bis in das Herz dieses Landes eingedrungen, die wichtigsten Magazine weggenommen, Millionen an Brandschatzungen erpreßt und durch einen errungenen Sieg den Besitz desselben schon zweifelhaft gemacht, wenigstens durch den zeitweiligen Aufenthalt in einem Theile desselben bedeutende Hülfsmittel jeder Art zur Fortsetzung des Krieges gefunden. Anders sey dieß in Schlesien, das nach einem wohl überdachten System durch Festungen geschützt sey, auf die sich ein geschlagenes Heer zurück ziehen und aus denen es nach Bedarf verproviantirt werden könne."

"Ferner sey ein zahlreiches Herr noch kein vollkommenes, und das österreichische leide, ungeachtet aller rastlosen Bemühungen Sr. Majestät, denselben abzuhelfen, noch immer an großen Gebrechen, da jede nützliche Reform auch ihrer Zeit zur Reife bedürfe. Es fehle vor Allem an einem wohl organisirten Generalstab, wie er bei dem französischen Heere bestehe, dessen Mitglieder, mit den Verrichtungen jeder Waffe vertraut, sie auch für jedes Terrain zweckmäßig zu verwenden und die Verrichtungen eines Artillerie- und

Ingenieur-, Pontonnier- und Pionnier-Offiziers zu verbinden verständen, ja selbst durch eine höhere Bildung und Sprachkenntnisse geeignet seyen, diplomatische Verhandlungen zu führen. Er betrachte wenigstens jeden Offizier, der alle Eigenschaften und Kenntnisse, die man von einem ausgezeichneten Mitgliede des Generalstabes verlange, als ein außerordentliches Talent, das zu entwickeln und für seine Bestimmung auszubilden man bisher noch nicht die gehörige Sorgfalt angewendet; zwar wähle man bei jedem Anfang eines Krieges die geschicktesten Offiziere aus den Regimentern, um aus ihnen den Generalstab zu bilden; allein die Mehrzahl lerne erst im Laufe des Feldzugs ihre hohen Pflichten kennen, aber nicht selten auf Kosten des Heeres. Ein bleibender und der Anzahl der Truppen angemessener Generalstab, der in Friedenszeiten für seinen höchst wichtigen Dienst gebildet werde, sey ein hohes Bedürfniß für das österreichische Heer, und er wage es, den Wohlthäter und Vater desselben ehrfurchtsvoll zu bitten, diesen Wunsch eines alten Kriegers gnädigst beherzigen zu wollen."

„Eben so fehle es dem österreichischen Heere an geübten leichten Truppen, seitdem die Kroaten immer mehr und mehr zum Liniendienste verwendet würden; man errichte zwar beim Anfange eines jeden Krieges Freikorps und Jägerbataillons; aber auch diese müßten den Vorpostendienst erst erlernen. Er halte es daher für sehr zweckmäßig, nicht allein die Zahl der Scharfschützen bei den Grenzregimentern um das Doppelte zu vermehren, sondern auch wenigstens zwanzig Jägerbataillons zu errichten, dafür aber die deutsche Linieninfanterie um dieselbe Zahl zu vermindern."

Zwistes zwischen Mutter und Sohn sey in jeder Hinsicht ein beklagenswerthes Ereigniß, und die Welt sey glücklicher Weise noch nicht so verderbt, um nicht in einem solchen Falle die Partei der Mutter gegen den Sohn zu nehmen, selbst wenn das Recht auf dessen Seite stände. Auf die gemüthvollen österreichischen Völker werde dieser Zwist einen um so tiefern Eindruck machen, je mehr sie sich unter der wahrhaft patriarchalischen Regierung der Kaiserin glücklich fühlen, je größer ihre Verehrung für die beste Landesmutter sey; diese innige Liebe habe in gefahrvollen Zeitpunkten Wunder gewirkt, ja selbst den Staat gerettet. Se. Majestät, von der Vorsehung erkohren, einst mit der österreichischen Monarchie auch diese Anhänglichkeit der Unterthanen zu erben, werde auf diesen Theil der Erbschaft, durch welchen der andere erst seinen vollen Werth erhalte, gewiß nicht verzichten, oder in einigen Distrikten von Bayern etwa einen Ersatz dafür suchen; ein so weiser Monarch, der durch seine Handlungen die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen, die frohesten Hoffnungen in den österreichischen Völkern geweckt, könne diesen unmöglich das Beispiel eines mit seiner erhabenen Mutter im Zwiste lebenden Sohnes geben, und dann von ihnen die Erfüllung der kindlichen Pflichten erwarten, über die er sich selbst hinweg gesetzt."

„Von Sr. Majestät aufgefordert, frei seine Meinung zu sagen, halte er es für eine heilige Pflicht, sie mit aller Freimüthigkeit eines alten Soldaten auszusprechen; er sey aber fest überzeugt, daß, bevor noch sein Brief anlange, die plötzliche Aufwallung des gekränkten Ehrgeizes

„Wenn man nun auf die Menge sieht, die allein während des letzten Feldzugs durch die gewöhnlichen Lagerkrankheiten hingerafft worden, ohne über Epidemien klagen zu können, so werde Se. Majestät leicht einsehen, daß nach dem Abzuge, welchen schon die Feldspitäler verschlingen, einige Schlachten, verbunden mit den täglichen Gefechten, eine Belagerung auch ein Heer von 400,000 Mann so mindern könne, daß selbst der herzlose, nur auf seinen Ruhm bedachte Feldherr beim Ende der Campagne erschrecke, der Vater seines Volkes aber bittere Thränen vergieße.“

„Die gegenwärtige Aufstellung des Heeres oder die sogenannte Ordre de Bataille sey pedantisch, zu schnellen Manövres nicht geeignet: er schlage daher nach dem Beispiele der Alten die Eintheilung in kleinere Heerabtheilungen vor, von welchen jede unter dem Befehle eines Feldzeugmeisters oder eines Feldmarschall-Lieutenants stehe, ihren eigenen Generalstab habe, so daß sie ein kleines Heer für sich bilde. Durch diese Vertheilung erhalte das ganze Heer eine größere Beweglichkeit, der General en Chef eine leichtere Uebersicht des Ganzen, der lächerliche Rangstreit der Regimenter, der zuweilen noch spucke, werde vertilgt, und dem Feinde erschwert, sich eine genaue Kenntniß von der Aufstellung des Heeres zu verschaffen. Dieser Vorschlag sey indeß von solcher Wichtigkeit, daß er eine reife Berathung der erfahrensten Generäle verdiene, bevor man das alte System in dieser Hinsicht ändere.“

„Schließlich erlaube er sich über den ihm vertrauungsvoll mitgetheilten Entschluß Sr. Majestät noch eine unterthänigste Bemerkung zu machen. Das Schauspiel eines

Zwistes zwischen Mutter und Sohn sey in jeder Hinsicht ein beklagenswerthes Ereigniß, und die Welt sey glücklicher Weise noch nicht so verderbt, um nicht in einem solchen Falle die Partei der Mutter gegen den Sohn zu nehmen, selbst wenn das Recht auf dessen Seite stände. Auf die gemüthvollen österreichischen Völker werde dieser Zwist einen um so tiefern Eindruck machen, je mehr sie sich unter der wahrhaft patriarchalischen Regierung der Kaiserin glücklich fühlen, je größer ihre Verehrung für die beste Landesmutter sey; diese innige Liebe habe in gefahrvollen Zeitpunkten Wunder gewirkt, ja selbst den Staat gerettet. Se. Majestät, von der Vorsehung erkohren, einst mit der österreichischen Monarchie auch diese Anhänglichkeit der Unterthanen zu erben, werde auf diesen Theil der Erbschaft, durch welchen der andere erst seinen vollen Werth erhalte, gewiß nicht verzichten, oder in einigen Distrikten von Bayern etwa einen Ersatz dafür suchen; ein so weiser Monarch, der durch seine Handlungen die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen, die frohesten Hoffnungen in den österreichischen Völkern geweckt, könne diesen unmöglich das Beispiel eines mit seiner erhabenen Mutter im Zwiste lebenden Sohnes geben, und dann von ihnen die Erfüllung der kindlichen Pflichten erwarten, über die er sich selbst hinweg gesetzt.“

„Von Sr. Majestät aufgefordert, frei seine Meinung zu sagen, halte er es für eine heilige Pflicht, sie mit aller Freimüthigkeit eines alten Soldaten auszusprechen; er sey aber fest überzeugt, daß, bevor noch sein Brief anlange, die plötzliche Aufwallung des gekränkten Ehrgeizes

sich bereits gelegt, und daß er als ein treuer Diener des österreichischen Hauses noch ferner des Glückes sich erfreuen werde, Sr. Majestät in der kaiserlichen Burg zu Wien seine Huldigung darzubringen.“

Joseph las mit großer Aufmerksamkeit dieses merkwürdige Schreiben, legte es bewegt auf den Tisch, um es nach wenigen Minuten auf's Neue zu lesen, und rief einige Mal aus: „Aus dieser Sprache erkenne ich den alten Graukopf; doch hätte ich nie geglaubt, daß der rauhe Krieger mit so gemüthvollen Gründen mich aus meiner Stellung heraus manövriren werde. Beim ersten Wiedersehen will ich ihm den herzlichsten Dank dafür zollen.“

Daß Joseph, um den Abschluß des Waffenstillstandes zu hintertreiben und den König von Preußen zur Fortsetzung der Feindseligkeiten zu reitzen, den Befehl ertheilt, Neustadt in preußisch Schlesien in Asche zu legen, gehört zu den leidenschaftlichen Beschuldigungen, von welchen auch der königliche Geschichtschreiber nicht ganz frei ist. Eine solche Barbarei lag nicht im Charakter des Kaisers, wohl aber in der Ungeschicklichkeit des Feldherrn, dem diese Unternehmung aufgetragen worden war.“

Achtzehntes Kapitel.

1778 — 1779.

Der Zwetschken-Rummel.

Bald nach Friedrichs Einspruch in die bayerische Erbfolge-Angelegenheit rüstete sich Oesterreich mit großer

Schnelligkeit. Die Energie des Kaisers zeigte sich nun glänzend, indem sie im österreichischen Heere ein plötzliches Aufraffen bewirkte, das in den Zeiten der kriegsunkundigen Theresia ohne Beispiel war. Europa war diese rasche Entschlossenheit nur an Friedrich II. gewohnt, sie hatte Oesterreich wiederholt in die größte Gefahr gestürzt und dem Preußenkönig seinen Ruhm erworben. Preußen hatte nun mit Oesterreich die Rollen getauscht, hier erschien die Jugendkraft eines thatenlustigen Fürsten, dort die Schwäche eines entnervten, lebensmüden Greises — nur das Recht blieb auf der alten Seite. Man sah durch den Eifer des Kaisers mit Verwunderung plötzlich in Böhmen ein wohlgerüstetes Heer stehen, ehe sich noch Friedrich aufgemacht hatte, in das österreichische Gebiet einzufallen.

Der König von Preußen zog nun auch seine sämmtlichen, in den Inspektionen der Mark Brandenburg, des Herzogthums Magdeburg, Pommerns, Schlesiens, Preußens und Westphalens stehenden Regimenter zusammen. Man formirte zwei Armeen: die eine, unter den Befehlen des Königs, versammelte sich aus den Regimentern Schlesiens, der Kurmark und aus 21 Bataillons, 30 Eskadrons und sechs Garnisonbataillons Preußens; die andere, unter den Befehlen des Prinzen Heinrich, bestand aus den Regimentern der übrigen Marken und aus den in Preußen gestandenen Infanterie-Regimentern von Steinwehr, von Zastrow, den formirten Grenadierbataillons von Herzberg und von Bär, und den Reiter-Regimentern von Platen, von Pomeisko, von Posadowsky, von Owstien und von Usedom. Der König begab sich schon am 6. April zu der Armee in

Schlesien. Carl Friedrich Wilhelm, damaliger Erbprinz von Braunschweig, begleitete den König. Beide Heere des Königs bezogen gegen das Ende des Monats April und im Mai die Kantonirungen.

Während dieser Gegenrüstung dauerte die Sammlung von Truppen aus Galizien und den österreichischen Niederlanden fort, Eger wurde befestigt und die Besatzung von Bayern verstärkt. Der Kaiser kam den 20. April in Begleitung des Feldmarschalls, Grafen von Lascy, bei der Armee in Böhmen an, wo sie Loudon bereits erwartete. Die Armee stand in Kantonirungen und das Hauptquartier war in den letzten Tagen des Monats April zu Brandeis, unfern Prag. Ein besonderes Korps, unter den Befehlen des Fürsten von Lichtenstein, zog sich an den Grenzen von Sachsen hin, worauf der Kurfürst seine sämmtlichen Truppen aufbrechen und ein Lager bei Dresden beziehen ließ.

Bisher hatte man sowohl in Preußen als in Oesterreich geglaubt, alle diese Rüstungen würden nur zum Schein vorgenommen, allein nachdem am 24. Juli die Staatsunterhandlungen abgebrochen worden waren, rückte der König in Böhmen ein und ließ den Prinzen Heinrich bis nach Sachsen nachrücken. Dadurch wurden plötzlich jene Illusionen zerstört und in der Monarchie jene Aufregung hervor gebracht, welche stets die Nachricht eines Kriegsausbruches mit sich bringt. Der König schien, wie im Jahr 1757, bei Prag einfallen zu wollen, eine Vermuthung, welche an Wahrscheinlichkeit gewann, da er 20000 Mann Reiterei bei sich hatte, welche er bei Prag oder Czaslau

in die Schlacht zu führen hoffte. Allein die Ausführung dieses Planes war nicht so leicht, als er glaubte; Königsgrätz war in den letzten Friedensjahren eine gute Festung geworden, aber der König vermuthete nicht, daß jene Reihe von Bergen, welche sich längs dem Elbfluß von Arnau bis Königsgrätz hinzieht, durch Werke der Feldbefestigung undurchdringbar geworden sey, und zwar in der kurzen Zeit, welche vom Tage der erhobenen Zwistigkeiten an verflossen war. Ein zahlreiches Kriegsheer stand vor Königsgrätz bei Jaromirs in einem festen Lager, welches von Friedrich selbst, in Erwägung der großen Opfer, welche ein Angriff erfordern würde, als unangreifbar bezeichnet wurde. Der Angriff zweier an einander hängenden Festungen dieser Art würde die Aufopferung seines 120,000 Mann starken Heeres binnen zwei Monaten gefordert haben. Friedrich untersuchte nun in eigener Person, ob die Operation über Arnau bis Brandeis nicht möglich wäre, allein es bot sich auch hier wider Erwarten ein Meisterstück der Feldbefestigung in Form eines Amphitheaters seinen Augen dar. Durch Alles, was Friedrich auf seinen Spekulationsritten beobachtete, wurde er überzeugt, daß es nicht mehr das alte österreichische Heer war, mit welchem er zu thun hatte, und daß der Feind, welcher ihm jetzt gegenüber stand, in einer Achtung gebietenden Verfassung sich befinde.

Diese Ueberzeugung veranlaßte Friedrich zu einer Aenderung seines Operationsplanes. Er ertheilte dem Prinzen Heinrich den Befehl, von dem Wege von Kommotau zurück nach Dresden zu gehen, und von dort über Romburg in den Leitmeritzer Kreis zu dringen. Zur nämlichen Zeit

sollte General Werner nach Mähren vorrücken, um die dort stehenden 10000 Oesterreicher zu bedrängen. Hierdurch glaubte er Lascy zu bewegen, einen Theil seines Heeres nach Mähren abzuschicken, allein dieser ging nicht in die Falle. Der König machte daher mehrere Bewegungen, um das österreichische Heer aus seinem Lager zu locken, und schickte am 21. eine Brigade gegen Arnau. Hier standen 15000 Oesterreicher unter d'Alton, von dessen Kriegsgewandtheit und Erfahrung man erwarten konnte, daß er sich so lange halten würde, bis man ihn unterstützen konnte. Am 23. Juli ließ der König acht Bataillons und sieben Schwadronen zur Futterernte über die Bäche Aupa und Jessena vorrücken, um die Oesterreicher zu reitzen, einen großen Theil ihrer Macht hieher zu versetzen, allein der Feldmarschall-Lieutenant Wurmser vereitelte seine Absicht. Alles schien darauf berechnet, Lascy zu anderen Stellungen zu bewegen, allein dieser bewegte selbst, als Friedrich am 2. August den dritten Theil seiner Macht auf Neustadt in die rechte Flanke der Oesterreicher hinführte, nicht einen Mann aus dem Lager, sondern ließ blos den General Wurmser einen Seitenmarsch machen und sich vor Neustadt aufstellen.

Da Friedrich alle seine Anschläge mißlingen sah, beschloß er, Anstalten zu treffen, um Arnau von vorn anzugreifen. Er sendete deßhalb Podewill auf Sohr. Indessen hatte Loudon durch meisterhaft bewerkstelligte Märsche an dem morastigen Ufer der Iser ein unbezwingbares Lager bezogen, und war in der Besetzung des wichtigen Postens Türnau dem Prinzen Heinrich zuvorgekommen. Friedrich

beorderte daher den Prinzen Heinrich und den Grafen von Platen, die Reserve von Dresden nach Budin zu führen, und Werner erhielt den Auftrag, mit seiner Reiterei einen raschen Anlauf gegen Mähren zu versuchen. Zwar gelang es den Generalen des Prinzen Heinrich, die bei Tollenstein und Gabel aufgestellten Truppen am 2. August zu trennen und zurück zu drängen, andererseits bei dem Dorfe Teschen am 10. August ein Lager von 1½ Reiter-Regimentern zu überraschen und zu zerstreuen, allein der Hauptzweck dieses Manövres blieb unerreicht: aus dem Lager bei Königgrätz wurde weder Mann noch Pferd nach Mähren geschickt. Dagegen führte Loudon sein Heer in das unangreifliche Lager von Münchengrätz und hinderte so das weitere Vorrücken des Prinzen Heinrich.

Mittlerweile waren die neuen Unterhandlungen durch Thugut eingeleitet und wieder abgebrochen worden. Ueber die hierauf unternommenen Feldoperationen berichtet Joseph mit sichtbar sarkastischer Laune Folgendes an die Kaiserin Mutter:

„Der König von Preußen, der in dem Besitz des Ruhmes war, eine außerordentliche Behendigkeit in Kriegsrüstungen zu haben, und der sich hierin beinahe für unerreichbar hielt, war mißvergnügt darüber, daß ich die Kühnheit hatte, ihm den Besitz hievon zu bestreiten, und daß ich mit den Truppen Eurer Majestät früher an dem Ort ihrer Bestimmung eingetroffen, als es wohl den Absichten desselben beförderlich wäre.“

„Wir standen in Böhmen, um den Widersprecher, wenn er sich zum angreifenden Theile erklärte, in einer gut

gewählten Stellung zu empfangen. Ich hatte 200,000 Defensores der Rechte Eurer Majestät, und kluge Generals an meiner Seite."

„Nachdem die Unterhandlungen abgebrochen und die Fehde erklärt worden, überschritt der König den Rubikon, und drang mit dem Erbprinzen von Braunschweig und General Ranim bis Nachod vor; ich vereinigte die Truppen Eurer Majestät und stellte mich bei Jaromirs in einem vortheilhaften Vertheidigungsposten den Feinden entgegen."

„Der König sah bei einem seiner Spekulationsritte, daß es ihm unmöglich wäre, über Arnau vorzudringen, um bei Czaslau oder Prag eine Hauptschlacht zu liefern. Er fand Arnau unbezwinglich, und unsere Feldbefestigung diesseits der Elbe in dem vortheilhaftesten Vertheidigungsstand."

„Seine Majestät unterhielten sich in ihrem Lager mit Fouragiren, und erwarteten den Erfolg einer vom Prinzen Heinrich über Romburg unternommenen Operation gegen Türnau. Loudon war ihm zuvor gekommen, und bezog unweit Cosmanos am Ufer des Iserstromes ein unbezwingliches Lager."

„Der Vortrab seiner Truppen erhielt einige Vortheile über ein Paar Infanterieregimenter aus der Lombardie — und bei Mladenko zerstreuten die Preußen etwelche Schwadronen Reiter — diese Kleinigkeiten verschafften ihm keine wesentlichen Vortheile. Loudon machte forcirte Märsche von den Ufern der Elbe bis Münchengrätz, und stellte den Prinzen Heinrich bei Nemis — Schach."

„General Platen marschirte über Linay, und besetzte Leutmeritz; der König aber zog mit seinen Truppen und

dem Erbprinzen von Braunschweig aus seinem Lager nach Burkersdorf. Die Beschwerlichkeiten, denen seine Truppen hiebei ausgesetzt waren, und die unwegsamen Defileen vermehrten die Gefahr seines Rückzugs, der vom General Lossow gedeckt wurde, und der um so sicherer gewesen, da die Conferenzen in Braunau mich an der Verfolgung seines Heeres gehindert haben.“

„Die Großmuth Eurer Majestät, und die gemessenen Befehle, die ich hierin gehabt, den König auf seinem Rückzuge nicht zu verfolgen, machen dem Herzen Eurer Majestät Ehre; aber mir wurde die Gelegenheit geraubt zu beweisen, daß ich ein General in der Gefahr seyn kann, so gut wie Friedrich der Einzige.“

Nachdem es durch diese übertriebene Schonung dem König gelungen war, aus einem Lager zu entkommen, das er selbst für höchst gefährlich erkannte, brach Friedrich die Unterhandlungen in Braunau plötzlich ab, und erklärte, man sey noch in den Hauptpunkten zu weit von einander entfernt, obgleich er Anfangs sich angestellt hatte, als wäre er im Ganzen mit den Vorschlägen der Kaiserin zufrieden, und wünsche nur noch über einige unwesentliche Details die Unterhandlungen fortzusetzen. Die preußischen Schriftsteller versäumen bei Erzählung dieses Vorfalls nicht, die großen kriegerischen Talente Friedrichs zu preisen, obgleich er die Rettung seiner Armee nur einer sehr gewöhnlichen List und dem übermäßigen Zutrauen der Kaiserin verdankte.

Der König wünschte nun bei Arnau durchzubringen, bevor es den österreichischen Truppen möglich würde, aus

ihrem Lager bei Königshof und Jaromirs hinter Arnau anzukommen, und sich bei Els aufzustellen. Er beorderte daher die Generale Dallwig und Anhalt, die auf den Höhen von Tscherma und Leopold stehenden Vortruppen der Division des Grafen d'Alton zu vertreiben, aber Graf d'Alton manövrirte in ihre Flanke mit einer Geschwindigkeit, die sie ganz von ihrer gedachten Ausführung abhielt. Die zurück geschlagenen Truppen, deren Befehlshaber entfernt wurden, bekamen noch vor dem Abend Befehl, gegen Schwarzthal vorzurücken und bei Möhren sich aufzustellen. Zwischen Altbuch und Wildschütz wurde am 19. August Abends eine breite Brücke geschlagen. Sie bedeutete einen nahen Marsch der Preußen vorwärts, welcher denn auch am 22. eintraf, so daß der König an diesem Tage mit 20 Bataillons und 15 Schwadronen in drei Kolonnen vorrückte. Er führte sie in ein neues Lager von Arnau auf die Höhen bei Leopold, und der Erbprinz von Braunschweig stellte sich bei Langenau auf."

Am folgenden Tage ritt der König rekognosciren. Wider Vermuthen sah er jenseits der Elbe die ganze Truppenmasse, welche bei Jaromirs und Königshof gestanden hatte, bis auf einige Bataillons und Schwadronen, die in dem dortigen Lager zurück gelassen waren, hinter Arnau erscheinen, und bei Els ein sehr vortheilhaftes Lager beziehen. Die Gegenden von Arnau wurden nochmals untersucht, und die Falkenhaynische Division, welche bei Liebenau stand, mit der bei Burkersdorf gelassenen Reserve des Generals von Tauenzien, empfingen Befehl nach Wildschütz zu kommen, weil der König Willens war, am

26. August noch einen Marsch gegen die linke Flanke von Arnau zu unternehmen.“

„Der österreichische Feldmarschallieutenant Graf Wurmser beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit dieses Beginnen. Der Feind setzte sich in Marsch, und in dem Augenblicke schickte er einen Theil seiner Husaren und holte denselben hinter Burkersdorf ein, wo er sich in Ordnung stellte. Der Nachtrab bestand aus fünf Bataillons Fußvolk, fünfzehn Kürassierschwadronen, zehn Schwadronen Dragonern und acht Schwadronen Bosniaken. Obgleich Graf Wurmser nur achtzehn Schwadronen Husaren hatte, griff er doch die preußische in drei Linien hinter einander geordnete Reiterei an. Eine Linie der preußischen Kürassiere wurde zurück gedrückt, die zweite der Dragoner stellte zwar die Sache wieder her, inzwischen wurde sie doch auch weg getrieben und nur von dem preußischen Fußvolke beschützt, welches mit der Artillerie hervor marschirte. Der 26. August war der Tag, an welchem der König den letzten Versuch machte, in die linke Flanke des Postens von Arnau zu kommen. Er marschirte in drei Kolonnen durch fast ungangbare Defileen der Gegend von Leopold nach Lauterwasser, und rekognoscirte am 27. mit eigenen Augen, ob es möglich seyn werde, seinen Zweck zu erreichen. Er fand die Stellung der Oesterreicher unangreiflich, ihr Lager meisterhaft verschanzt, alle Anhöhen mit Geschütz stark bepflanzt, den Posten Saboda mit einer beträchtlichen Zahl Truppen besetzt — und überzeugte sich, daß sein Plan nicht ausführbar sey. Seine taktischen Berechnungen hatten ihn getäuscht, seine schwachen Sinne versagten ihm ihre Dienste

und dennoch blieb er entschlossen, nur seiner eigenen Einsicht zu folgen. Der Grund der auffallenden Erscheinung, daß Friedrich in diesem Feldzug seine Pläne so oft mißlingen sah, lag indessen wohl weniger in seiner Altersschwäche, als in der Veränderung, welche mit seinem Feinde vorgegangen war. Sein Heldentalent war vielleicht dasselbe geblieben, aber sein Feind war ein anderer.

General Platen rückte den 27. August auf Budin vor, wobei sein Vortrab bis zum Weißenberg vor Prag hinstreifte. Zehntausend Mann waren eben in forcirten Märschen aus dem Lager bei Els angekommen, den Feldmarschall Loudon zu verstärken, und noch an demselben Tage operirte dieser treffliche Feldherr in die Flanke des feindlichen Generals, nöthigte ihn, von Budin nach Leutmeritz zu weichen und sendete sogleich den General Sauer mit leichten Truppen in's sächsische Erzgebirge.

Prinz Heinrich mußte eilen, Dresden wieder zu erreichen, bevor die Gefahr Sachsens sich vermehrte. Er hob daher sein Lager bei Nimes auf und wendete sich nach Leutmeritz. An dem nämlichen Tage verließ auch der König sein Lager bei Lauterwasser, und lenkte seinen berühmten Rückzug über Trautenau der Straße zu, welche von Schazlar nach Landshut führt.

In den letzten Tagen des Augusts und in den ersten Wochen des Septembers war ein anhaltender Regen gefallen, der alle Straßen verdorben hatte. Der König hatte daher besonders wegen des schweren Geschützes einen äußerst beschwerlichen und gefährlichen Rückzug. In dem sehr engen Defilee bei Leopold blieben 40 Kanonen in dem nassen

Boden stecken. In diesem Augenblick griffen die österreichischen Husaren den Nachtrab an, und versprengten ihn. Allein von den Anhöhen von Tscherne spielte eine Batterie auf die Angreifendeu, und tödtete 19 Mann in dem Augenblick, als Joseph II. selbst auf dem Platze ankam. Er befahl sogleich, von der Verfolgung abzulassen, wohl abermals aus allzu großer Rücksicht, welche man wegen der Unschlüssigkeit der Kaiserin zu nehmen gezwungen war. Dieser Marsch der Preußen hatte von Anbruch des Tages bis nach Sonnenuntergang gewähret, obschon die Ferne des Lagers, das sie am Abend bezogen, nur anderthalb Stunden Weges von Lauterwasser betrug. Die preußischen Schriftsteller rühmten sich später dieses Rückzuges mit gewohnter Emphase und ergötzlichen Hyperbeln; sie nannten diese ungekränkte „Umkehr" den größten Triumph der Preußen in diesem Kriege, und behaupteten, die Oesterreicher hätten den 67jährigen Friedrich so sehr gescheut, daß sie vor ihren Truppen die Gegenden rein verheeren durften. Allein dieser seltsame „Triumph" verliert allen seinen Glanz durch die Kenntniß der einfachen Thatsache, daß das Heer den gemessenen Befehl erhalten hatte, nichts gegen die Preußen zu unternehmen und alles Blutvergießen zu vermeiden. Maria Theresia hatte nämlich zu der Zeit den Baron Thugut an Friedrich gesandt, um die abgebrochenen Unterhandlungen neuerdings wieder anzuknüpfen. Ohne diesen Befehl, dessen Wirkungen Friedrich sehr wohl zu benützen wußte, wäre Friedrich gewiß nicht ungestraft aus seiner Schlinge entkommen. Wir haben bereits aus einem Briefe des Kaisers ersehen, wie gut der König stets

Feinden; und wenn ich Böhmen von den Preußen gereinigt und den Winter-Kordon berichtiget habe, so hoffe ich das Glück, Euer Majestät wieder zu sehen."

„Ich bin mit großer Ehrfurcht

Euer Majestät

unterthänigster Sohn

Im Lager, den 1. Oktober 1778. Joseph."

Diesem Berichte folgte in demselben Monat ein Schreiben, das wir der umständlichen Erzählung der Kriegsbegebenheiten voraussenden:

„Die fürtrefflichen Dispositionen des Feldmarschalls Loudon haben nicht nur den Prinz Heinrich nach Sachsen zurückgedrängt, sondern auch den König besorgt gemacht, er würde die Operationen gegen dieses Land fortsetzen, oder in die Lausitz eindringen: und dieß zu verhindern, hatten die Preußen den Prinzen von Anhalt-Bernburg mit einem Beobachtungsheer dahingestellt. Nachdem dieses alles angeordnet und der Feldzug, zum Mißvergnügen des Königs, ohne Hauptschlacht vorübergegangen war — der Monarch Brandenburgs aber eingesehen hatte, daß ihn der Defensivplan unserer Heere gehindert, seinen eigenen Offensivplan zu befolgen, so ging er mit seinen blauen Legionen in die Winterquartiere. Euer Majestät wissen zu sehr, mit wie vieler Achtung ich Ihre Befehle jederzeit angenommen habe, und wie getreu ich den Grundsätzen sey, die mir Ihre Gesinnungen zur Richtschnur meines Betragens gemacht haben. Ich würde sonst in der Person des Königs den Angreifer ihrer Rechte gesehen, und ihn als einen



MARIA THERESIA.

Feind behandelt haben, dessen kriegerische Talente nichts Furchtbares mehr für Ihre Heere haben!“

„Die beiden Städte Troppau und Jägerndorf sind zwar in dem Winter-Cordon des feindlichen Heeres mit eingeschlossen und durch einige Feldbefestigung gesichert worden; ich hoffe aber, daß diese beiden Orte ein sehr unruhiger Platz für diese Leute werden sollen.“

„Ich eile, Ihnen mündliche Berichte von den Angelegenheiten Eurer Majestät und dem Befinden der österreichischen Armee zu hinterbringen, um zugleich Hochdenenselben diejenigen Offiziers zu empfehlen, die sich durch Bravour und Tapferkeit Ansprüche auf Belohnungen erworben haben.“

„Mit grenzenloser Hochachtung bin ich

Eurer Majestät

unterthänigster Sohn

Prag, im Oktober 1778. Joseph.“

Am 15. Oktober verlegte der König sein Hauptquartier von Schazlar nach Landshut. Damit endigte sich dieser merkwürdige und für Preußen so unrühmliche Feldzug.

Nach einem Aufwande von etwa vierzig Millionen Thaler, welchen Kriegsrüstungen und dieser erste Feldzug dem König gekostet hatten, bezog nun sein Heer die Winterquartiere. Er faßte in Schlesien die zwei Städte Jägerndorf und Troppau in seinen Winterkordon und sicherte durch schleunig betriebene Feldbefestigung seinen Stand in denselben.

Gegenüber der Abtheilung des preußischen Generals Ramin und gegen eine Flanke der Grafschaft Glatz hatte

der Feldmarschall=Lieutenant, Graf Wurmser, die Aufsicht über den österreichischen Winterkordon in dem Königsgrätzer Kreise. Dieser unternehmende General faßte den Entschluß, die in Dittersbach stehende Besatzung anzugreifen. Dieß gelang ihm so wohl, daß die dazu abgeschickten Kroaten 10 Fahnen eroberten, gegen 200 Feinde tödteten, Gefangene mit sich nahmen und nach verrichteter That des Ueberfalls, nur mit wenigem Verlust, wieder in ihre Stationen zurückkehrten.

Oberstlieutenant Beharnik, Befehlshaber der kroatischen Scharfschützen, welche Mösnik, Raden, Gotschdorf und Braunsdorf besetzt und ein Bataillon von Khevenhüller teutsches Fußvolk zur Unterstützung hatten, überfiel in der Nacht vom 23. auf den 24. November das in Komeise stehende Bataillon Steinmetz. Major Millorадowich kam glücklich und unbemerkt in den Rücken des Dorfes Komeise. Der Befehlshaber des preußischen Bataillons, Oberstlieutenant Steinmetz und ein Offizier wurden erschossen; ein Unteroffizier und 30 Mann gefangen gemacht.

Das Musketenfeuer hatte die ganze Gegend allarmirt. General Stutterheim, der einen Generalangriff vermuthete, ließ die Lärmstangen anzünden. Major Milloradowich war mit seinen 30 Gefangenen zurück eingetroffen. Sein Trupp hatte nicht mehr als acht Mann verloren. Noch wußte Generallieutenant Stutterheim nicht, ob es im Ernst darauf abgesehen war, ihn durch einen Generalangriff von Jägerndorf bis Neisse zurückzunöthigen. Er ließ drei Bataillons mit Kanonen zwischen Weiskirchen und Komeise gegen den österreichischen Verhau hinmarschiren, wobei sein

Kanonenfeuer sich lebhaft bewies. Indessen waren mit Anbruch des Tages 13 Bataillons, 4 Kavallerieregimenter und etwa 10 Schwadronen Husaren, da wo der Burgberg sich auf die Fläche herabläßt, in drei Treffen aufmarschirt. Die österreichischen vier Bataillons hielten sich verdeckt hinter dem Walde; die ausgesandten Patrouillen brachten dem preußischen General den Bericht, daß in der ganzen Gegend von Bewegungen kaiserlicher Truppen nichts zu entdecken sey. General Stutterheim schloß, daß Alles ein blinder Lärm gewesen sey, und ließ daher die Truppen von dem Sammelplatze in Kolonnen wieder abmarschiren; allein kaum hatte ihr Schweif Jägerndorf erreicht, so fing die österreichische Kanonade auf die Verschanzungen von Weiskirchen (Nachmittags um 1 Uhr) an. Zu der nämlichen Zeit demonstrirte Graf Staray in einem Blendangriffe gegen Päntsch, und die dorthin dirigirte Reiterei eilte in gestrecktem Trabe, die Husaren im Galopp; sieben Bataillons beschleunigten ihren Marsch nach der Anhöhe hinter Weiskirchen; fünfe davon führte der preußische General-Major Zaremba gerade auf den von Oesterreichern besetzten Pfaffenberg. Sie liefen muthig und mit Ungestüm an. Die Kroaten leisteten tapfere Gegenwehr; allein die Preußen erstiegen den Berg, wurden aber von einem Bataillon der Khevenhüller'schen und von einem der Anton Colloredischen Truppen wieder zurückgedrängt; inzwischen kamen sie verstärkt zum zweitenmal hinan, erstiegen den Berg, zwangen die zwei Bataillons zum Rückzuge, drangen zum Seulenberg und sogar bis in Mösnik ein. Hier stand im Thale ein Migazzisches Bataillon, welches sie aufhielt. Im Ganzen

waren die Erfolge aller dieser Bewegungen für die Preußen sehr unrühmlich. Sie hatten größere Verluste erlitten, waren in allen ihren Unternehmungen unglücklich und büßten oft Fahnen und Geschütz ein. Der König war darüber äußerst unzufrieden und offenbarte seine üble Laune in bitteren sarkastischen Bemerkungen. Besonderen Unwillen erregte der Ueberfall, wegen dessen er auf das Thadden'sche Regiment sehr ungehalten war. Seine Generäle verabredeten sich daher, dem König an seinem achtundsechzigsten Geburtstage ein Bouquet von den Fahnen des Migazzischen Regiments, wovon ein Bataillon zu Olbersdorf stand, oder von einem bei Zuckmantel stehenden Regimente, darzubringen; allein das heroische Unternehmen mißglückte.

Der Befehlshaber der österreichischen in Mähren stehenden Truppen hatte eben den Abend vorher, als den 11. Jänner, dem Husaren-Obersten, Freiherrn von Wallisch, befohlen, bei Pikau, und dem Obrist-Lieutenant Kozi bei Mösnik, die Preußen zu allarmiren. Dieser griff, um 11 Uhr in der Nacht, das preußische Blockhaus bei Mösnik mit solcher Geschwindigkeit an, daß die darin stehende Besatzung nicht Zeit genug hatte, zu ihrem Gewehr zu kommen. Sie entfloh und hinterließ Gewehr und Gepäck, eben zu der Zeit, da nicht weit davon die zu einem Angriff auf Olbersdorf bestimmten preußischen Bataillons, von der Division des Generallieutenants von Stutterheim, auf ihrem Sammelplatze eintrafen. Die ruhige Zurückhaltung, mit welcher der Oberst Baron Staader den Angriff der Preußen erwartete, machte sie glauben, daß die an Tropplowiz und Olbersdorf stoßenden Wälder mit einer

zahlreichen Reserve österreichischer Truppen besetzt wären. Aus diesem Grunde standen sie alle auf einmal stille und begnügten sich vor der Hand nur damit, den Posten Olbersdorf mit Kanonen zu bestürmen. Die Kanonade that keine andere Wirkung, als daß sie ein Haus in Olbersdorf anzündete. Bei dieser Gelegenheit thaten sich die Divisionen der Saint-Ignon'schen Dragoner und die Husarendivisionen von Esterhazy hervor. In einer Zeit von fünf Viertelstunden geschahen auf sie mehr als 200 preußische Kanonenschüsse. Gegen Mittag zogen sich die Preußen wieder zurück und hinterließen einige Verwundete und einen Pulverkarren.

Der Blendangriff, welchen der Erbprinz von Braunschweig, das Stutterheim'sche Unternehmen zu begünstigen, von Troppau über Jaktar auf den Posten Freihermsdorf machen ließ, mißlang ebenso. Das Gefecht wurde fürchterlich und der Obrist-Lieutenant Graf Staray gewann Zeit, mit seinen Truppen und mit den Kavallerie-Kanonen die Feinde in ihrer Flanke zu fassen. Dieser Flankenangriff nöthigte die Preußen zum Weichen, nachdem ihr Feuer drei Stunden gedauert hatte.

General Wunsch hatte während seinem Hinzuge seine Divisionen mit einigen aus der Festung Neisse berufenen Bataillons verstärkt und kam am 13. Jänner mit 16 Bataillons, mit einer großen Anzahl Reiterei und mit 50 Kanonen vor Zuckmantel an. Der dort befehlhabende Oberst, Baron Löwenehr, erwartete den Angriff, ungeachtet er nur 16 Kompagnieen teutsches Fußvolk, das Bannatische und das Baumgarten'sche Freibataillon, mit einem Bataillon Kroaten und dem Dragonerregimente von Darmstadt bei

sich hatte. Die Preußen stürmten auf den Rochusberg; allein aus der Redoute traf sie ein so starkes Kartätschenfeuer, daß sie in fast allgemeiner Unordnung zurückkehrten und die Flucht ergriffen.

Am 18. Jänner überraschten die Oesterreicher den Feind abermals und trafen noch eine Stunde vor Anbruch des Tages an beiden Punkten ein. Der Anlauf geschah mit der größten Geschwindigkeit ohne Gebrauch des Musketenfeuers. Die Regimenter Fabris und d'Alton legten die mitgebrachten Leitern an, stürmten Habelschwerd, forcirten die Pforten und überwältigten, mit dem Säbel in der Faust, die Hauptwache, nahmen den Generalmajor, Prinzen von Hessen-Philippsthal, vor den Augen seiner Truppen gefangen und zwangen die aus den Gassen und Häusern zur Gegenwehr auftretenden Pelotons der Preußen, ihr Gewehr zu strecken. Die Zahl der Kriegs-Gefangenen bestand in 25 Offiziers und 714 Gemeinen, vom Feldwebel an; auch wurden hiebei 10 Fahnen und 3 Kanonen erobert. Der Rittmeister Ratkowsky, aus Erlau gebürtig, von den Wurmser Husaren, starb bei dieser Gelegenheit den Tod Arnolds von Winkelried, indem er unter die Bajonette eines feindlichen Vierecks sich stürzte und mit eilf Wunden niedersank, aber seinen Waffenbrüdern den Weg zum Siege bahnte. — „Tragt mich," rief der mit dem Tode ringende Held, „auf die preußische Kanone, sie soll mein Sterbebett werden; ein ehrenvolleres kenn' ich nicht." —

Ein, von den Regimentern Bernhauer und Hallmann zusammengesetztes Bataillon, welches der Kommandant der Festung Glatz zur Rettung des Blockhauses zu Oberschwedel-

dorf ausgeschickt hatte, wurde auf freiem Felde von drei Divisionen der österreichischen Husaren, von Wurmser und Barko, umringt, bezwungen und gefangen genommen. In der Anzahl von Kriegsgefangenen auf dieser Stelle befanden sich ein Major, 12 Oberoffiziers, 341 Gemeine vom Feldwebel an, mit einer erbeuteten Kanone. Das Gefecht bei dem Blockhause war schon auf den Grad gekommen, daß die darin stehende Besatzung, nach zweistündiger Vertheidigung, eben als General Wunsch mit seinen Husaren von fern gesehen wurde, sich dem Ueberwinder ergeben mußte. Die von den Regimentern Joseph Colloredo, Ligne und Murray zum Sturm gewählten Niederländer zeichneten sich durch die ihnen eigene Herzhaftigkeit und Geschwindigkeit rühmlich aus. Sie sprangen in die Gräben; da sie aber mit der Mündung ihres Gewehrs die Schießlöcher nicht erreichen konnten, auf die feindlichen Kanoniers zu feuern, ließ der sie anführende Oberstlieutenant van der Mersch eine Haubitze in das Blockhaus werfen; sie brachte dasselbe in Brand und nöthigte den Hauptmann Kapeller, sich mit seiner Besatzung zu ergeben. Zwei feindliche Offiziers und 60 Mann wurden als Kriegsgefangene mitgenommen und in dem Blockhause zwei Mörser erbeutet.

In Neuheide stellte sich der Oberst Baron Klebeck mit dem Kreuzerregimente Kroaten auf, vernichtete das Blockhaus zu Oberschwedeldorf durch Feuer bis auf den Grund. Er stand der Festung Glatz am nächsten.

General Möllendorf brachte am 4. Februar sein aus 10 Bataillons Fußvolk, 2 Reiterregimentern und 2 Regimentern

Husaren bestehende Division in Marsch, von Freiberg auf Einsiedel hin. Am 5. Februar früh Morgens überschritt General Möllendorf mit dem Vortrabe den Paß von Einsiedel.

Gegen die bei Jahrsdorf stehenden wenigen Truppen manövrirten die zwei preußischen Husarenregimenter mit Uebergewicht in halbmondförmigem Vorrücken. Das preußische Fußvolk hatte um sieben Uhr Morgens die Berge überstiegen. Das Kinsky'sche Regiment kanonirte sie mit Erfolg; inzwischen deployirte der preußische Generallieutenant immer mehr Volk, so wie es aus den Defileen stieg. Der österreichische Befehlshaber, Graf Joseph Kinsky, das Uebergewicht der Preußen berechnend, beschloß in diesem Zeitpunkte, seine zwei Regimenter auf die erste hinter Brix befindliche Anhöhe zu ziehen. Fünfzehn Schwadronen preußische Husaren und Dragoner suchten den linken Flügel zu tourniren, und sie im Rücken, in der Flanke und Fronte anzufallen. Die Staabsoffiziere derselben hatten aber den rechten Zeitpunkt benützt, die Preußen in dem Augenblicke, da sie die Einschwenkung zu dem Flankenangriffe bewerkstelligten, in ihrer eigenen Flanke zu fassen. Die zurück getriebenen preußischen Husaren sammelten sich wieder. Die Lobkowizischen Dragoner folgten zur Vertheidigung dem Rückzuge des Kinsky'schen Regiments, welches zuweilen Halt machte, und die Dreistesten der preußischen Scharmuzirer durch Musketenfeuer abtrieb. Sie konnten nie zum Einhauen kommen, und die beiden Regimenter erreichten die Anhöhe von Thelna. Aber von dem Geschütze hatten sich zwei Kanonen während des Rückzuges von dem Galgenberge zu

Thelna hin, auf einen Nebenweg gelenkt, den der Schnee unkenntlich machte, verloren; sie gingen zu weit rechts, vertieften sich im Schnee, man arbeitete, sie herauszuziehen; allein die preußischen Husaren erblickten solche, ritten darauf zu und eroberten sie.

In dem Dorfe Kunerwald lag ein Bataillon des Regiments, das den General Wunsch zum Inhaber hatte; in dem böhmischen Dorfe Flöh hingegen, welches drei Viertelstunden davon entfernt ist, hatten 150 Husaren und 100 Kroaten ihren Posten. Der befehlhabende Offizier dieser österreichischen Truppen benutzte die dunkle Nacht, das Bataillon Wunsch im Schlafe zu überfallen. Er kam unbemerkt bis an's Dorf; 50 Kroaten drangen mit dem Säbel in der Faust hinein, kamen unaufgehalten zu dem Hause, wo der Major war, tödteten die Schildwache, nahmen den Major mit zwei Fahnenjunkern gefangen und eroberten vier Fahnen.

Am 17. Februar unternahmen die Preußen, 10,000 Mann stark, einen Einfall in den Königgrätzer Kreis bei Braunau; lagerten sich an den Stadtmauern und erstaunten darüber, daß sie den Grafen Wurmser, von dem sie dachten, daß er noch im Glatzischen stände, da in Bereitschaft sahen, sie zu empfangen. — In der Grafschaft Glatz behauptete der österreichische Generalmajor, Baron Terzi, die ihm anvertrauten Posten Rückers, Lewin und Reinerz, trotz allen Anfällen, die der preußische General Wunsch mehrmalen wiederholte, ihn von dort zu verdrängen.

Die Feindseligkeiten wurden von Preußen in Böhmen den 7. März, in Schlesien den 8. und in Sachsen den 10.

Husaren bestehende Division in Marsch, von Freiberg auf Einsiedel hin. Am 5. Februar früh Morgens überschritt General Möllendorf mit dem Vortrabe den Paß von Einsiedel.

Gegen die bei Jahrsdorf stehenden wenigen Truppen manövrirten die zwei preußischen Husarenregimenter mit Uebergewicht in halbmondförmigem Vorrücken. Das preußische Fußvolk hatte um sieben Uhr Morgens die Berge überstiegen. Das Kinsky'sche Regiment kanonirte sie mit Erfolg; inzwischen deployirte der preußische Generallieutenant immer mehr Volk, so wie es aus den Defileen stieg. Der österreichische Befehlshaber, Graf Joseph Kinsky, das Uebergewicht der Preußen berechnend, beschloß in diesem Zeitpunkte, seine zwei Regimenter auf die erste hinter Brix befindliche Anhöhe zu ziehen. Fünfzehn Schwadronen preußische Husaren und Dragoner suchten den linken Flügel zu tourniren, und sie im Rücken, in der Flanke und Fronte anzufallen. Die Staabsoffiziere derselben hatten aber den rechten Zeitpunkt benützt, die Preußen in dem Augenblicke, da sie die Einschwenkung zu dem Flankenangriffe bewerkstelligten, in ihrer eigenen Flanke zu fassen. Die zurück getriebenen preußischen Husaren sammelten sich wieder. Die Lobkowizischen Dragoner folgten zur Vertheidigung dem Rückzuge des Kinsky'schen Regiments, welches zuweilen Halt machte, und die Dreistesten der preußischen Scharmuzirer durch Musketenfeuer abtrieb. Sie konnten nie zum Einhauen kommen, und die beiden Regimenter erreichten die Anhöhe von Thelna. Aber von dem Geschütze hatten sich zwei Kanonen während des Rückzuges von dem Galgenberge zu

Thelna hin, auf einen Nebenweg gelenkt, den der Schnee unkenntlich machte, verloren; sie gingen zu weit rechts, vertieften sich im Schnee, man arbeitete, sie herauszuziehen; allein die preußischen Husaren erblickten solche, ritten darauf zu und eroberten sie.

In dem Dorfe Kunerwald lag ein Bataillon des Regiments, das den General Wunsch zum Inhaber hatte; in dem böhmischen Dorfe Flöh hingegen, welches drei Viertelstunden davon entfernt ist, hatten 150 Husaren und 100 Kroaten ihren Posten. Der befehlhabende Offizier dieser österreichischen Truppen benutzte die dunkle Nacht, das Bataillon Wunsch im Schlafe zu überfallen. Er kam unbemerkt bis an's Dorf; 50 Kroaten drangen mit dem Säbel in der Faust hinein, kamen unaufgehalten zu dem Hause, wo der Major war, tödteten die Schildwache, nahmen den Major mit zwei Fahnenjunkern gefangen und eroberten vier Fahnen.

Am 17. Februar unternahmen die Preußen, 10,000 Mann stark, einen Einfall in den Königgrätzer Kreis bei Braunau; lagerten sich an den Stadtmauern und erstaunten darüber, daß sie den Grafen Wurmser, von dem sie dachten, daß er noch im Glatzischen stände, da in Bereitschaft sahen, sie zu empfangen. — In der Grafschaft Glatz behauptete der österreichische Generalmajor, Baron Terzi, die ihm anvertrauten Posten Rückers, Lewin und Reinerz, trotz allen Anfällen, die der preußische General Wunsch mehrmalen wiederholte, ihn von dort zu verdrängen.

Die Feindseligkeiten wurden von Preußen in Böhmen den 7. März, in Schlesien den 8. und in Sachsen den 10.

eingestellt. Der König begab sich, nachdem er seine Truppen zurück gezogen hatte, nach Breslau.

Diese geringfügigen Ereignisse waren das ganze Resultat des Feldzuges. Beide Parteien hatten dadurch nichts an Ruhm gewonnen; denn die kleinen Siege waren mit zu großen Opfern erkauft worden, als daß man hätte darüber triumphiren können. Den größten Verlust hatte die preußische Armee gelitten, obgleich auch die österreichische durch Krankheiten und übermäßige Beschwerden viele Mannschaft verlor. Der ganze Krieg Friedrichs in Böhmen war nichts denn eine große Fouragirung, welche das Land verheerte und aussog. Durch das verwüstende Hausen seiner Truppen wurden diese selbst hart gestraft. Der Mangel an Lebensmitteln war sehr groß, Ruhren und Faulfieber brachen in beiden preußischen Armeen aus, schaarenweise liefen die Söldlinge davon, und der thatenlose Lagerwechsel lichtete die preußischen Regimenter mehr, als blutige Schlachten.[1]) Mit Recht schrieb daher Friedrich (Febr. 1799) an Le Catt: Dieser Krieg und dieser Frieden sind nichts als Erbärmlichkeiten (des misères), das Werk eines erschöpften Greises, ohne Kraft und Aufschwung, und ich habe mir oft die Verse von Boileau vorgesagt:

„Malheureux! laisse en paix ton cheval viellisant,
De peur, que tout à coup étouffé sans haleine,
Il ne laisse en tombant son maître sur l'arène!“

---

[1]) Preuß, 6s Buch. S. 104.

Neunzehntes Kapitel.

1779.

Friede zu Teschen.

Während dieser für Friedrichs Ruhm unfruchtbaren Kriegshändel suchte der König durch seine Verbindung mit Rußland die „günstige Gelegenheit“ zum Abschluß der Unterhandlungen herbei zu führen. Maria Theresia suchte dagegen durch Frankreichs Vermittlung den Frieden zu erwirken, nachdem der Versailler Hof wiederholt und vergeblich an seine im Jahr 1756 eingegangene Verbindlichkeit, eine bedeutende Hülfstruppe zu stellen, erinnert worden war. Diese Macht befand sich durch den herrschenden Streit in großer Verlegenheit; sie fürchtete einerseits, die Vergrößerung Oesterreichs zu befördern und sich in einen Landkrieg zu verwickeln, dessen Ausgang nicht abzusehen wäre; andererseits, daß Oesterreich, erzürnt über die pflichtwidrige Hülfsverweigerung, wieder mit den Seemächten eine Verbindung anknüpfen möchte. Man suchte daher das Begehren des Wiener Hofes stets zu umgehen und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, durch Vermittlung den gefährlichen Streit zu endigen. Frankreich erklärte daher dem König Friedrich gleich nach Abbruch der Unterhandlungen von Braunau: die von Oesterreich gemachten großmüthigen und uneigennützigen Anträge hätten die angeblichen Ursachen und die Beweggründe des Krieges gehoben und Teutsch-

lands Besorgnisse beruhigt, daher könne der Kampf, der bei seinem Beginnen als ein der Gerechtigkeit halber unternommener angegeben worden sey, nur noch als ein Rivalitätskrieg angesehen werden. Allein bald darauf machte Katharina dem Wiener Hof die Erörterung: „daß sie sehr betheiligt sey bei der Ruhestörung in Teutschland, sowohl als Souveräne eines Staates, welcher in natürlichen Verhältnissen mit diesem Theil von Europa stände, als auch deßhalb, weil sie gegen die meisten teutschen Fürsten Freundschaftsverpflichtungen habe, besonders aber gegen Jenen, der sich gezwungen gesehen habe, die Waffen zu ergreifen und die Unternehmungen des Wiener Hofes aufzuhalten; daß sie, ohne sich an das öffentliche Recht von Teutschland zu kehren, nur die Regel der Billigkeit und die Grundsätze, worauf die Gesellschaft sich stütze, erwäge, und nach diesen Grundsätzen finde, daß das ganze Reich in ungerechter Bewegung sey, weil Oesterreich seit mehreren Jahrhunderten erloschene Rechte geltend zu machen suche; daß der westphälische Friede die Schutzwehr der teutschen Verfassung bilde, und das Dawiderhandeln des Wiener Hofes das ganze Reich in offenbare Gefahr bringe; daß der Sturz dieses Reiches nothwendig eine gewaltsame Bewegung in allen Nachbarstaaten hervorbringen und das Gleichgewicht Europa's stören müsse, ja sogar in der Folgezeit eine große Gefahr für Rußland hervorbringen könne; daß jeder weise und kluge Regent diesem Unglück vorbeugen müsse, und daß Rußland in dieser Beziehung keine anderen Grundsätze annehmen könne, als jene, welche der Wiener Hof bei ähnlichen Gelegenheiten geltend gemacht habe; daß folglich der russische

Hof die Kaiserin Königin und den Kaiser einlade, sich freundschaftlich auf eine den Reichsgesetzen gemäße Weise mit dem König abzufinden, weil im entgegengesetzten Falle die Kaiserin von Rußland verbunden wäre, ernstlich darauf Rücksicht zu nehmen, was sie ihrem Reich, den Interessen der Fürsten, welche ihre Freundschaft und Hülfe nachgesucht hätten, schuldig sey, und daß sich endlich die russischen Truppen mit den preußischen vereinigen würden, wenn die Kaiserin nicht ihre Verbindlichkeit gegen den König und das teutsche Reich erfülle.« [1])

Diese unerwartete Eröffnung brachte die größte Bestürzung hervor, und selbst Kaunitz schien überrascht, da er sich auf diesen Fall nicht vorgesehen hatte. Nur Joseph beurkundete in dieser Zeit seine eigenthümliche Geistesgegenwart und Entschlossenheit, welche ihn nur in ernstlicher Fortsetzung des Krieges das Mittel erkennen ließen, mit welchem man allen diesen Gefahren Trotz bieten könne. Er bewog die Kaiserin zur Unterzeichnung eines Befehls, wodurch eine Rekrutirung von 80000 Mann angeordnet wurde, [2]) und äußerte, man müsse nun Alles aufbieten und alle Hülfsmittel erschöpfen, um in diesem entscheidenden Augenblick das Uebergewicht über die Feinde des österreichischen Hauses durch rasche Thaten zu gewinnen. Er hielt dafür, daß dieß der Augenblick sey, in welchem Oesterreich seine Macht vergrößern könne, und daß die Verwirrungen, welche durch den heillosen Federkrieg in Europa entstanden wären, nur

---

[1]) Histoire de Catharine II. p. J. Castera. T. III. p. 69.

[2]) Oeuvres posthumes. pag. 269.

durch Gewalt der Waffen zu lösen seyen, denn nur, weil man die größte Nachgiebigkeit — wo nicht Schwäche — von Seite des Wiener Hofes gewohnt sey, ständen so viele Feinde gegen denselben auf. Und in der That wäre es vielleicht in dem Augenblick ungemein wichtig für alle Folgezeiten, daß Oesterreich Beweise gebe von Vertrauen in seine eigenen Kräfte, welches allein fremden Mächten Achtung und Furcht einflößen kann.

Allein Maria Theresia hegte ganz verschiedene Gesinnungen. Sie seufzte nach dem Ende dieser Verwirrungen, stützte ihre ganze Hoffnung auf die Verwendung Frankreichs und erwog nur die Bedrängniß ihrer Völker, welchen sie nicht neue und unermeßliche Opfer auferlegen wollte. Es fehlte an Geldmitteln zur Bestreitung der Kriegskosten, und die friedliebenden Personen in der Umgebung der Kaiserin versäumten nicht, ihr den gänzlichen Umsturz der Monarchie voraus zu sagen, wenn unter diesen Umständen der Krieg fortgesetzt würde. Ohnehin waren von ihrer Seite schon Schritte geschehen, den Frieden herbeizuführen, sie hatte Frankreichs und Rußlands Hülfe nachgesucht, und durch einen sonderbaren Zufall war die Erklärung des Petersburger Hofes an demselben Tage abgegangen, an welchem Maria Theresia's Schreiben an Katharina abgeschickt wurde. Sie schrieb an die Czarin: „um ihre Achtung, Freundschaft und Ergebenheit darzuthun, wende sie sich an sie, um ihre Vermittlung anzurufen.“ Sie suchte das Einrücken ihrer Truppen in Bayern zu rechtfertigen und berief sich auf die Mäßigung, womit sie ihren Erwerb heraus zu geben sich erboten habe, wenn der König von Preußen sich

seiner widerrechtlichen Ansprüche auf die Markgrafschaft Anspach und Bayreuth begebe. Sie schloß ihren Brief mit den Worten: „daß ohne alle andere Rücksichten, als die Freude, ihren Wünschen nachzukommen, sie ihr allein die Wahl der Versöhnungsmittel überlasse, welche sie im Verein mit Sr. allerchristlichsten Majestät für die billigsten oder zur Herstellung des Friedens tauglichsten erachten würde, überzeugt, daß sie ihr Heil und ihre Würde in keine besseren Hände legen könne.“ [1])

Dieser versöhnliche, freundschaftliche Brief that die erwünschte Wirkung und würde wahrscheinlich die obige strenge Erklärung des Petersburger Hofes verhindert haben, wäre er zur rechten Zeit eingetroffen. Indessen war er doch von entschiedenem Nutzen; denn obgleich schon 20000 Mann russischer Truppen an der Grenze von Galizien standen, um nach der mit Preußen genommenen Verabredung in der Monarchie einzufallen, so zögerte doch Rußland mit diesem bewaffneten Einschreiten und bemühte sich, durch seinen Einfluß die Sache friedlich beizulegen. Friedrich dagegen, der auf Rußlands vollkommensten Beistand rechnete und insgeheim von Frankreich aufgemuntert worden war, steigerte seine Forderungen, verlangte förmliche Verzichtung auf Bayern und eine Summe von 40 Millionen Kronen für den Kurfürsten von Sachsen. Allein weder Frankreich noch

---

[1]) Vergl. Histoire du règne de Marie Thérèse. p. 321. Coxe versichert, diesen eigenhändigen Brief selbst in Petersburg gesehen und eine Abschrift davon genommen zu haben. Siehe dessen Geschichte des Hauses Oesterreich. 4r Band. Seite 392.

Rußland wollte diese übertriebenen Forderungen Friedrichs, welche von dem Wiener Hofe mit Unwillen abgewiesen worden waren, unterstützen.

Wie wenig Rußland sich geneigt zeigte, den unmäßigen Geiz Preußens zu unterstützen, geht aus Friedrichs eigenen Berichten hervor.

Fürst Repnin war zum König nach Breslau gekommen; er kündigte sich mehr als Bevollmächtigten, welcher komme, Teutschland Gesetze zu diktiren, denn als Führer eines Hülfsheeres an. Friedrich hatte seinen Verbündeten vorgeschlagen, ihre zugesagten 16000 Mann im Frühjahr gegen das von Truppen fast ganz entblößte Gallizien und Lodomerien zu richten, in Ungarn einzubrechen, und hier, wie in Kroatien, im Bannat von Temesvar und in Siebenbürgen die griechischen Katholiken zu bewaffnen. Repnin verwarf das und forderte dagegen für das Hülfskorps jährlich zwei Millionen; auch 500,000 Thaler als Beistand zu dem Türkenkriege, den Rußland gar nicht führte. [1])

Der französische Hof begann seine Vermittlung durch Mittheilung eines Ausgleichungsplanes, dessen Hauptbedingungen waren: Oesterreich solle den zwischen der Donau, dem Inn und der Salzach gelegenen Theil des Rentamts Burghausen behalten, Preußen aber ermächtigt seyn, die

[1]) Die im Frieden von 1774 bedungene Unabhängigkeit der Krimm und der kleinen Tartarei von der Pforte führte bald zu neuen Händeln zwischen den Türken und Russen; beigelegt durch die Convention explicatoire vom 10. bis 21. März 1779, wodurch der Sultan auf Rußlands Begehren den Chan Sahin Ghirai anerkannte. (Siehe Preuß, Lebensgeschichte Friedrichs des Großen. 4r Bd. S. 107. — Oeuvres posthumes, S. 270.)

fränkischen Fürstenthümer mit der Primogenitur seines Hauses zu vereinigen; über die Jülich-Bergische Erbfolge solle zwischen Preußen und Pfalz eine Uebereinkunft geschlossen werden.

Mit diesem Plan war der Wiener Hof sogleich einverstanden und nahm solchen am 11. Januar an; der preußische Hof aber setzte sich darüber mit jenem zu Petersburg in's Benehmen und gab in den ersten Tagen des Februars sein Ultimatum im Wesentlichen dahin ab: Die Abtretung des erwähnten Theils des Rentamts Burghausen werde zugegeben, jedoch gegen Verzicht Oesterreichs auf irgend einen Theil der bayerischen Verlassenschaft, und Garantie derselben für das ganze pfälzische Haus und namentlich für die zweibrückische Linie; es solle auf geeignete Art dahin gewirkt werden, daß dem Hause Pfalz die in Bayern und Schwaben gelegenen Reichslehen wieder verliehen werden; der Wiener Hof solle zwar von dem früher verlangten Betrage einer Million Thaler zu Befriedigung der sächsischen Allodial-Ansprüche enthoben bleiben; der König aber erwarte, daß der kaiserliche Hof sowohl, als die vermittelnden Mächte, andere Mittel, den Kurfürsten von Sachsen auf billige Art zu befriedigen, in Antrag bringen werden, wozu vielleicht auch die Abtretung der Herrschaft Mindelheim beitragen könnte; Oesterreich solle auf die Lehensrechte über die Grafschaft Schönburg und andere Lehen in Sachsen, mit Ausnahme der Lausitz, verzichten; dem Hause Mecklenburg solle die Befreiung von dem Gerichtsstande der Reichsgerichte ertheilt und Preußen keine Schwierigkeit erregt werden, die fränkischen Fürsten-

thümer mit seiner Primogenitur zu vereinigen; die Jülich-Bergische Erbfolge, rücksichtlich welcher der König mit Kurpfalz die Uebereinkunft vom Jahre 1741 zu erneuern keinen Anstand nehme, gehöre nicht zu den gegenwärtigen Unterhandlungen.[1])

Auch dieses Ultimatum nahm der Wiener Hof an. Alle diese Unterhandlungen fanden in Breslau statt, wohin der König seine Kabinetsminister Herzberg und Finkenstein beschieden hatte. Nachdem man sich also in der Hauptsache glücklich verständigt hatte, ward die Stadt Teschen zum Orte der eigentlichen Friedensnegoziationen bestimmt, welche auch am 13. März eröffnet wurden. Die Bevollmächtigten waren von Seite Rußlands der Fürst Repnin, von Seite Frankreichs der Baron von Bretun, von Seite Oesterreichs der Graf von Cobenzl, von Seite Preußens der Baron von Riedesel. Der Kurfürst von Pfalzbayern hatte den Grafen von Törring-Seefeld, und jener von Sachsen den Grafen von Zinzendorf, der Herzog von Zweibrücken aber den Herrn von Hohenfels bevollmächtigt.

Es ergaben sich bei diesen Unterhandlungen noch manche Schwierigkeiten wegen der Unzufriedenheit der teutschen, bei dem Streit betheiligten Fürsten, welche glaubten, daß ihnen nicht genug gethan worden sey. Der Geist des Mißtrauens und der Bitterkeit, welcher unter den streitigen Parteien herrschte, verursachte oft Wortstreitigkeiten. Die kleinen Zwistigkeiten der teutschen Bevollmächtigten und die

---

[1]) Siehe des Grafen von Görtz Denkwürdigkeiten. 1r Thl. S. 92—94.

Widersprüche Sachsens, zu welchen angeblich Joseph es reizte, wurden dem Fortgang der Unterhandlungen so hinderlich, daß man anfing, an dem glücklichen Erfolg derselben zu zweifeln. Schon waren sechs Wochen erfolglos verstrichen, als am 20. April ein Kurier in Wien eintraf und den Abschluß des Friedens zwischen Rußland und der Pforte berichtete. „Es bedurfte," sagte Friedrich, „keines geringeren Ereignisses, um die Hartnäckigkeit Josephs zu beugen. So lange es schien, als stände ein neuer Bruch zwischen diesen beiden Mächten bevor, hatte Joseph die Erklärung des Petersburger Hofes nur als eine zu Gunsten Preußens unternommene, einfache Worteinmischung betrachtet; denn Rußland war in der Krimm hinlänglich beschäftigt, den Chan gegen die Pforte zu schützen, und hatte daher weder die Kraft noch die Mittel, Preußen thätig zu unterstützen. Allein der Abschluß des Friedens zerstörte alle Hoffnungen, mit welchen sich der Kaiser geschmeichelt hatte. Er konnte sich nicht verhehlen, daß Rußland nun die Hände frei habe und daher dem König Hülfstruppen senden könne." Von dem Augenblicke an gab Joseph nach, der Kurfürst von Sachsen beobachtete ein achtungsvolles Stillschweigen, der Graf Cobenzl wurde fügsamer. Alle diese Umstände beförderten das Friedenswerk so wirksam, daß in weniger als vierzehn Tagen der Friede geschlossen und unterzeichnet wurde. Es wurden alle Hindernisse glücklich überwunden, und schon am dreizehnten Mai wurden die verschiedenen Konventionen unterzeichnet. Diese Traktate, welche den Teschener Frieden ausmachen, sind folgende:

1) Der Friedenstraktat zwischen der Kaiserin-Königin und dem Könige von Preußen; 2) Separat-Artikel, durch welchen der Kurfürst von Sachsen diesem Traktat beitritt; 3) Konvention zwischen der Kaiserin-Königin und dem Kurfürsten von der Pfalz; 4) Akte, durch welche der Herzog von Pfalz-Zweibrücken dieser Konvention beitritt; 5) Konvention zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Kurfürsten von Sachsen, nebst Beitritts-Akte des Herzogs von Zweibrücken; 6) Separat-Akt zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Herzoge von Zweibrücken; 7) Akte, durch welche der römische Kaiser in seiner Eigenschaft als österreichischer Mitregent und Erbe dem von seiner Mutter abgeschlossenen Frieden beitritt, und Annahme dieses Beitritts durch den König von Preußen; 8) Akte, durch welche die vermittelnden Minister alle diese Traktaten und sämmtliche darin enthaltenen Bedingungen im Namen ihrer Souveräne garantiren. Der wesentliche Inhalt dieser verschiedenen Traktate ist folgender: 1) Die am 3. Januar 1778 zwischen der Kaiserin-Königin und dem Kurfürsten Carl Theodor abgeschlossene Konvention wird vernichtet; jene Monarchin entsagt für sich und ihren Erben allen Ansprüchen an Bayern; sie gibt die davon in Besitz genommenen Distrikte und die Herrschaft Mindelheim zurück; sie verspricht mit den böhmischen Lehen in der Oberpfalz das kurpfälzische Haus wiederum zu belehnen, so, daß dieses sie auf eben dem Fuß besitzen soll, wie das ausgestorbene kurbayerische sie besessen hat. 2) Die Kaiserin-Königin will gemeinschaftlich mit dem Könige von Preußen bei Kaiser und Reich sich dahin verwenden, daß alle, vom

letzten Kurfürsten von Bayern besessene, nach dessen Tode sequestirte Reichslehen im bayerischen und schwäbischen Kreise dem Kurfürsten zu Pfalz und dem pfälzischen Hause wieder verliehen und jenem sofort nach erfolgter Ratifikation dieses Friedens deren Verwaltung eingeräumt werde. 3) Die Kaiserin-Königin überträgt ihre böhmischen lehensherrlichen Rechte über die gräflich schönburgischen Herrschaften Glauche, Waldenburg und Lichtenstein an den Kurfürsten von der Pfalz. 4) Der Kurfürst von der Pfalz tritt diese böhmischen Lehenrechte über die schönburgischen Herrschaften [1]) an den

---

[1]) Die dem alten reichsunmittelbaren Geschlecht der Grafen und Herren von Schönburg gehörenden Herrschaften Glauche, Waldenburg und Lichtenstein, sind vom sächsischen Gebiet umschlossen, ob sie aber zu Sachsen gehören und der sächsischen Landeshoheit unterworfen sind, ist seit langer Zeit zwischen dem Kurhause Sachsen und den Grafen streitig gewesen. Letztere waren von der Krone Böhmen mit diesen Herrschaften, als einem Reichs-Afterlehen, beliehen, und der Wiener Hof hatte dieß Verhältniß oft benutzt, um sich die Entscheidung der streitigen Frage beizulegen und die Grafen bei ihrer behaupteten Unabhängigkeit von Sachsen zu schützen. Dieses war noch im Jahr 1777 geschehen, indem österreichische Truppen in die Herrschaften einrückten und mit Aufhebung der Rezesse, durch welche in früherer Zeit kursächsische Hoheitsrechte anerkannt waren, den Grafen von Schönburg in den Besitz völliger Landeshoheit setzten. Nach ausgebrochenem Kriege nöthigte Kursachsen diese Truppen zum Abzuge und stellte den vorher gewesenen Zustand wieder her. Auch suchte dasselbe den mit Oesterreich über die bayerische Erbfolge entstandenen Streit zu benutzen, um gänzliche Abtretung der böhmischen Lehenrechte zu erhalten. Der Wiener Hof machte anfangs viele Schwierigkeiten, doch verstand er sich endlich dazu, diese Rechte an den Kurfürsten von der Pfalz abzutreten, damit dieser sie wieder an den sächsischen Kurfürsten überlassen und auf dessen Allodial-Forderung abrechnen könne.

Kurfürsten von Sachsen ab und verspricht, diesem überdem sechs Millionen Gulden, im 24 Gulden-Fuß, in sechs monatlichen Terminen, jeden zu 250,000 Gulden zu zahlen und damit am 4. Januar 1780 anzufangen. Der Kurfürst von Sachsen erklärt sich hierdurch für alle seine Anforderungen an die bayerische Allodial-Erbschaft befriedigt, und alles Allodial-Vermögen wird nun mit den Stammlanden des pfälzischen Hauses vereinigt und mit dem Fideikommiß belegt, unter welchem sich jene befinden. 5) Der Kurfürst von der Pfalz und der Herzog von Zweibrücken verbinden sich auf das feierlichste, die in den Jahren 1766, 1771 und 1774 abgeschlossenen Hausverträge nach ihrem ganzen Inhalte zu beobachten, und diese Verträge werden von den Hauptkontrahenten des Friedens und von den Vermittlern garantirt. 6) Die Kaiserin-Königin verbindet sich, einer dereinstigen Vereinigung der Fürstenthümer Anspach und Baireuth mit den brandenburgischen Hauptlanden nichts entgegen zu setzen. Auf den Fall, daß diese Vereinigung erfolgen wird, will die Kaiserin-Königin die im Umfang der fränkischen Fürstenthümer belegenen böhmischen Lehen, der König aber dagegen dieser Monarchin die im Herzogthum Oesterreich belegenen brandenburgischen Lehen abtreten. [1]) 7) Der Kurfürst von der Pfalz, zum Beweise

Für das sächsische Kurhaus war es sehr wichtig, diese unangenehmen Irrungen mit seinen Vasallen, welches die Grafen von Schönburg wegen anderer Besitzungen unstreitig waren, abgemacht und das Recht der Einmischung eines mächtigen Nachbars für immer beseitigt zu sehen. (Dohms Denkwürdigkeiten.)

[1]) Die Krone Böhmen besaß innerhalb der fränkischen Fürsten-

seiner Erkenntlichkeit für die von der Kaiserin-Königin erfahrenen Zuneigung, tritt dieser Monarchin für sich und seine Erben einen Distrikt von Bayern ab, der von den Flüssen Donau, Inn und Salza umfaßt ist. Diese Flüsse bleiben beiden Theilen gemein, und keiner derselben kann ihrem Lauf eine andere Richtung geben, noch an denselben neue Zölle anlegen. Dieses soll auch nicht von Oesterreich auf einem kleinen Strich des Inn geschehen, wo dessen beide Ufer ihm gehören. 8) Die Kaiserin-Königin und der König von Preußen wollen bei dem Kaiser sich verwenden, um den Herzogen von Meklenburg das Jus de non appellando zu verschaffen. 9) Alle Kontrahenten wollen den Kaiser und das teutsche Reich ersuchen, diesen Friedens-Traktaten beizutreten und allen darin enthaltenen Bestimmungen völligen Beifall zu geben. [1])

---

thümer mehrere Lehen, und eben dergleichen das Haus Brandenburg im Erz-Herzogthum Oesterreich. Zu Wahrung der Gerechtsame über letztere war zu Wien ein brandenburgischer Lehenprobst und Lehenhof. Diese lehenherrlichen Rechte wurden durch den Teschener Frieden gegenseitig ausgetauscht, so, daß die Vasallen künftig ihre Landesherren auch zu Lehensherren erhielten. Nach Bestimmung des Friedens sollte dieses erst dann geschehen, wenn die fränkischen Fürstenthümer mit dem Hauptlande vereinigt würden. Es ist aber bereits in den nächsten Jahren, noch während Friedrichs II. Leben, dieser Punkt des Friedens zum Vollzug gebracht.

[1]) Den Teschener Frieden sammt allen dazu gehörigen Urkunden findet man in de Herzberg Recueil. 1789. T. 2. p. 267—291. — Joh. Jac. Moser. Der Teschnische Friedensschluß vom Jahr 1779, mit Anmerkungen. Frankfurt a. M. 1779. 4. — Friedens-Denkmünze, Hauptseite: Friedrichs II. Büste auf einem Postamente; daran die Worte: Fridericus Borussorum

Mit diesem Friedensschluß waren höchst unzufrieden der Kaiser Joseph und Fürst Kaunitz. Der Letztere glaubte es seiner Ehre schuldig zu seyn, nach abgeschlossenem Frieden um seine Entlassung anzuhalten. Beide Monarchen fühlten jedoch zu sehr die Wichtigkeit dieses Mannes, um nicht in ihn zu dringen, sein Vorhaben zum Besten des Staates wieder aufzugeben, und er gab den Vorstellungen seiner Souveräne nach, als er wenigstens in einem Ehrenpunkte seine Forderungen und Wünsche erfüllt sah. Indem der König von Preußen seinem Minister in Teschen den Auftrag gab, nur am Geburtstage der Kaiserin, deren Friedensliebe allein den Abschluß möglich gemacht, den Vertrag zu unterzeichnen, erkannte er laut das Großartige und Ehrenvolle in Theresiens Benehmen. Alle bourbonischen Höfe beeilten sich, der Kaiserin zu dem geschlossenen Frieden Glück zu wünschen und ihr zu danken, daß sie Europa die Ruhe geschenkt. Diesem Beispiele folgten Seine Heiligkeit Pabst Pius VI. und alle Kurfürsten des teutschen Reichs. So sprach sich durch die Huldigung, die man wetteifernd ihren Tugenden gebracht, die allgemeine Stimme aus, nicht die Furcht, sondern nur die Friedensliebe habe die Kaiserin bestimmt,

---

Rex Justus Armipotens. Rechts darüber die Gerechtigkeit mit erhobenem Schwerte; links Bellona, welche mit dem Schwerte auf die Karte von Bayern zeigt. Kehrseite: Bellona hat die Waffen abgelegt und bekränzt ihren Helm mit dem Laube eines Oelbaums. Umschrift: Oliva Lauro Potior. Abschnitt: Litib. diremt. Pace Teschen D. XIII. Maji MDCCLXXIX. — (Preuß, J. D. E., Lebensgeschichte Friedrichs des Großen. Berlin 1834. 4r Bd. S. 109.) Die Urkunde des Teschener Friedens siehe in dem Archiv der Urkunden und Beweisstücke.

so wichtige Concessionen zu machen. Ein anderes Begehren des Fürsten Kaunitz wurde gleichfalls bewilligt, und nach seinem Wunsche zum Vicekanzler der Staatskanzlei Philipp Graf Cobenzl ernannt, der Oesterreichs Bevollmächtigter bei den Unterhandlungen gewesen und zugleich das volle Vertrauen des Kaisers besaß. Der Kaiser selbst war der Letzte, welcher dem Frieden von Teschen beitrat, nachdem er alle Mittel, ihn zu hindern, erschöpft hatte. Die reizendsten Aussichten, welche sich seiner Ehrbegierde eröffneten, die Wiederherstellung der Würde seines Hauses, welche in den Augen anderer Mächte dadurch gelitten hatte, daß es, so lange Theresia lebte, nie einen Frieden ohne Opfer schloß, die Demüthigung übermüthiger Nachbarn, Befestigung des teutschen Reiches — alle diese anlockenden Fernsichten waren plötzlich verschwunden. Seinen Unwillen über die Beilegung des Streits gab er einem Freund in einer vertraulichen Zuschrift zu erkennen, da es ihm schwer wurde, in seiner Umgebung gleichgestimmte Seelen zu finden.

„Mon cher!“

„Der Feldzug ist vorüber, — und der König hat dabei weder seinen Ruhm noch seine Vortheile vergrößert; er hat vielmehr eingesehen, daß er das non plus ultra seiner Entwürfe gewesen.“

„Demungeachtet wird er der Kaiserin in einem verhaßten Gesichtspunkt gezeigt, — und in dem Senat, dem keiner in Europa Gesetze geben sollte, wurde der Friede projektirt.“

„In dieser Absicht hat man Teschen zum Kongreßorte bestimmt. Hierauf erschienen sogleich eine große Anzahl

Ambassadeurs und arbeiteten mit vieler Weisheit drei Monden lang an einem Frieden, dem zu Folge Oesterreich einen geringen Antheil von dem acquirirten Bayern überkommen."

„Man ermangelte nicht, der Kaiserin, meiner Mutter, die Vortheile hievon sehr einleuchtend darzuthun und die Macht des Königs durch ein Prisma zu zeigen. Sofort sagte einer dem andern eine Menge Komplimente und in Wien wurden deßwegen 99,000 Te deum gesungen und geschossen!"

„Zwar genehmigte ich, um die Kaiserin nicht zu betrüben, diesen Frieden und leistete die Garantie hierüber. Ich kann aber mein Betragen hiebei mit jenem von Carl V. in Afrika vergleichen, der nach einem widrigen Feldzug mit seiner Flotte nach Spanien zurückkehrte; er stieg zwar auch zu Schiff, war aber der Letzte, der es that."

„Ich bin, wie einer der venetianischen Generals, der im Kriege ihre Landarmee kommandiret und in dieser Absicht die Bestallung der Republik erhielt. — Wenn die Feldzüge vorbei sind, so bekommt er eine Pension."

„Leben Sie zufrieden, als ein Weiser, genießen Sie alle die Reize Ihres Privatstandes, und beneiden Sie ja das Glück der Könige nicht."

Wien, im Mai 1779. Joseph."

Maria Theresia dagegen gab sich der lebhaftesten Freude hin. Sie äußerte mehrmals, nichts in ihrem Leben habe ihr mehr Freude verursacht, als der Teschener Frieden. Als sie erfuhr, daß der König von Preußen den von den vermittelnden Mächten vorgeschlagenen Bedingungen beige-

treten sey, rief sie: „Ich bin vor Freuden außer mir. Ich habe keine Vorliebe für Friedrich, aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er hat edel (?) gehandelt. Er hatte mir versprochen, billige Bedingungen zu machen, und er hat Wort gehalten.“ Friedrich selbst aber ist weit entfernt, seinen Edelmuth als Beweggrund seiner Handlungen geltend zu machen. Er selbst hieß diese edlen Handlungen „Erbärmlichkeiten“ und gibt uns über die Beweggründe seiner Nachgiebigkeit Aufschluß, indem er erzählt: die auswärtigen Mächte, Rußland und Frankreich, wünschten den Frieden. Sie handelten in Uebereinstimmung und drangen in die preußischen Minister, keine neuen Hindernisse dem Frieden entgegenzustellen. „Der König, sehr belästigt durch die vermittelnden Mächte, welche die größte Rücksicht verdienten, hatte nicht mehr Freiheit genug, um seinen Alliirten mit Eifer beizustehen; er konnte nicht zugleich Oesterreich, Frankreich und Rußland die Stirne bieten; —“ daher beschloß er edelmüthig, solche Bedingungen zu machen, welche man annehmen konnte. [1])

---

[1]) Außer den bereits angeführten Quellen, lagen mir zu dieser Bearbeitung vor: Lacretelle histoire de france; — Carl Theodor, Kurfürst von Pfalzbayern, von Lipowsky. Sulzbach 1828. — Consideration sur le droit de la succession de Bavière 1778. — Heeren, Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems. 3. Ausg. 1819. — Ihro kurfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen rechtsbegründete Ansprüche an die bayerische Allodial-Verlassenschaft. Dresden. 1778. 4. mit 44 Beilagen. — v. Schrötter, unparteiische Gedanken über verschiedene Fragen bei Gelegenheit

Zwanzigstes Kapitel.

1778 — 1779.

Joseph II. und Friedrich II. im bayerischen Erbfolge-Krieg.

Ganz Europa war begierig, den Kampf zwischen zwei Männern zu sehen, deren Jeder seltene Eigenschaften besaß. In der That war die Stellung dieser beiden Fürsten gegen einander höchst merkwürdig. Als Angreifer trat abermals Friedrich II. auf, der seinen Ruhm auf Kosten des österreichischen Hauses erworben hatte, dessen schönste von Europa bewunderte Thaten den Ruhm Oesterreichs in Schatten stellten, dessen Heldengröße von den berühmtesten Schriftstellern seiner Zeit zur Schmach seiner Feinde gepriesen wurde in Prosa und Versen, von unzähligen

---

der Succession Maximilian Josephs und Ihrer Majestät Gerechtsame und Maßregeln in Absicht auf die bayerische Erbfolge. — Mursinna, die Regierung Friedrich des Großen. Ein Lesebuch für Jedermann. Halle 1790. 8 Bändchen. — v. Cogniazo, Geständnisse eines österreichischen Veteranen. Breslau. 1791. — Joseph de Fallois, Journal de l'armée prussienne et saxonne aux ordres de prince Henri de Prusse pendant la campagne de 1778. — Militärische Geschichte des Prinzen Friedrich August von Braunschweig. Lübek. Oels. 1797. 4. mit vielen Planen. — Versuch einer militärischen Geschichte des bayerischen Erbfolgekrieges, Königsberg 1781. — Oesterreichische militärische Zeitschrift vom Jahr 1811. — De Ligne, Journal de la guerre de sept mois ou de Bavière en 1778 in den Melanges militaires. — v. Bourscheid, der erste Feldzug im vierten preußischen Kriege. Wien. 1779. — Loudons Leben und Thaten ꝛc. — Skizzen aus dem Charakter und Handlungen Josephs II. P. Geisler. Halle. 1785. — Feßlers Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen.

Geschichtschreibern und begeisterten Dichtern, von Soldaten und Staatsmännern. Er war jetzt alt und gebrechlich, von der Gicht gepeinigt, sinnesschwach und gelähmt, aber nichts desto weniger noch äußerst erpicht auf Vergrößerung seines Ruhmes und ohne Furcht, denselben einzubüßen. Er schien über die natürliche Zeit der Kraft ausdauern zu wollen; aber selbst dieses Streben, dieses Ueberschätzen seiner Kräfte, war ein charakteristisches Wahrzeichen der Altersmattigkeit und der Greisenkindheit, welche sich darin gefällt, noch zu drohen und zu zeigen, daß sie ohne Krücke auf den Beinen sich erhalten kann. Gegenüber von diesem nicht mehr fürchterlichen Feind stand ein rüstiger Fürst im kräftigsten Mannesalter, vielfach beleidigt und begierig, das Unglück seines Hauses zu rächen, mit seltenen Talenten begabt und von tüchtigen, vielfach erprobten Männern des Krieges unterstützt. Zwar kam es nicht zu der gehofften Entscheidung, zwar erschien dieser Kampf nur als ein wenig rühmliches Kriegsspiel; aber es fehlte demungeachtet nicht an kleinen Ereignissen, welche eben so gut als die größten Thaten die beiden Fürsten charakterisiren und hinlänglichen Stoff geben zu einer vergleichenden Abmessung ihrer Kräfte und der Beschaffenheit ihres Willens. Nichts widerlegt die Anschuldigung, als habe Joseph seines Gegners Beispiel nachgeahmt, so vollständig, wie die geschichtliche Darstellung ihres beiderseitigen Betragens in derselben Lage, welche für unseren Zweck um so wichtiger ist, da sie einige große Züge zu dem Charakter-Gemälde unseres Helden liefert. Ueber Friedrichs Betragen in diesem Feldzug vernehmen wir das gültige Zeugniß eines preußischen Schrift-

stellers, [1]) der nach eigenem Geständniß nicht den Ruhm seines Monarchen zu verringern strebte. Ueber Joseph werden wir dann die Stimmen unparteiischer Schriftsteller von beiden Seiten und die Friedrichs selbst hören.

„Sehr treffend hat man den Feldzug von 1778 mit einem schlechten Schauspiele verglichen, das durch gute Schauspieler gegeben wurde. Man muß in der That erstaunen, wenn man sieht, daß zwei mächtige Monarchen eine Armee von mehr als 500,000 Mann, unstreitig die schönsten Truppen Europens, in das Feld stellen, die durch erfahrne und erprobte Generale befehligt wurden; daß sie ihre Schatzkammern durch außerordentliche Ausgaben von mehr als 50 Millionen, daß sie selbst ihre Heere zu Grunde richten konnten, ohne von allen diesen Anstrengungen einen andern Nutzen zu haben, als in das Feld gezogen zu seyn, um es ohne eine einzige, ihrer oder dieser furchtbaren Zurüstungen würdige That wieder zu verlassen.“

„Man hat viel vernünftelt, um dieses Phänomen zu erklären. Die Kaiserin, sagte man, hat den Krieg nicht gewollt, der König von Preußen hat sich nicht mehr bekümmert, ihn zu führen, ja, er glaubte mehrere Monate lang, demselben durch Unterhandlungen auszuweichen; der Feldzug war eröffnet und die Unterhandlungen dauerten noch immer fort; daher diese Ungewißheit, diese schwankende Unentschlossenheit in den Unternehmungen, kein fester Operationsplan und viele Bewegungen ohne Erfolg.“

---

[1]) Schmettau über den Feldzug von 1778. — Hormayr's Archiv von 1812. Nro. 81.

„Aber warum haben damals die Armeen bis auf die geringste Kanonenschußweite sich genähert? Warum hat man einzelne kleine, ziemlich mörderische Gefechte geliefert? Warum hat der König von Preußen, da er thätig seyn wollte, weder für seine noch für die combinirte Armee des Prinzen Heinrich einen bestimmten Operationsplan befolgt? Warum hat er schlechte Stellungen genommen? Warum hat er überhaupt die Sache nicht recht angegriffen? Warum haben die Oesterreicher den Fehler nicht benutzt? Warum endlich wurde die Armee des Königs zu Grund gerichtet?“

„Die Antwort auf diese Fragen und die Auflösung des Räthsels sind nicht schwer zu finden.“

„Einerseits unterlag der König von Preußen dem Gewichte der moralischen sowohl als physischen Schwachheiten und Gebrechen, andererseits betrog die feindlichen Generale noch die Erinnerung der vorigen herrlichen und außerordentlichen Unternehmungen des Königs.“

„Indessen ist meine Absicht keineswegs, das Andenken des großen Friedrichs zu betasten. Ich achte sein Genie sehr hoch; aber ein König und selbst ein großer König, war er nicht weniger ein gebrechlicher Mensch, und als solcher mußte er der Menschheit den Tribut des Alters bezahlen. Unglücklicherweise mußte ihn am Ende seiner glänzenden Laufbahn ein Krieg überraschen. Seine Sinne waren geschwächt und nicht mehr geeignet, die Leitung einer Armee zu besorgen, und wenn damals der Krieg von längerer Dauer gewesen wäre, so würde seine Gegenwart allein seine Armee zu Grunde gerichtet und den Verlust seiner

Staaten herbeigeführt haben. Eugen und andere große Männer haben in Ansehung des erworbenen Ruhms das nämliche Schicksal erfahren, denn dieses steht mit den Kräften des Alters stets in genauem Verhältniß.“

„Der König reiste den 4. April 1778 von Berlin ab, um das Kommando der Armee zu übernehmen, die sich in Schlesien versammelte. Sie durfte ungefähr 100,000 Mann stark seyn. Der König befürchtete einen Einfall von Seiten des Kaisers, obgleich Jedermann, durch die genaue Kenntniß, die man von dem Zustand der militärischen Geschäfte in Oesterreich hatte, eine solche Unternehmung äußerst unwahrscheinlich fand. Friedrich war indessen so sehr von dieser Idee eingenommen, daß er darüber eine Wette mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, einging, aber auch verlor.“

„Die Truppen von den brandenburgischen Grenzen, aus Pommern und Preußen, die zur Armee des Königs bestimmt waren, setzten sich zur nämlichen Zeit in Marsch. Dieser Marsch wurde, wegen der Furcht, die den König wegen eines feindlichen Einfalls in Schlesien quälte, dergestalt beschleuniget, daß die Truppen täglich fünf bis sechs teutsche Meilen machen mußten, was sie früher, als sie zur Armee stießen, zu Grund richtete.“

„Der Operationsplan dieses Feldzuges und vorzüglich die Combinirung der Bewegungen beider großen Armeen beruhen ungefähr auf folgender kurzen Auslegung: „Ich habe 100,000 Mann, Sie, mein lieber Bruder, haben eben so viel, Jeder für sich, Gott für uns Alle.“ — Leute von

Metier, die von dieser Disposition unterrichtet waren, erwarteten und weissagten keinen glänzenden Feldzug."

„Indessen war doch die Meinung des Königs, mit seiner Armee in Mähren zu operiren. Die Magazine waren versehen, und alle nothwendigen Gegenstände für eine Armee von 100,000 Mann waren in dieser Hinsicht in der Gegend von Neisse in Bereitschaft."

„Es war der 9. April, als der König zu Frankenstein eintraf. Er fand daselbst die schlesische Armee, ungefähr 33,000 Mann stark, in Kantonnirungen versammelt. Er wählte sogleich einen Posten zu Vise, zwischen Glatz und Silberberg, in welchem diese Armee die Verstärkung, die auf dem Marsch war, erwarten mußte. Dieses Lager wurde befestigt, mit Verhauen umgeben und aus Furcht vor einer Invasion nahm man so ausgedehnte und vervielfältigte Vorsichtsmaßregeln, als ob Hannibal am Eingange des Lagers wäre."

„Indessen mußte Friedrichs durchdringendem Verstande die Stellung und Lage der österreichischen Truppen nicht entgehen. Noch zwei Monate konnten nicht hinreichend seyn, sie zu versammeln; es waren keine Magazine zur Unterhaltung einer großen Armee errichtet, folglich auch keine große Unternehmungen von ihrer Seite zu wagen, keine von Seite des Königs zu fürchten. Uebrigens hätte die politische Lage, in welcher der Kaiser sich damals befand, ihm nicht erlaubt, der angreifende Theil zu seyn. Es ist daher unmöglich, von diesem Entschluß des Königs, dieses kleine schlesische Armee-Korps, das nicht stärker als 33,000 Mann seyn konnte, ganz in der Gegend von Glatz zu

versammeln, nicht überrascht seyn, weil einerseits, wenn der Kaiser wirklich im Stande gewesen wäre, mit 100,000 oder 120,000 Mann plötzlich in Schlesien einzufallen, weder die Stellung noch die Stärke dieses Armeekorps ihn würde verhindert haben, auf mehreren andern viel vortheilhafteren Wegen einzubringen, und andererseits alle schlesischen Festungen, durch diese Zusammenziehung von Truppen entblöst, jedem Ueberfall und beinahe der Gewißheit, mit Gewalt weggenommen zu werden, ausgesetzt blieben. Selbst bei der Gewißheit dieses feindlichen Einfalls schien es vortheilhafter, die Infanterie dieser kleinen Armee in die Festungen zu vertheilen, in welchen sie, so wie die festen Plätze selbst, vor jedem Anfall bis zur Ankunft der Verstärkung, deren Marsch man ohnedem nur zu sehr beschleunigte, gesichert gewesen seyn würden. Die Kavalerie, gedeckt durch die gut besetzten Plätze, würde zur Vertheidigung des flachen Landes haben verwendet werden können; anstatt daß durch die gegenwärtige Einrichtung, mit Ausnahme von Glatz und Silberberg, alle andern Grenzfestungen jedem Ueberfall ausgesetzt waren."

„Diese ersten Fehler der Beurtheilung rührten ohne Zweifel von der physischen Schwäche der Organe des Königs her. Sein Alter, seine Gesundheit machten ihn unfähig, die Beschwerlichkeiten eines Feldzugs zu ertragen. Sie hatten nothwendig Einfluß auf sein Moralisches, und die abgespannten Triebfedern seiner Einbildungskraft vergrößerten seinen Augen alle Gegenstände, woraus natürlich auch das Maß- und Ziellose seiner Entschlüsse entstehen mußte."

„Am 4. März befanden sich alle Truppen, die bestimmt waren, die große Armee in Schlesien zu bilden, und die aus Preußen, Pommern und der Mark Brandenburg kamen, mit denjenigen in dem Lager zu Bise vereinigt; sie beliefen sich zusammen auf mehr als 100,000 Mann. Jetzt war der günstige Augenblick zu voller Thätigkeit; nach einer Ruhe von acht Tagen, vom 12. Mai angefangen, würde der König, wenn er gewollt hätte, im Stande gewesen-seyn, Böhmen ohne Schwertstreich zu erobern (?), oder die daselbst befindlichen Truppen im Detail zu schlagen, aber die nämliche Schwäche, die auf die Beurtheilung des Königs gewirkt hatte, als er vom Monat April an Schlesien durch die Oesterreicher erobert sah, und daß er sich diesem eingebildeten Ereigniß entgegen zu setzen mit solcher Uebereilung vorbereitete, herrschte auf gleiche Weise in allen seinen Entschlüssen, die er während des Laufs dieses Feldzugs nahm."

„Anstatt thätig zu Werke zu gehen, fiel Friedrich in die Schlinge (?) der Unterhandlungen, welche die österreichische Politik ihm legte, und diese Unterhandlungen hielten ihn zwei Monate in einer Unthätigkeit, welche die Oesterreicher benützten, um ihre Maßregeln zu nehmen, ihre Magazine zu errichten, ihre Truppen zu versammeln und sich endlich in den Stand zu setzen, den Feldzug zu führen. Der König war selbst in der Lage gewesen, einen für den Wiener Hof minder günstigen Vergleich als in der Folge derjenige von Teschen war, schließen zu können; aber seine Wankelmüthigkeit hat ihn stets getäuscht. Er zog den Krieg vor, als er ihm hätte ausweichen sollen, und,

was noch unglaublicher ist, eben in dem Augenblick, in welchem sein Feind ganz im Stand und in der Lage war, ihm die Spitze zu bieten.“

„Wir haben weiter oben gesagt, daß die Magazine und alle Anstalten zum Feldzug in Oberschlesien gemacht worden sind, in der Absicht, die Operationen gegen Mähren zu beginnen. Aber zehn Tage vor Eröffnung derselben änderte sich das System, und der König nahm den Plan an, von dem wir in diesem Werke Rechenschaft geben werden. Bemerken wir jedoch, daß diese plötzliche Veränderung dem Lande großen Schaden und große Hindernisse in Errichtung anderer Magazine verursachte; zum Glück, daß die Thätigkeit des schlesischen Ministers, Grafen von Hozin, und derjenigen Personen, die er zu diesen Geschäften verwendete, diesen Schwierigkeiten so geschwind, als man es nur erwarten konnte, zu begegnen wußte; ein Beweis, daß eine gut organisirte Staatsverwaltung zu jeder Zeit hinlängliche Hülfsmittel aller Art darbietet.“

„Man muß ohne Zweifel glauben, daß eine so plötzliche Veränderung in einer so folgenreichen Sache einen sehr wichtigen Grund hatte. Man muß glauben, daß der König seinen Feind auf eine listige Art vermögen wollte, seine Plane zu ändern, um selbst große Unternehmungen in Verbindung mit der Armee des Prinzen Heinrich auszuführen. Der König führt in seinen Oeuvres posthumes, T. V., pag. 235 — 237 die Ursachen dieser plötzlichen Veränderung an; aber sie tragen einen Charakter, der sie in das Bereich der leeren Entschuldigungen versetzt; in der That, würde ein so aufgeklärter und erfahrener Fürst

und General, als der König von Preußen war, nicht gleich damals, als er seinen ersten Operationsplan entwarf, die zwei Fälle, von denen er spricht, vorausgesehen haben? Dieses ist eben so wenig wahrscheinlich, als die Berechnung richtig ist, nach welcher der König voraussetzt, daß die Oesterreicher sich eher Dresdens würden haben bemeistern können, als der Prinz Heinrich, indem er zur sächsischen Armee gestoßen wäre, es hätte verhindern können; wir werden aber in der Folge sehen, daß Friedrich eigentlich keinen militärischen Zweck hatte, und daß, wenn er bei diesem wunderbaren Widerspruch doch einen sollte gehabt haben, er nur aus der Furcht entstehen konnte, daß ein Feldzug in Mähren thätiger als irgendwo anders werden, und daß die Schwäche seiner Gesundheit ihm nicht erlauben würde, die Beschwerlichkeiten desselben zu ertragen. Er wollte also Herr der Operationen seyn, um nicht selbst durch sie beherrscht zu werden. Er lavirte wie ein Steuermann, welcher fürchtet, sich in's offene Meer zu wagen, um Zeit zu gewinnen, hoffend, daß es entweder zum Abschluß des Friedens kommen würde, ohne seinen erworbenen Ruhm zu kompromittiren, oder daß seine eigenen Kräfte und seine Gesundheit würden hergestellt werden, um in dem künftigen Feldzug kräftiger agiren zu können. Eifersucht auf Ruhm und Ehre lag in seinem Charakter. Sie war seine vorherrschende Leidenschaft, und sie war so stark, daß er lieber die Früchte des ganzen Feldzugs verloren, (?) als das Kommando und die Ehre einem andern General abgetreten haben würde. Da ihm seine

Gesundheit, obgleich sie sich die folgenden Jahre etwas besserte, damals nicht erlaubte, dem Antrieb seines thätigen Charakters zu folgen, so wollte er lieber zaudern, als seinen ersten Plan ausführen. Es ist ganz gewiß, daß, obgleich Friedrich in seinen Memoiren einige große Operationen ankündigt, als z. B. den Uebergang über die Elbe, die Vereinigung seiner Armee mit der des Prinzen Heinrich u. s. w., er nur dadurch seine Armee und seinen Bruder zu täuschen suchte; denn im Grunde war seine Meinung blos, das Ende des Feldzugs zu gewinnen, ohne sich in Thätigkeit einzulassen, oder gezwungen zu seyn, einem andern General das Kommando anzuvertrauen, was uns durch das Detail der Bewegungen selbst, welche während dieses Feldzugs statt hatten, leicht zu beweisen seyn wird."

„Es war zu Anfang des Monats Juni, als Friedrich sich für den Krieg entschied. Dieser Fürst, welcher sonst niemals mit größerem Vortheil, als an der Spitze seiner Truppen, niemals größer, als wenn er sie zum Sieg führte, erschien, hatte jetzt nichts von diesem alten Glanz. Traurig, niedergeschlagen, ja selbst kleinmüthig und muthlos, machte sein Anblick das Zutrauen erstarren, und alle Jene, die sich ihm näherten, wurden nur durch die Hoffnung, die er ehemals so trefflich in ihren Gemüthern zu erwecken wußte, zu ganz entgegen gesetzten Empfindungen bewegt. Mit dieser Geistesstimmung, einer so auffallenden Veränderung seines Charakters, verband sich noch die Wirkung des Alters, welche einen so mächtigen Einfluß auf das Physische eines Fürsten, der von gewöhnlichen

Menschen so ganz verschieden organisirt war, nothwendig haben mußte. Ein sehr bemerkenswerther Unterschied, der ihm damals äußerst nachtheilig war.“

„Friedrich der Große war Mensch und hatte menschliche Schwachheiten; in dieser Hinsicht konnte man ihm zwei Schwächen vorwerfen, nämlich: Ehrgeiz und eine zu große Meinung von sich selbst; gewöhnliche Fehler großer (?) Charaktere. Seinem Ruhme und seiner Ehre Alles aufzuopfern, ja selbst sie auf Kosten seiner eigenen Nation zu erhöhen und zu erweitern, war die Wirkung des ersten; Eifersucht auf militärisches Genie bei seinen Untergebenen die der zweiten; ja diese Schwachheit ging so weit, daß er selbst für die untergeordneten Details aller zu den verschiedenen Theilen einer Armee gehörigen Gegenstände Sorge trug, und in solchen Verrichtungen Niemand eine Stelle anvertraute, die ihm Ruhm bringen konnte, dessen Ursprung nicht von ihm selbst kam; und doch konnte seinem durchdringenden Verstande unmöglich entgehen, daß ein Mensch, welcher allein alle Details einer Armee von 200,000 Mann leiten will, es nur, wenn es nicht ganz unmöglich ist, zu seinem eigenen Nachtheil thun kann. Diese Schwachheiten hatten mit dem Alter zugenommen, und ihre Folgen zeigten sich, besonders in den letzten zehn Jahren seines Lebens, auf eine sehr hervorstechende und seinem Dienste selbst sehr nachtheilige Art. Man hat bemerkt, daß, je mehr Genie und Verdienst ein Offizier hatte, um so härter und zurückstoßender er behandelt wurde; ja Friedrich entfernte sogar solche Offiziere sehr gerne von seiner Person, so zwar, daß,

wenn man aus dem zurückhaltenden Schweigen des größten Theils selbst derjenigen Offiziere, welche die Ehre hatten, sich dem König zu nähern, urtheilen wollte, man mit Herrn von Guibert auszurufen versucht werden würde: „Wenn das die Blüthe und der Kern des preußischen Genie's ist, was würde man nicht aus einer andern Nation machen können?"

„Was den zweiten Fehler betrifft, den man dem großen Friedrich vorwirft, so ist solcher durch sein Benehmen, welches er seinen berühmtesten Generalen gegenüber gezeigt hat, ebenfalls leicht zu erweisen. Diese sind nach der Anciennetät: der alte Prinz von Anhalt, der Marschall von Schwerin, der Marschall Keith, der Herzog von Bevern, der Prinz Heinrich von Preußen, der Prinz Ferdinand von Braunschweig, der General Ziethen, der General Fouquet, der General von Seidlitz, der regierende Herzog von Braunschweig, der General von Möllendorf und mehrere andere Offiziere, welche verdient haben, an die Seite der Eugene und Türenne gesetzt zu werden. Friedrich hat sie in seinen nach seinem Tode heraus gekommenen Memoiren gelobt, weil er gerecht seyn mußte; er hat sie selbst noch in seinem Leben manches Mal geehrt und ausgezeichnet, aber öfters noch war er eifersüchtig auf sie, hat sie beschimpft und übel behandelt."

„Das Verlangen, sich Alles selbst zuzuschreiben, und die Eifersucht sind also der Maßstab gewesen, nach welchen er die Behandlung einrichtete, die er seinen Generalen und den Offizieren von Verdienst angedeihen ließ, welchen Vortheil immer er aus ihren Talenten und Fortschritten ziehen

mochte. Er duldete keinen Nebenbuhler, und das ist die Quelle der Muthlosigkeit, die er einflößte."

„Dieses war die Lage der Dinge, als der König im Jahre 1778 den Feldzug eröffnete. Alter und Gebrechen hatten seine moralischen und physischen Kräfte geschwächt. Sein Geist, seine Beurtheilungskraft, sein Gedächtniß waren ohne Kraft, ohne Nachdruck und Erfolg seine Thätigkeit. Es ist wahr, daß seine Gesundheit damals viel schwächer war, als in den folgenden Jahren bis zu seinem Tod; sie war so sehr herabgekommen, daß er kaum die Bewegung zu Pferde im Schritt ertragen konnte, indessen er die folgenden Jahre wieder mit der ihm gewöhnlichen Schnelligkeit ritt. Wäre der Feldzug thätig geworden, unmöglich würde es ihm gewesen seyn, ihn auszuhalten. Gewohnt, Alles selbst zu thun, konnte sich Friedrich seine eigene Schwäche nicht verhehlen; indessen konnte er eben so wenig sich entschließen, die Leitung und das Detail seiner Armee einem Andern zu übertragen, und bei dieser Gelegenheit hat sein Charakter über sein eigenes Bestes die Oberhand behalten."

„Alle Geschäftszweige der Armee waren beinahe in einer gänzlichen Stockung. Es mangelte an Allem; man beklagte sich, und die Noth zwang die Armee, den König zu bitten, den Klagen abzuhelfen. Die Lager, deren Platz der König selbst bestimmte, waren im höchsten Grade schlecht. Man wird darüber nicht erstaunen, wenn man weiß, daß der König die Manier hatte, die ausgesteckten Lager blos nach Laune und blos auf seine Befehle durch die Offiziere seiner Suite auf einmal gänzlich verändern zu lassen."

„Endlich die beständigen Berichte der Armee über die Bedürfnisse, ihre Entbehrungen aller Art, welche täglich die Ohren des Königs auf eine unangenehme Art bestürmten, mußten nur noch mehr sein cholerisches Temperament erregen, und da sich die Veranlassungen hierzu ohne Unterlaß erneuerten, so behielt er diese üble Laune durch den ganzen Feldzug; daher auch die üble Behandlung seiner Offiziere.[1]) Dieses ist, was uns die Erzählung dieses thatenleeren und traurigen Feldzugs darbietet.“

---

[1]) Er that diesen Unwillen gleich bei seiner Ankunft in Schlesien durch die überaus böse Laune kund, die man in dem ersten Nachtquartier (6. — 7. April 1778) zu Grünberg an ihm wahrnahm. Er zahlte sonst dem Wirthe des Hauses, in dem er die Nacht blieb, 100 Reichsthaler, jetzt nur 20; sonst schlief er unbewacht, diese Nacht mußte ein Kammerhusar in einem Bette schlafen, welches außen vor die Thüre des Schlafzimmers gestellt war; die Bereitung des Kaffees zum Frühstück überließ man sonst der Hauswirthin, jetzt besorgte sie der Kammerhusar mit peinlicher Aengstlichkeit selbst. Als er dagegen aus dem Feldzuge zurückkehrte und wieder in jenem Hause übernachtete, war er die Freundlichkeit selbst und sagte beim Weggehen dem Landrathe mit einer ungemein holdseligen Miene, er werde Schlesien eine Freude machen. Nicht lange darauf erschien eine Bekanntmachung, daß Seine Majestät den Domänen und Gemeinden der Provinz Schlesien ein Gnadengeschenk mit dem Erlaß einer dreimonatlichen Steuer mache. Damit man sich jedoch der Steuerentrichtung nicht entwöhne, mußten die Steuern vor wie nach in die Steuer-Kasse entrichtet und von den Steuerämtern an die Hauptkasse eingesendet werden. In einiger Zeit aber kam die Summe wieder zurück und das Geschenk wurde den Theilnehmern in der Steuerkasse zugezählt. „Eigenes Erlebniß des Herausgebers.“ (Siehe Anmerkung der Seite 72 von J. C. F. Manso's Geschichte des preußischen Staates vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft. 2te Ausgabe. 1r Band. Frankfurt a. M. 1835.)

Stellen wir dieser traurigen Schilderung als Gegenbild die Berichte über Josephs Betragen im bayerischen Erbfolgekrieg auf, so finden wir in demselben eine große Menge liebenswürdiger und rühmlicher Eigenschaften, die auf jene Größe, welche blos auf einem hellen Verstand ohne Gemüthswärme beruht, verdunkelnd einwirkt. Man kann sagen, Joseph eröffnete den Feldzug durch eine That seltener Großmuth und edler Selbstvergessenheit, indem er das in seine Hand gegebene Leben seines Gegners nicht nur schonte, sondern mit edelmüthiger Sorgfalt beschützte. Wir deuten hiermit auf ein Ereigniß, das zwar bisher nur als eine jämmerliche Anekdote arg entstellt in schlechten Apologien Friedrichs figurirte, aber demungeachtet eine geschichtliche Würdigung verdient. [1])

Wenige Wochen nach Eröffnung des Feldzugs im Jahr 1778, kam eines Abends ein Scharfschütze von den Grenzern im Hauptquartiere an und verlangte dringend, den Kaiser allein zu sprechen. Nachdem er vorgelassen worden war, meldete er Folgendes: „Er habe auf den Vorposten, hinter dichten Gebüschen versteckt, öfters wahrgenommen, der König von Preußen nähere sich beim Recognosciren dem Elbufer so sehr, daß ein guter Schütze ihn leicht vom Pferde holen könne. Seitdem habe er stets bei sich nachgedacht, welch berühmter und reicher Mann er noch werden könne, wenn er das Haus Oesterreich von seinem größten Feinde be-

---

[1]) Wir erzählen es hier dem zuverlässigen Berichte Riblers (in seinem Archiv 1831) nach. Der Aufsatz ist überschrieben: „Joseph als Feind Friedrichs II.," und trägt alle Wahrzeichen der Authentizität an sich.

freie. Als der König nun gestern sich der Stelle genähert, wo er als Vorpost verborgen gewesen, habe er eben auf ihn anschlagen wollen, als ihm eingefallen sey, doch noch eher den Kaiser deßhalb zu fragen.[1] Er habe daher heute gleich nach der Ablösung den Hauptmann um einen Urlaub von sechs Stunden gebeten, um im Hauptquartier einen Bekannten zu sprechen und so auch keine Unwahrheit gesagt. Erlaube Seine Majestät ihm nun, seinen Anschlag auszuführen, so stehe er mit seinem Kopfe dafür, der König von Preußen lebe nach acht Tagen nicht mehr; denn trotz seiner Jahre habe er noch einen festen Arm, ein scharfes Auge und wisse genau, wie weit seine Büchse mit Sicherheit trage, mit der er schon manchem Bosniaken das Lebenslicht ausgeblasen.“ — In großer Bewegung hörte der Kaiser diesen Bericht an und fragte dann: „ob der Hauptmann der Schützen nichts von seinem Vorhaben wisse?“ — „Nicht das Mindeste,“ erwiederte der Grenzer; „denn ich hütete mich wohl, Jemanden etwas davon zu entdecken; wie leicht könnte ein Anderer mir Lohn und Ehre entreißen.“ Joseph athmete freier. „Wohlan,“ sagte er mit großem Nachdruck, indem er ihm ein Goldstück reichte, „bewahre dieß zum ewigen Andenken, daß dein Schutzgeist dich gewarnet hat, auf den König zu schießen. Du begreifst nicht, welche abscheuliche That du begangen hättest, wäre

---

[1]) Müchler erzählt in seinen Anekdoten, der König habe dem Schützen mit seiner Krücke gedroht, und darüber sey dieser so erschrocken, daß er nicht habe schießen können! Die preußische Fanfaronnerie ist in Erfindung solcher Lächerlichkeiten wahrhaft groß!

dieß gekrönte Haupt durch dich gefallen. Jeder brave Husar wagt wohl sein Leben, um den König im Gefechte gefangen zu nehmen; aber keiner wird so gottlos seyn, ihn vom Pferde herunter zu säbeln, und sollte er selbst das Leben darüber verlieren." — Der rauhe Krieger, der wohl nichts von den Gründen solcher Schonung begriff, verstummte. „Es ist schon spät," fuhr Joseph fort, „bleibe diese Nacht hier; aber keine Sylbe von dem, was wir gesprochen, komme über deine Lippen; sonst" — mit dem Finger drohend; — „morgen wirst du meine weiteren Befehle erhalten." Hierauf befahl der Kaiser einem herbeigerufenen Kammerdiener für die Verpflegung dieses Mannes zu sorgen.

Am frühesten Morgen beschied der Kaiser den Grafen Lascy zu sich und erwiederte auf dessen Frage, wie Seine Majestät geruht: „Ich habe so viel als gar nicht geschlafen, denn ein furchtbarer Gedanke quälte mich die ganze Nacht." Er erzählte ihm nun den Antrag des Grenzers und fuhr mit Heftigkeit fort: „Der Mann muß von der Armee entfernt werden und noch heute; ein böser Geist könnte sonst sein Spiel mit ihm treiben. Schicken Sie ihn daher unter irgend einem Vorwand nach Haus, wo man ihm, um ihm nicht wehe zu thun, eine gute Anstellung verleihen kann. Auch müssen wir darauf denken, wie man, ohne Aufsehen zu machen, verhindere, daß nicht ein anderer Schütze das ausführe, was dieser im Sinne gehabt. Denn was würde die Welt von uns sagen, wenn ein solcher Bravo aus einem Hinterhalte den König erschösse? Hat nicht Parteihaß den Kaiser Ferdinand zu verläumden gesucht, weil Gustav Adolph bei Lützen geblieben?

Was würde er sich gegen uns erlauben, da wir dem Könige gleichsam im Angesichte stehen? Unser guter Ruf wäre auf immer dahin! —“

Graf Lascy bedauerte sehr, „daß die Meldung des Grenzers Seiner Majestät eine schlaflose Nacht verursacht habe, indem man nicht wissen könne, ob er sich nicht in der Person getäuscht. Da aber dem Könige Alles daran liege, einen schicklichen Uebergangspunkt über die Elbe zu entdecken, und er im Laufe aller seiner Feldzüge nie seine hohe Person geschont, auch die Grenzer als Jäger und wahre Natursöhne mit so scharfen Sinnen begabt seyen, daß mancher von ihnen während des siebenjährigen Krieges ihm bessere Dienste, als sein Fernrohr geleistet, so streite wenigstens nichts gegen die Wahrscheinlichkeit der Aussage; die Wichtigkeit des Gegenstandes gebiete daher, sie als unbedingt wahr anzunehmen und darnach zu handeln. Die edlen Besorgnisse Seiner Majestät ließen sich indeß auf eine sehr einfache Weise heben; Sie möchten nur geruhen, gleich nach eingenommenem Frühstück, von ihm und wenigen Ordonnanzen begleitet, die ganze Kette der Vorposten zu besichtigen und die nöthigen Befehle zu erlassen. Bis zu ihrer Rückkehr würden die Depeschen an den Hof-Kriegsrath bereit liegen, um sie durch einen Kurier abzusenden, der den Grenzer nach Wien mitnehmen werde, um ihn von dort mit einem Auftrag in seine Heimath zu senden. Uebrigens müsse die ganze Menschheit beklagen, daß zwei erhabene Fürsten, von größter Hochachtung für einander beseelt, durch ein hartes Geschick gezwungen würden, sich als Feinde gegenüber zu stehen.“

Er theilte nun seinen Plan dem Kaiser mit, der ihn auch sogleich genehmigte.

Auf den Vorposten erkundigte sich nun der Kaiser bei dem ersten kommandirenden Offizier auf das Genaueste über alle Tagesereignisse, vorzüglich aber über das Recognosciren der Feinde, und setzte hinzu: „Es sey möglich, daß der König selbst den Vorposten sich nähere. Für diesen Fall ertheile Er den mündlichen Befehl, daß die äußersten Wachen, so bald sie den König erkannt, ihm durch das Präsentiren des Gewehrs und des Salutirens mit dem Säbel die hohe Achtung bezeugen, die dem gekrönten Haupte, dem großen Feldherrn und seinem persönlichen Freunde gebühre. Dieser Befehl sey auf das Genaueste zu befolgen und den ablösenden Offizieren jedesmal mitzutheilen.“ So wiederholte ihn Joseph vom ersten Wachposten an bei allen übrigen weit über das preußische Lager bei Welsdorf hinaus. Nachmittags im Haupt=Quartiere angelangt, umarmte er herzlich den Grafen: „Sie haben mir oft Gelegenheit gegeben, in Ihnen den treuen Staatsdiener zu achten, aber heute erkenne ich wieder meinen besten Freund; durch Ihren weisen Rath haben Sie mir meine Ruhe wieder geschenkt und für meinen Ruf bei der Mit= und Nachwelt gesorgt.“

Durch die Vorsicht, die hohe Sorgfalt für Friedrichs Leben mit dem Schleier der Hochachtung für ihn zu bedecken, wurde Josephs Absicht vollkommen erreicht; Niemand im Heere errieth den eigentlichen Zweck dieser militärischen Höflichkeit, und selbst Friedrichs Scharfsinn konnte in ihr blos einen Zug der Artigkeit erblicken, die dem Kaiser ganz

eigenthümlich war und an die edlen Sitten und die hochherzigen Gesinnungen des Ritterthums erinnerten. [1])

Schon aus diesem Ereigniß kann man den Schluß ziehen, daß Joseph nicht geeignet gewesen ist, den Ruhm eines „großen Mannes“ und insbesondere den eines „großen Helden“ zu erwerben; denn es fehlte ihm, wie allen Abkömmlingen aus dem österreichischen Regentenhause, an der jedem Feldherrn und Staatsmann, dessen Hauptaugenmerk der Ruhm ist, so nothwendigen Rücksichtslosigkeit und Hartherzigkeit. Mögen es die österreichischen Völker dem Himmel danken, daß die großen Männer Gustav Adolph, Condé, Friedrich ꝛc. [2]) nicht ihnen angehörten, daß ihr Blut und Gut nicht solcher Größe zur Verfügung gestellt war. Der erste pflegte zu sagen, „der

---

[1]) Doch dieser Zug aus Josephs Leben mag zugleich die Frage beantworten, die der Verfasser der Geschichte des siebenjährigen Krieges dem Urtheile seiner Leser überläßt: Ob es wahrscheinlich sey, daß der kaiserliche Hof einige Kenntniß von dem Plane des berüchtigten Barons Warkotsch gehabt, den König 1761 in seiner Wohnung zu Strehlin zu überfallen, um ihn lebendig oder todt den Oesterreichern zu überliefern. (Ridlers Archiv.)

[2]) Napoleon übertraf alle diese Helden in Geringschätzung der Menschenleben, welche ihm von der Nation anvertraut waren. Er gedachte schon als Offizier, von Leichnamen Brücken zu bauen, und kündigte in einem Amtsblatt prahlerisch an: „Ich kann alle Jahre über 400,000 Menschenleben verfügen.“ Und diese großen Männer finden selbst unter „Männern der Freiheit, Gleichheit und Humanität,“ unter den liberalen Monophilanthropen, den seltsamsten Erscheinungen unseres Jahrhunderts, die eifrigsten Lobredner. Dagegen würdigen sie solche Fürsten, welche von heißer Menschenliebe befangen, still für Völkerglück wirkten, kaum einer verächtlichen Erwähnung.

Sieg ist mein, wenn er mich nur (!) Menschen kostet,“ der Zweite rief: „ich weiß nicht, was der Pfaffe (Mazarin) solchen Lärm anhebt, eine Nacht in Paris gibt mehr Menschen das Leben, als in der letzten Schlacht gefallen sind.“ Friedrichs große Worte: „Ihr Racker, wollt ihr ewig leben?“ welche er bei Planian den weichenden Grenadieren zugerufen, sind eben so bekannt, allein unbekannt, oder doch nur Wenigen bekannt, blieb die Menschenliebe und der ungeheuchelte Schmerz, welchen Joseph bei ähnlichen Gelegenheiten erwies. Obgleich nicht zu hoffen ist, daß Josephs Proben von Ueberschätzung des Menschengeschlechts durch das Organ blutdürstiger Geschichtschreiber, welche den wahren Heldenwerth nur in maßloser Schlachterei erkennen, auf die späte Nachwelt kommen werden, so wollen wir sie doch nicht als unwesentlich mit Stillschweigen übergehen. Es war im Feldzuge 1778, als eine Abtheilung preußischer Infanterie gegenüber von Kukus auf das rechte Ufer der Elbe setzte und ein sehr lebhaftes Feuer unterhielt, während eine andere Schaar, mit Schaufeln und Hacken versehen, im Rücken der Angreifenden eine Brustwehr aufwarfen, um durch einen Brückenkopf sich einen Uebergangspunkt zu sichern. Der hier kommandirende österreichische Major gewahrte nicht sobald das Beginnen des Feindes, als er mit seinen Truppen vordrang und gefällten Bajonets die Preußen auf's andere Ufer der Elbe zurückwarf. Dieses Gefecht kostete jedoch viel Blut. Es ward von dem Kaiser und dem Feldmarschall Lascy aus einer Redoute beobachtet, wobei der Kaiser, als er so viele seiner Leute fallen sah, in schmerzliche Ungeduld gerieth. „Wozu diese Schlachterei,“

rief er dem Feldmarschall zu, „senden Sie dem Major sogleich Befehl zum Rückzug und geben Sie ihm für dieses nutzlose Blutvergießen einen scharfen Verweis.“ Allein in der Hitze hatte der Kaiser die Wichtigkeit dieser Unternehmung übersehen und war im Begriff, durch diesen übereilten Befehl eine Ungerechtigkeit und Unklugheit zu begehen. Der treue Lascy, welcher immer sorgsam darüber wachte, daß der Kaiser bei der eigenthümlichen Unruhe seines Charakters sich vor den Augen erfahrener und besonnener Kriegsleute keine Blöße gebe, stellte sich, als habe er die Ordre des Monarchen mißverstanden, und erwiederte laut: „So wie das Gefecht vorüber ist, werde ich sogleich die Ehre haben, den Major Eurer Majestät vorzustellen. Er ist ein entschlossener Mann, der schon verdient, den Beifall seines Monarchen aus dessen eigenem Munde zu vernehmen; aber ich wünschte doch, daß Euer Majestät gleichfalls geruhten, ihn aufmerksam zu machen, daß er seinen Angriff etwas zu spät vorgenommen; denn es hätte den Preußen gelingen können, sich auf diese Stelle einzulogiren; uns würde es dann viel Blut gekostet haben, sie aus ihrer Verschanzung wieder zu vertreiben, besonders wenn sie auch noch einiges Feldgeschütz darin aufgeführt hätten, was man bei ihrer Thätigkeit erwarten mußte.“ Weit entfernt, nach gewohnter Heldenweise die Rathschläge eines erfahrenen Freundes mit Unwillen zurückzuweisen, nahm Joseph vielmehr die Belehrung Lascy's dankbar an, erkannte sein Unrecht und zeichnete den wackeren Offizier, dem er einen Verweis zugedacht, persönlich aus.

Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß diese Gemüths-

weichheit Joseph's den Unternehmungen seiner Generale wenig förderlich gewesen ist, und daß es dem Kaiser an der erforderlichen Kriegserfahrung sehr gebrach. Er kannte die Theorie der Kriegskunst aus dem Grunde, allein nie in seinem Leben hatte er bisher Gelegenheit gehabt, sie in thätige Ausübung zu bringen. Schuld daran war die unzeitige Mutterliebe der Kaiserin. Sie hatte, wie bereits erzählt worden, nicht zugegeben, daß ihr Sohn einigen Feldzügen unter dem Feldmarschall Daun beiwohne, und Alles gethan, dem Hange Josephs zu Kriegsthaten Hindernisse in den Weg zu legen. Niemand bedauerte dieß mehr, als Lascy, der durch die übermäßige Besorgniß Josephs, Menschen zu verlieren, in allen seinen Unternehmungen gehindert wurde. Wie dieß geschah, erzählt uns ein kriegskundiger Schriftsteller mit großer Sachkenntniß und offenbarer Unparteilichkeit. [1]) Eine dieser günstigen Gelegenheiten, einen entscheidenden Streich auszuführen, bot sich dem Grafen dar, als der König die Feldbäckerei, welche bisher zu Nachod gewesen, den 8. August nach Trautenau verlegte. Da dieser Ort als der äußerste, also auch als der gefährlichste Posten anzusehen und doch nur mit einem Bataillon und hundert Pferden besetzt war; da in Schazlar nur ein Bataillon sich befand, General Delwich mit zwei Bataillons und fünf Escadrons bei Pilnikau, General Anhalt aber unterhalb dieses Ortes aufgestellt war, während die Oesterreicher die Gegenden von Hohen-Elbe, Schwarzthal und Freiheit besetzt hatten und im Stande waren, sich dort

[1]) S. Ridlers Archiv. Jahrgang 1832. S. 239.

nach Willkür zu verstärken, ohne daß der Feind Nachricht davon erhalten konnte; so gestanden sich alle einsichtsvollen Feldherrn im preußischen Heere, daß die Feldbäckerei zu Trautenau in großer Gefahr stehe, durch einen Ueberfall entweder aufgehoben oder zerstört zu werden. Aber Keiner von ihnen, ja selbst der Erbprinz von Braunschweig nicht, wagte es, dem Könige über diese Gefahr ernstliche Vorstellungen zu machen, da Jedermann dessen Launen fürchtete, die schon in frühern Jahren keinen Tadel oder Widerspruch geduldet, jetzt durch Alter, Kränklichkeit und Mißmuth über die geringen Fortschritte in diesem Feldzuge sehr zugenommen hatten.

Dieser von Friedrich begangene Fehler entging dem Scharfblicke Lascy's nicht, der sogleich alle Posten um Hohenelbe ansehnlich verstärkte, so daß sie vereint gegen 8000 Mann betrugen. Er legte nun seinen Plan dem Kaiser vor. Die preußischen Schaaren unter den Generalen Delwich, Anhalt und Podewils sollten den 12. August in aller Frühe angegriffen, und der Kampf auf diesen drei Punkten mit aller Thätigkeit fortgesetzt werden, um den Feind in dem Wahne zu erhalten, hier würde der Hauptangriff unternommen, während General d'Alton den 11. beim Einbruch der Nacht mit 8000 Mann seinen Marsch aus der Gegend von Hohenelbe antrete, um mit dem frühesten Morgen Trautenau zu überfallen. Eine zweite Schaar von 4000 Mann würde den ersten zur Unterstützung oder zur Aufnahme nachfolgen. Die Feldbäckerei sollte zerstört, alle Vorräthe sammt den Wagen verbrannt, die Pferde gekoppelt davon geführt, und dann ohne Verweilen

der Rückmarsch wieder genommen werden. Durch diesen einzigen Schlag sey der König genöthigt, zur Verpflegung seines Heeres den Rückmarsch nach Schlesien unverweilt anzutreten; der Feldzug werde daher auf dieser Seite ohne viel Blutvergießen geendigt, was Kenner der Kriegskunst würdigen, und auch Ihre Majestät die Kaiserin in ihrem milden Sinne sehr erfreuen würde, da ihr Lieblingswunsch dadurch völlig erreicht werde. Joseph hörte dem Feldmarschall mit Aufmerksamkeit zu, und fragte, nachdem dieser seinen Vortrag geendigt, mit Hastigkeit: „Und was geschieht, wenn der König von unserem Anschlag Wind erhält, oder ihn aus der Bewegung unserer Truppen eräth und Gegenanstalten trifft? Dann geben wir ihm eine kleine Revange für die Geschichte von Maxen. Nein, zu diesem Ueberfall kann ich nie meine Beistimmung geben, denn er scheint mir zu gewagt.“ Vergeblich bemühte sich Lascy, den Kaiser von dem Ungrunde seiner Besorgnisse zu überzeugen; selbst im schlimmsten Falle biete das Terrain so viele Vortheile dar, um mit Ehre sich zurück ziehen zu können. „Und dann ist das Blut vieler braven Leute umsonst geflossen,“ erwiederte der Kaiser, welcher auf seiner Meinung beharrte und zuletzt erklärte: „Er erwarte stehenden Fußes den König am rechten Elbeufer, wenn ihn die Lust anwandeln sollte, seine Redouten zu stürmen.“ — „Diesen Gefallen,“ erwiederte Lascy kalt, „wird uns der König nicht thun, denn er ist 26 und nicht 66 Jahre alt, um noch einen solchen Jugendstreich zu wagen.“

Der Aufbruch Friedrichs aus seinem Lager vor Welsdorf, den 13. bis 15. August, raubte Lascy die Gelegenheit,

den Kaiser für seinen Plan zu gewinnen; aber eben dieser Marsch des preußischen Heeres bot ihm eine andere Gelegenheit dar, für die Ehre der österreichischen Waffen zu handeln.

Durch die häufigen Fouragirungen, welche das preußische Heer im Laufe von fünf Wochen vorgenommen, waren nicht blos in der ganzen Gegend weit um das Lager, sondern auch in dem Theile von Böhmen zwischen Nachod, Eipel, Schurz, Jaromirs und Neustadt alle Quellen des Unterhaltes so sehr erschöpft, daß der König, auch ohne weitere Entwürfe im Sinne zu haben, zum Aufbruche genöthigt war. Bei Handhabung einer größern Ordnung und bessern Mannszucht hätte das Heer allerdings noch fünf Wochen in seiner alten Stellung aushalten können, aber der wilde Unfug, den sich die preußischen Truppen erlaubt, lag im Plane des Königs, der sich mehrmals geäußert: „Er wolle dem feurigen Kaiser seine Kriegslust schon verbittern; er werde sich künftighin reiflicher besinnen, einen Krieg anzufangen, wenn er früher dessen Elend gesehen.“ Durch Plünderungen und Ausschweifungen verheert, hatte diese Gegend das Ansehen einer Wüstenei bekommen, und der aller seiner Habe beraubte Landmann hatte sich, um dem Hungertode zu entgehen, über die Elbe geflüchtet, war aber keineswegs, wie der königliche Schriftsteller zur Beschönigung seiner Gräuelthaten erzählt, von seiner Regierung gezwungen worden, bei Annäherung des preußischen Heeres mit seinem Vieh auszuwandern. In diesem Falle hätte man gewiß auch die Vorräthe mitgenommen oder zerstört.

So wie man im kaiserlichen Lager den Aufbruch des preußischen Heeres am 13. August wahrnahm, hatte Graf Lascy auch schon seinen Plan gefaßt. Es mußte auf seinem Marsche nach Burkersdorf die ungeheuren Schluchten Kowalkowitz, Horsitzka, Nimmersat, Keule und Liebenthal durchziehen, und man durfte beinahe mit Gewißheit voraussehen, daß unter dem Heere, das, gegen 80,000 Mann stark, mit einem großen Zuge von Geschütz, von Packwägen u. s. w. belastet war, auf dem Marsche durch diese Schluchten Unordnungen einreißen werden. Lascy wollte daher in der Nacht vom 14. auf den 15. August einige Bataillons leichter Truppen in der Gegend von Kowalkowitz in einen Hinterhalt legen, vier Regimenter Husaren sollten in der Nähe seyn, um über die erschreckte Nachhut der Preußen herzufallen, eine bedeutende Schaar aus Linien-Fußvolk und schwerer Reiterei sollte im Nothfalle dieß Unternehmen unterstützen, und General Wurmser das Ganze leiten. — Joseph schüttelte den Kopf, als Lascy ihm seinen Plan vortrug. „Wozu, lieber Feldmarschall," äußerte er, „wollen wir abermal Blut vergießen und dem König die Gelegenheit darbieten, sich aus seiner Verlegenheit zu ziehen, in der er sich gegenwärtig befindet? Der Feldzug ist nun einmal für ihn verloren, er mag thun, was er will; es scheint nun, er werde sich aufwärts der Elbe ziehen, wir thun dasselbe und erwarten ihn; ihm ein Treffen anbieten, heißt ein sicheres Spiel aufgeben, um ein unsicheres anzufangen. Lassen wir ihn ziehen; die Millionen, die er für diesen Feldzug umsonst ausgegeben, werden ihn genug schmerzen." — „Wir führen also einen

sehr friedlichen Krieg," erwiederte Lascy, „nur befürchte ich, der König dürfte, wenn wir ihn so ganz ungestraft abziehen lassen, seiner Satire, und dießmal mit allem Recht, freien Zügel schießen lassen, wie er dieß vor der Schlacht bei Hochkirchen, aber damals mit Unrecht gethan."

Mit dem frühesten Morgen am 15. August standen Joseph und Lascy in einer Redoute, und beobachteten durch Fernröhren den Abmarsch des preußischen Heeres. Als die Nachhut sich den Schluchten von Kowalkowitz näherte, ereignete sich, was Lascy vorausgesagt, aber in einem Grade, den dieser selbst nie vermuthet, so daß Joseph, von der Verwirrung, die unter dem preußischen Heere immer mehr überhand nahm, hingerissen, dem Feldmarschall zurief: „Lassen Sie doch unverweilt einen Angriff unternehmen, der Feind muß einen bedeutenden Echec erleiden." Lascy, übel gelaunt, daß ihm die Gelegenheit, den Preußen einen empfindlichen Streich zu spielen, abermals entgehe, vergaß in seinem Aerger nicht blos die Rolle des feinen Hofmanns, sondern sogar die Pflicht des treuen Dieners, und rief ärgerlich aus: „Ja, wenn ich aus jeder meiner Hosentaschen ein Husaren-Regiment hervorzaubern könnte." Joseph schwieg und blieb eine geraume Zeit ernst und düster, bis Lascy durch ein unbefangenes, heiteres Gespräch zu erkennen gab: er bringe dem Willen des Herrn auch seinen militärischen Ruhm zum Opfer. In seinen Denkwürdigkeiten bemerkt Friedrich, und nach ihm alle preußischen Schriftsteller mit Befremden, daß die Oesterreicher so ruhig dem Abmarsche des preußischen Heeres zugesehen. Man wußte freilich nicht, welcher Gefahr

es entronnen, weil Joseph das Leben seiner Krieger so hoch geschätzt.

Der Ruf von des Kaisers Menschlichkeit hatte indessen auch gute Folgen. Die österreichischen Rekruten, welche sonst ungerne den Spaten mit der Muskete vertauschten, und oft mit Gewalt und List ausgehoben werden mußten, strömten seinem Heere mit Freuden zu. Die Familien sahen mit minderem Leidwesen und mehr Patriotismus ihre hoffnungsvollen Söhne in's Feld ziehen, denn sie wußten, daß jedes einzelne Leben dem Kaiser ein kostbares Gut sey, das er nicht unnützer Weise und mit Geringschätzung verschwenden werde. Die kampffähige Jugend war gewiß, daß sie für Thaten der Tapferkeit Ruhm und Belohnung finden werde, daß die Aufopferung der Lebenssicherheit, wenn sie mit Muth geschah, nicht ohne Preis seyn werde, wie in den früheren Kriegen, wo man die Gemeinen den feindlichen Kugeln preis gab, ohne die Tapferen zu belohnen und aus ihrer niedrigen Stellung zu erheben. Die bewaffneten Söhne Oesterreichs wurden von nun an nicht mehr elenden Söldlingen gleich erachtet, denen man genug zu thun glaubte, wenn man ihren Sold pünktlich bezahlte, sondern Vertheidiger des Vaterlandes, welche von ihrem Führer geachtet und geliebt wurden. Der Eifer, unter seinen Fahnen zu dienen, war daher allgemein, besonders aber bei den Grenztruppen. Nie ist die Anwerbung in den Freikorps so schnell von Statten gegangen. Im teutschen Reiche, in Ungarn und Polen drängte man sich zu seinen Scharen. In wenig Monaten waren zwanzig derselben auf den Beinen. [1])

---

[1]) Pezzl, S. 69.

beantworteten.[1]) Als er darauf wieder an's Fenster trat, stürzte das Volk eben so eilig wieder in den Hof, als es früher heraufgestürmt war. Um sechs Uhr zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück, um noch mit beiden Generalen und Offizieren noch mehrere Arbeiten zu beendigen, was ihn bis acht Uhr beschäftigt hatte.

Den 29. Oktober, Morgens um sieben Uhr, setzte sich der Kaiser, ungeachtet des starken Regens, wieder zu Pferde und ritt, begleitet von den Segenswünschen der Landleute, die sich auf beiden Seiten des Weges in einer langen Reihe aufgestellt, nach Michaelbeuern, höchst vergnügt über die Gesinnungen der Einwohner von Perwang und der Umgegend, die sich für ihn in so herzlicher Einfalt ausgesprochen.

Diesen kleinen Reisen im Innern der Erblande folgte bald eine größere, welche in politischer Hinsicht fast wichtiger war, als jene im Jahre 1777 nach Frankreich.

Katharina II., Kaiserin von Rußland, hatte im Jahre 1779 den höchsten Gipfel ihres Ruhmes und ihrer Macht erreicht. Ihre seltenen Vorzüge und eine, in damaliger Zeit außerordentliche Geistesbildung, so wie der natürliche und künstliche, durch gute Anstalten herbeigeführte Wachsthum ihrer Macht, hatten ihr die Achtung von ganz Europa erworben — wenigstens jene Achtung, welche mit der Furcht verwandt ist. Alle Mächte der gebildeten Welt

---

[1]) Einer dieser Landleute erwiederte ganz gemüthlich einem Leiblakei, der beim Andrange der Anwesenden ungeduldig einige verweisende Worte gesprochen: „Der Herr hat leicht reden; er sieht den Kaiser alle Tage, aber wir sehen ihn heute, und Gott weiß, ob wir dieß Glück noch einmal haben werden.“

bewarben sich um ihre Freundschaft und brachten ihr Huldigungen, deren sich noch kein russischer Selbstherrscher von Seiten der europäischen Machthaber erfreut hatte. Da sie bei der großen Thätigkeit ihres Geistes sich mit den Angelegenheiten aller Staaten beschäftigte, um nie ihr Interesse zu übersehen, so gewann sie immer mehr Einfluß auf das Schicksal fremder Staaten. Ihre letzte Einmischung in die teutschen Reichshändel hatte ihr Ansehen vermehrt; man betrachtete sie in Teutschland von nun an als Schiedsrichterin in allen Streitigkeiten. Preußen erfreute sich bisher der Freundschaft dieser Ehrfurcht gebietenden Macht und suchte fortwährend dieses unschätzbare Bündniß mehr und mehr zu befestigen und Oesterreich, mit Hilfe dieser Allianz, mehr und mehr seines Gewichtes in Teutschland und Europa zu berauben. Kaum war der bayerische Erbfolgestreit beendigt, so schmiedete es schon wieder neue Pläne zur Einschränkung der Macht Oesterreichs, und unter diesen war die projektirte Trippelallianz (deren Entwurf bald Friedrich II., bald dem Reis-Effendi zugeschrieben wird) zwischen Rußland, Preußen und der Pforte der gefährlichste. Der Reis-Effendi nämlich, mit Unruhe auf Kaiser Josephs kühne Entwürfe hinblickend und von seinem Thatendurst und Ehrgeiz unsägliche Gefahr für die Pforte befürchtend, dachte sich mit Recht den Fall möglich, derselbe könnte, um seine Absichten zu verfolgen, eine Verbindung mit Rußland schließen und — was minder wahrscheinlich war — Preußen sich mit den beiden Mächten vereinen, um mit ihnen gleiche Vortheile zu erzielen. Dieser drohenden Gefahr glaubte er dadurch zuvorzukommen, daß er eine Allianz zwischen Rußland,

Preußen und der Pforte zu Stande brächte. Der Zweck derselben sollte seyn: Gegenseitige Hilfleistung, wenn eine der kontrahirenden Mächte in ihren europäischen Staaten von einer anderen Macht, unter was immer für einem Vorwand, angegriffen würde; diese Hilfe könnte entweder durch ein Hilfskorps, dessen Stärke näher zu bestimmen wäre, oder durch eine mächtige, gegen den gemeinschaftlichen Feind zu unternehmende Diversion, worüber sich die drei Höfe einverstehen würden, geleistet werden. Es hieß, dieses Projekt sey durch Frankreich veranlaßt worden, eine Sage, die Friedrich sogleich bestimmte, auf diese Trippel-Allianz einzugehen. Auch in Rußland fand dieser Plan Freunde, die sich bemühten, die Kaiserin zur Ausführung desselben zu bewegen. Zwar zeigte Katharina den größten Widerwillen gegen ein so seltsames Bündniß, in dem sich zwei christliche Mächte mit einer barbarischen gegen eine andere christliche Macht vereinigen sollten; allein Friedrich gab darum sein System nicht auf. Oesterreich auf allen Seiten zu schwächen, war sein Lebenszweck. Um ihm stets näher zu kommen, lenkte er die Aufmerksamkeit der Kaiserin neuerdings auf die teutschen Angelegenheiten und stellte ihr vor, wie wünschenswerth es sey, daß Rußland seinen wohlthätigen Einfluß auf die teutschen Reichsangelegenheiten vermehre und einen eigenen Gesandten, nicht nur am Reichstage, sondern in der Mitte von Teutschland (Frankfurt) etablire, nach dem Beispiele von Frankreich, England 2c. Alle diese Rathschläge Friedrichs zielten darauf hin, nicht nur Oesterreichs Gewicht in Europa, sondern auch des römischen Kaisers Obergewalt zu vernichten. Man kannte

die Absichten Friedrichs nie in ihrem ganzen Umfange, fühlte aber die dringende Nothwendigkeit, ihm entgegen zu wirken um so stärker, da Maria Theresia in dem Augenblicke Rußlands Gunst zu wünschen veranlaßt war. Der Erzherzog Maximilian, der einzige Prinz, der noch keine selbstständige Stellung behauptete, bewarb sich nämlich um die Koadjutorschaft von Köln und Münster, fand aber viel Widerspruch. Indeß erlangte Maria Theresia, trotz der Einwürfe des Grafen von Vergennes, Ludwigs XVI. Zustimmung. Dagegen suchte Friedrich seinen ganzen Einfluß auf das Kapitel geltend zu machen, um die Wahl des jungen Erzherzogs zu hintertreiben. Es war daher dringend nöthig, Rußlands Beistand zu gewinnen und den für Oesterreich so gefährlichen Einfluß Friedrichs auf den Petersburger Hof zu vernichten. [1])

Um diese wichtigen Zwecke zu erreichen, mußte der Wiener Hof einen Gesandten von sehr hohem Rang nach Rußland senden. Katharina's Eitelkeit war weltbekannt; der König von Preußen hatte nur dieser Schwachheit und seiner ungemessenen Schmeichelei und erheuchelten Ehrfurcht die Freundschaft Rußlands zu danken. Eine Auszeichnung von Seiten des Wiener Hofes mußte Katharinen noch ungleich willkommener seyn. Deßhalb beschloß Joseph, in eigener Person die Sendung zu übernehmen und durch seinen persönlichen Einfluß auf die Gesinnungen des russischen Hofes einzuwirken.

Dieser Vorsatz Kaiser Josephs kam im Anfang des

---

[1]) Coxe, S. 401. 4. B.

Jahres 1780 zur Reise. Manche Schriftsteller, und unter diesen Castera [1]) behaupten, Katharina sey es gewesen, welche zuerst dem Kaiser eine Zusammenkunft vorgeschlagen habe, um ihn für ihren Plan der Wiederherstellung des griechischen Kaiserthums zu gewinnen; andere dagegen, darunter Dohm, [2]) schreiben die erste Einleitung Joseph II. zu, in der Absicht, eine Annäherung zwischen Oesterreich und Rußland zu erzielen und die Kaiserin seinen Absichten in Teutschland geneigt zu machen. Coxe dagegen versichert, [3]) Joseph habe dem russischen Gesandten am Wiener Hofe seinen Wunsch zu erkennen gegeben, eine Fürstin kennen zu lernen, welche den Ruhm ihres Namens so weit verbreitet hätte, und bat um die Erlaubniß, ihr auf ihrer Reise nach den neuerworbenen Ländern in Polen aufwarten zu dürfen. Diese Aufmerksamkeit des ersten Monarchen in Europa habe Katharinens Eitelkeit geschmeichelt. Ueberzeugt, daß sie ohne Oesterreich ihre Absicht mit der Türkei nicht erreichen könne, sey sie vor Freuden aufgesprungen, als sie des Kaisers Vorschlag vernommen, den sie freundlich beantwortete. Mohilow ward zum Ort der Zusammenkunft bestimmt, und auf Josephs Bitten willigte sie darein, allen Hofzwang, alle Pracht und überflüssige Förmlichkeit bei Seite zu setzen.

Friedrich vernahm die Nachricht von dieser bevorstehenden Zusammenkunft mit großem Mißbehagen. Seine

---

[1]) Histoire de Catharine II. T. 3. p. 91.

[2]) Denkwürdigkeiten. 1. Bd. S. 314.

[3]) Geschichte des Hauses Oesterreich. 4. Bd. S. 405.

und in das Schlößchen, das jetzt zum Pfarrhofe dient, hinaufbegleitet, wo er mit ihm beinahe eine halbe Stunde sprach. Er richtete darauf mehrere Fragen über das Oertliche dieser Gegend, über die Einwohner und die Art ihres Erwerbes sowohl an den Hofrichter von Michelbeuern, Pichler, als auch an den Unterbeamten des k. k. Pfleggerichts, Friedburg, trat dann an das geöffnete Fenster und fragte das auf dem Hofe gedrängt stehende Volk: „Seyd ihr alle aus dem Innviertel?“ „Ja,“ erscholl die Antwort, worauf der Kaiser erwiederte: „Gut, so sind wir alle Landsleute.“ Durch die freundlichen und herzlichen Worte seines neuen Landesfürsten begeistert, erhob das Volk ein Jubelgeschrei und drängte sich, als Joseph zur Tafel gegangen, unaufhaltsam in das Haus über die Stiege hinauf, unter dem steten Rufe: „Wir müssen unsern Kaiser sehen!“ In einem Augenblicke war das Speisezimmer gedrängt voll und selbst der Stuhl des Monarchen in einem Halbkreise von den Schaulustigen umgeben, so daß die Dienerschaft nur mit Mühe die Speisen bringen und wegtragen konnten.

Bei der Lebhaftigkeit Josephs dauerten seine Mahlzeiten nie länger als eine halbe Stunde; aber dießmal blieb er nach derselben noch eine Stunde sitzen, um seinen neuen Unterthanen nicht die Freude zu rauben, ihn recht nach Herzenslust ansehen zu können. Er befragte auch Einige über die alten Verhältnisse des Bauernstandes, über die Gerichtspflege auf dem Lande, über das Schulwesen und die verschiedenen Erwerbs-Zweige in dieser Gegend und beschenkte Diejenigen, die ihm seine Fragen verständig



JOSEPH von SONNENFELS.



beantworteten.[1]) Als er darauf wieder an's Fenster trat, stürzte das Volk eben so eilig wieder in den Hof, als es früher heraufgestürmt war. Um sechs Uhr zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück, um noch mit beiden Generalen und Offizieren noch mehrere Arbeiten zu beendigen, was ihn bis acht Uhr beschäftigt hatte.

Den 29. Oktober, Morgens um sieben Uhr, setzte sich der Kaiser, ungeachtet des starken Regens, wieder zu Pferde und ritt, begleitet von den Segenswünschen der Landleute, die sich auf beiden Seiten des Weges in einer langen Reihe aufgestellt, nach Michaelbeuern, höchst vergnügt über die Gesinnungen der Einwohner von Perwang und der Umgegend, die sich für ihn in so herzlicher Einfalt ausgesprochen.

Diesen kleinen Reisen im Innern der Erblande folgte bald eine größere, welche in politischer Hinsicht fast wichtiger war, als jene im Jahre 1777 nach Frankreich.

Katharina II., Kaiserin von Rußland, hatte im Jahre 1779 den höchsten Gipfel ihres Ruhmes und ihrer Macht erreicht. Ihre seltenen Vorzüge und eine, in damaliger Zeit außerordentliche Geistesbildung, so wie der natürliche und künstliche, durch gute Anstalten herbeigeführte Wachsthum ihrer Macht, hatten ihr die Achtung von ganz Europa erworben — wenigstens jene Achtung, welche mit der Furcht verwandt ist. Alle Mächte der gebildeten Welt

---

[1]) Einer dieser Landleute erwiederte ganz gemüthlich einem Leiblakei, der beim Andrange der Anwesenden ungeduldig einige verweisende Worte gesprochen: „Der Herr hat leicht reden; er sieht den Kaiser alle Tage, aber wir sehen ihn heute, und Gott weiß, ob wir dieß Glück noch einmal haben werden.“

bewarben sich um ihre Freundschaft und brachten ihr Huldigungen, deren sich noch kein russischer Selbstherrscher von Seiten der europäischen Machthaber erfreut hatte. Da sie bei der großen Thätigkeit ihres Geistes sich mit den Angelegenheiten aller Staaten beschäftigte, um nie ihr Interesse zu übersehen, so gewann sie immer mehr Einfluß auf das Schicksal fremder Staaten. Ihre letzte Einmischung in die teutschen Reichshändel hatte ihr Ansehen vermehrt; man betrachtete sie in Teutschland von nun an als Schiedsrichterin in allen Streitigkeiten. Preußen erfreute sich bisher der Freundschaft dieser Ehrfurcht gebietenden Macht und suchte fortwährend dieses unschätzbare Bündniß mehr und mehr zu befestigen und Oesterreich, mit Hilfe dieser Allianz, mehr und mehr seines Gewichtes in Teutschland und Europa zu berauben. Kaum war der bayerische Erbfolgestreit beendigt, so schmiedete es schon wieder neue Pläne zur Einschränkung der Macht Oesterreichs, und unter diesen war die projektirte Trippelallianz (deren Entwurf bald Friedrich II., bald dem Reis-Effendi zugeschrieben wird) zwischen Rußland, Preußen und der Pforte der gefährlichste. Der Reis-Effendi nämlich, mit Unruhe auf Kaiser Josephs kühne Entwürfe hinblickend und von seinem Thatendurst und Ehrgeiz unsägliche Gefahr für die Pforte befürchtend, dachte sich mit Recht den Fall möglich, derselbe könnte, um seine Absichten zu verfolgen, eine Verbindung mit Rußland schließen und — was minder wahrscheinlich war — Preußen sich mit den beiden Mächten vereinen, um mit ihnen gleiche Vortheile zu erzielen. Dieser drohenden Gefahr glaubte er dadurch zuvorzukommen, daß er eine Allianz zwischen Rußland,

Preußen und der Pforte zu Stande brächte. Der Zweck derselben sollte seyn: Gegenseitige Hilfleistung, wenn eine der kontrahirenden Mächte in ihren europäischen Staaten von einer anderen Macht, unter was immer für einem Vorwand, angegriffen würde; diese Hilfe könnte entweder durch ein Hilfskorps, dessen Stärke näher zu bestimmen wäre, oder durch eine mächtige, gegen den gemeinschaftlichen Feind zu unternehmende Diversion, worüber sich die drei Höfe einverstehen würden, geleistet werden. Es hieß, dieses Projekt sey durch Frankreich veranlaßt worden, eine Sage, die Friedrich sogleich bestimmte, auf diese Trippel-Allianz einzugehen. Auch in Rußland fand dieser Plan Freunde, die sich bemühten, die Kaiserin zur Ausführung desselben zu bewegen. Zwar zeigte Katharina den größten Widerwillen gegen ein so seltsames Bündniß, in dem sich zwei christliche Mächte mit einer barbarischen gegen eine andere christliche Macht vereinigen sollten; allein Friedrich gab darum sein System nicht auf. Oesterreich auf allen Seiten zu schwächen, war sein Lebenszweck. Um ihm stets näher zu kommen, lenkte er die Aufmerksamkeit der Kaiserin neuerdings auf die teutschen Angelegenheiten und stellte ihr vor, wie wünschenswerth es sey, daß Rußland seinen wohlthätigen Einfluß auf die teutschen Reichsangelegenheiten vermehre und einen eigenen Gesandten, nicht nur am Reichstage, sondern in der Mitte von Teutschland (Frankfurt) etablire, nach dem Beispiele von Frankreich, England ꝛc. Alle diese Rathschläge Friedrichs zielten darauf hin, nicht nur Oesterreichs Gewicht in Europa, sondern auch des römischen Kaisers Obergewalt zu vernichten. Man kannte

die Absichten Friedrichs nie in ihrem ganzen Umfange, fühlte aber die dringende Nothwendigkeit, ihm entgegen zu wirken um so stärker, da Maria Theresia in dem Augenblicke Rußlands Gunst zu wünschen veranlaßt war. Der Erzherzog Maximilian, der einzige Prinz, der noch keine selbstständige Stellung behauptete, bewarb sich nämlich um die Koadjutorschaft von Köln und Münster, fand aber viel Widerspruch. Indeß erlangte Maria Theresia, trotz der Einwürfe des Grafen von Vergennes, Ludwigs XVI. Zustimmung. Dagegen suchte Friedrich seinen ganzen Einfluß auf das Kapitel geltend zu machen, um die Wahl des jungen Erzherzogs zu hintertreiben. Es war daher dringend nöthig, Rußlands Beistand zu gewinnen und den für Oesterreich so gefährlichen Einfluß Friedrichs auf den Petersburger Hof zu vernichten. [1])

Um diese wichtigen Zwecke zu erreichen, mußte der Wiener Hof einen Gesandten von sehr hohem Rang nach Rußland senden. Katharina's Eitelkeit war weltbekannt; der König von Preußen hatte nur dieser Schwachheit und seiner ungemessenen Schmeichelei und erheuchelten Ehrfurcht die Freundschaft Rußlands zu danken. Eine Auszeichnung von Seiten des Wiener Hofes mußte Katharinen noch ungleich willkommener seyn. Deßhalb beschloß Joseph, in eigener Person die Sendung zu übernehmen und durch seinen persönlichen Einfluß auf die Gesinnungen des russischen Hofes einzuwirken.

Dieser Vorsatz Kaiser Josephs kam im Anfang des

---

[1]) Coxe, S. 401. 4. B.

Jahres 1780 zur Reise. Manche Schriftsteller, und unter diesen Castera [1]) behaupten, Katharina sey es gewesen, welche zuerst dem Kaiser eine Zusammenkunft vorgeschlagen habe, um ihn für ihren Plan der Wiederherstellung des griechischen Kaiserthums zu gewinnen; andere dagegen, darunter Dohm, [2]) schreiben die erste Einleitung Joseph II. zu, in der Absicht, eine Annäherung zwischen Oesterreich und Rußland zu erzielen und die Kaiserin seinen Absichten in Teutschland geneigt zu machen. Coxe dagegen versichert, [3]) Joseph habe dem russischen Gesandten am Wiener Hofe seinen Wunsch zu erkennen gegeben, eine Fürstin kennen zu lernen, welche den Ruhm ihres Namens so weit verbreitet hätte, und bat um die Erlaubniß, ihr auf ihrer Reise nach den neuerworbenen Ländern in Polen aufwarten zu dürfen. Diese Aufmerksamkeit des ersten Monarchen in Europa habe Katharinens Eitelkeit geschmeichelt. Ueberzeugt, daß sie ohne Oesterreich ihre Absicht mit der Türkei nicht erreichen könne, sey sie vor Freuden aufgesprungen, als sie des Kaisers Vorschlag vernommen, den sie freundlich beantwortete. Mohilow ward zum Ort der Zusammenkunft bestimmt, und auf Josephs Bitten willigte sie darein, allen Hofzwang, alle Pracht und überflüssige Förmlichkeit bei Seite zu setzen.

Friedrich vernahm die Nachricht von dieser bevorstehenden Zusammenkunft mit großem Mißbehagen. Seine

---

[1]) Histoire de Catharine II. T. 3. p. 91.

[2]) Denkwürdigkeiten. 1. Bd. S. 514.

[3]) Geschichte des Hauses Oesterreich. 4. Bd. S. 405.

die Absichten Friedrichs nie in ihrem ganzen Umfange, fühlte aber die dringende Nothwendigkeit, ihm entgegen zu wirken um so stärker, da Maria Theresia in dem Augenblicke Rußlands Gunst zu wünschen veranlaßt war. Der Erzherzog Maximilian, der einzige Prinz, der noch keine selbstständige Stellung behauptete, bewarb sich nämlich um die Koadjutorschaft von Köln und Münster, fand aber viel Widerspruch. Indeß erlangte Maria Theresia, trotz der Einwürfe des Grafen von Vergennes, Ludwigs XVI. Zustimmung. Dagegen suchte Friedrich seinen ganzen Einfluß auf das Kapitel geltend zu machen, um die Wahl des jungen Erzherzogs zu hintertreiben. Es war daher dringend nöthig, Rußlands Beistand zu gewinnen und den für Oesterreich so gefährlichen Einfluß Friedrichs auf den Petersburger Hof zu vernichten. [1])

Um diese wichtigen Zwecke zu erreichen, mußte der Wiener Hof einen Gesandten von sehr hohem Rang nach Rußland senden. Katharina's Eitelkeit war weltbekannt; der König von Preußen hatte nur dieser Schwachheit und seiner ungemessenen Schmeichelei und erheuchelten Ehrfurcht die Freundschaft Rußlands zu danken. Eine Auszeichnung von Seiten des Wiener Hofes mußte Katharinen noch ungleich willkommener seyn. Deßhalb beschloß Joseph, in eigener Person die Sendung zu übernehmen und durch seinen persönlichen Einfluß auf die Gesinnungen des russischen Hofes einzuwirken.

Dieser Vorsatz Kaiser Josephs kam im Anfang des

---

[1]) Coxe, S. 401. 4. B.

Jahres 1780 zur Reise. Manche Schriftsteller, und unter diesen Castera [1]) behaupten, Katharina sey es gewesen, welche zuerst dem Kaiser eine Zusammenkunft vorgeschlagen habe, um ihn für ihren Plan der Wiederherstellung des griechischen Kaiserthums zu gewinnen; andere dagegen, darunter Dohm, [2]) schreiben die erste Einleitung Joseph II. zu, in der Absicht, eine Annäherung zwischen Oesterreich und Rußland zu erzielen und die Kaiserin seinen Absichten in Teutschland geneigt zu machen. Coxe dagegen versichert, [3]) Joseph habe dem russischen Gesandten am Wiener Hofe seinen Wunsch zu erkennen gegeben, eine Fürstin kennen zu lernen, welche den Ruhm ihres Namens so weit verbreitet hätte, und bat um die Erlaubniß, ihr auf ihrer Reise nach den neuerworbenen Ländern in Polen aufwarten zu dürfen. Diese Aufmerksamkeit des ersten Monarchen in Europa habe Katharinens Eitelkeit geschmeichelt. Ueberzeugt, daß sie ohne Oesterreich ihre Absicht mit der Türkei nicht erreichen könne, sey sie vor Freuden aufgesprungen, als sie des Kaisers Vorschlag vernommen, den sie freundlich beantwortete. Mohilow ward zum Ort der Zusammenkunft bestimmt, und auf Josephs Bitten willigte sie darein, allen Hofzwang, alle Pracht und überflüssige Förmlichkeit bei Seite zu setzen.

Friedrich vernahm die Nachricht von dieser bevorstehenden Zusammenkunft mit großem Mißbehagen. Seine

---

[1]) Histoire de Catharine II. T. 3. p. 91.

[2]) Denkwürdigkeiten. 1. Bd. S. 314.

[3]) Geschichte des Hauses Oesterreich. 4. Bd. S. 405.

Freunde am Petersburger Hofe waren voll Besorgniß und Graf Panin machte sogleich dem Grafen von Görtz Vorschläge, um den Folgen dieses Besuchs entgegen zu wirken. „Man habe gegenwärtig den Plan“ — sagte er — „einer Zusammenkunft des römischen Kaisers mit der Kaiserin in ihren neuen Besitzungen in Weiß=Rußland;[1]) dieß sey die Folge der neuen Grundsätze, nach welchen die Monarchen sich persönlich kennen und eben so ihre Geschäfte erledigen sollen; er glaube nicht, daß daraus nachtheilige Folgen für das gegenwärtige System entstehen dürften; das beste Mittel, denselben entgegen zu wirken, möchte aber wohl seyn, wenn der König dem Prinzen von Preußen erlaubte, nach jener Zusammenkunft, gegen den Herbst zu, sich nach Petersburg zu begeben. Würde der König jetzt gleich und ehe der Plan derselben bekannt werde, die Kaiserin auf eine für sie schmeichelhafte Art um die Erlaubniß zu einem Besuche des Prinzen bitten, so werde dadurch die Vermuthung, es geschehe blos in der Absicht, den Planen der Feinde des gegenwärtigen Systems entgegen zu arbeiten, entfernt und eben dadurch der Kaiserin Eitelkeit um so mehr geschmeichelt werden; der kurze Aufenthalt des Prinzen von ein Paar Wochen in Petersburg werde gewiß in den gegenwärtigen Umständen von großem Nutzen seyn.“

Den nämlichen Rath ertheilte zur nämlichen Zeit auch Fürst Potemkin dem Grafen, jedoch scheinbar aus einer andern Veranlassung. „Es wäre mir wohl sehr lieb gewesen“ — sagte er, als zufällig von seinem Regimente die

---

[1]) Denkwürdigkeiten des Grafen von Görtz. 1. Th. S. 161,

Rede war — „wenn ich dasselbe dem Könige hätte zeigen können, was geschehen seyn würde, hätte der Krieg fortgewährt; jetzt muß man darauf verzichten. Aber vor dem Prinzen von Preußen wünschte ich solches manövriren zu lassen, und dieß wäre sehr möglich, wenn der König demselben erlaubte, eine Reise hierher zu unternehmen. Legen Sie“ — fuhr er fort — „diesen Vorschlag dem Könige vor, und im Fall er denselben genehmigt, bitte ich, mir es zu sagen, um das Glück zu haben, die Kaiserin davon in Kenntniß setzen zu können. Es möchten selbst“ — schloß der Fürst — „Gründe vorhanden seyn, welche eine solche Reise rathsam und nothwendig machen könnten.“

Alle diese Eröffnungen hatten die Folge, daß Friedrich, um den günstigen Eindruck, den Joseph allenfalls auf die Kaiserin machen könnte, sogleich zu verwischen, beschloß, den Prinzen von Preußen an den russischen Hof zu senden.[1]) Er ließ daher bei der Kaiserin durch den Fürsten Potemkin um die Erlaubniß dazu ansuchen und erhielt sie ungefähr in derselben Zeit, da man Kaiser Joseph eine freundliche Antwort ertheilte. Unter diesen Umständen trat Joseph diese wichtige Reise an.

---

[1]) Vergebens hatte jedoch die preußische Partie die Reise des Kaisers zu hintertreiben gesucht, und noch weniger war es ihr gelungen, Katharinen dadurch zu beunruhigen, daß sie den Kaiser als einen von Ehrgeiz glühenden Fürsten darstellten, der unter dem Schleier der Offenheit und Einfalt die gefährlichsten Absichten verberge.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

1780.

Reise nach Rußland. [1])

Am 26. April 1780 trat Joseph seine Reise in gewohnter Begleitung und wie immer inkognito an. Die Provinzen Mähren und Galizien erfuhren bei Gelegenheit seiner Durchreise die rühmlichsten Beweise der landesväterlichen Sorgfalt eines Monarchen, wie dessen sämmtliche Reisen einen gleich wohlthätigen Zweck hatten, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern, die Macht und das Ansehen des Staates zu befestigen.

Er verließ den 18. Mai Lemberg, wo er fünf Tage verweilt, von Jedermann Bittschriften mit Güte angenommen und viele weise Anordnungen getroffen hatte, und fuhr mit einem Gefolge von 27 Personen in sieben Wagen nach Brodi, der letzten Stadt an der Grenze Polens. Das Gefolge erhielt hier die von dem Kaiser eigenhändig geschriebenen Verhaltungsbefehle: 1) Niemand nenne mich im Auslande Kaiser oder Majestät, sondern blos Graf von Falkenstein; 2) Niemand speise ohne meine ausdrückliche Erlaubniß an einem fremden Tische; 3) Niemand führe mit den Fremden allzulange Gespräche; 4) Jeder bezahle

---

[1]) Ausführliche Nachrichten über diese Reise findet man in „Geisler's Josephs II., Kaisers der Teutschen, unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, in den Jahren 1780 und 1781 unternommenen Reisen.“ Halle 1781, bei F. C. Hendel.

die erkauften Sachen, ohne zu handeln; 5) Niemand lasse sich verleiten, Jemanden zu schimpfen oder zu schlagen; 6) Keiner treibe die Fuhrleute an, und wenn diese auch den Wagen umwerfen, ertrage er es geduldig. [1])

Als sich der Kaiser den russischen Grenzen näherte, war der Andrang von Fremden so groß, daß man einen Kordon ziehen und die strengste Paßvisitation anordnen mußte, um Unordnungen zu vermeiden.

Von der galizischen Grenze ging die Reise durch Podolien, die Ukraine nach Kiow, wo der Kaiser am 25. Mai eintraf. Diese Stadt, am Dnieper gelegen, den Russen gehörig, ist ungeheuer groß, elegant, aber größtentheils von Holz gebaut, mit einer dreifachen Befestigung versehen und berühmt durch die prächtigen Kirchen der Schismatiker, ihre vergoldeten Thürme und merkwürdigen Höhlen. Am folgenden Tage besuchte der Kaiser diese Höhlen, die in Gestalt eines Labyrinths ausgehauen und mit vielen Reliquien angefüllt sind; der schismatische Erzbischof begleitete den Kaiser auf dieser unterirdischen Wanderung. Der Kaiser fragte diesen, ob die Heiligen, deren Reliquien hier aufbewahrt werden, vom römischen Papste kanonisirt worden wären? Dieser bejahete es, und dieß sey zu der Zeit geschehen, als in der Stadt noch die Polen geherrscht. Der Kaiser besuchte dann den Erzbischof und fand zu seiner Verwunderung in den russischen Prälaten gebildete Männer, welche versicherten, sie wünschten die Vereinigung (mit der

---

[1]) Dieser komische Befehl war bei dem schlechten Zustand der russischen Straßen keineswegs überflüssig und es zeigte sich bald, daß die gefürchteten Fälle wirklich oft genug eintraten.

Von des Kaisers Aufenthalt in Mohilow und der Begegnung der dortigen Jesuiten erzählt der Feldsuperior Kalatay, welcher den Kaiser auf seiner Reise begleitete, in einem Schreiben Folgendes: [1])

„Die russische Kaiserin, obwohl sie in ihrem fünfzigsten Jahre sich befindet, ist frisch, von mehr als mittelmäßiger Größe und verhältnißmäßig wohl beleibt; in ihrer Gestalt voll Anstand mischt sich Majestät und Leutseligkeit; sie stützt sich gewöhnlich auf einen Stock von Terpentinbaum; sie umfaßt Alle mit mütterlicher Liebe und wird von Allen geliebt. Von ihrem umfassenden Geiste sprechen ihre Thaten. Man findet überdieß zu Mohilow und in dem ganzen Landstriche, der erst neulich von Polen ist abgerissen worden, gleich einsamen Spatzen (passeris instar solitarii) Jesuiten in ihrem alten Zustande und Seyn, welche die Kaiserin wegen der Wissenschaften und Jugenderziehung begünstigt und kräftig schützt. Ich besuchte den Pater Provinzial, einen ehrwürdigen Mann, und fragte ihn, auf welche Weise sie dem päpstlichen Breve sich widersetzen könnten? Er antwortete: unsere allergnädigste Kaiserin schützt uns, das verlassene Volk verlangt uns, Rom weiß es und widerspricht nicht. Er zeigte mir dann einen Brief vom gegenwärtigen Papst (Pius VI.), durch einen der Kardinäle ausgefertigt, worin er sie tröstet und ermahnt, sie möchten bis auf eine fernere Anordnung indessen hier bleiben. Der Pater Provinzial setzte hinzu, sie wären (obwohl sie die russische Kaiserin im ganzen Reiche einzuführen gedenke) auf den päpstlichen Wink be-

[1]) Riblers Archiv 1831. Nro. 73.

reit, Alles zu verlassen und das Schicksal ihrer Brüder zu theilen. Das ist der Geist der betrübten und mit allem Rechte erbitterten Reste der Jesuiten! Sie bestehen in dieser Provinz aus 250 Personen, sie nehmen Novizen auch aus andern Provinzen auf, wenn sie Lust zeigen, ihren Nacken unter das aufgehobene süße (!) Joch zu beugen. Jesuitengeneral ist gleichsam der Bischof des lateinischen Ritus zu Mohilow; allein wer möchte sagen auf wie lange? Die Kaiserin wollte die Ceremonien des römischen Ritus sehen und wohnte mit ihrem Gefolge einer feierlichen Messe bei, wofür sie dem Bischof 1000 Rubel auszahlen ließ. Obgleich unser Kaiser, wie ich aus seinem theilnehmenden Gespräche öfters bemerkte, der Gesellschaft sehr zugethan ist, und in ihrer Kirche zu Mohilow die jesuitische Messe zweimal mit Vergnügen hörte, so hat er doch nicht, wie die Zeitungen melden, längere Unterredungen mit ihnen gepflogen, sondern, wenn sie an der Thüre der Kirche, ihn zu empfangen, standen, kurz angeredet und gegrüßt: So viel mit aller Aufrichtigkeit über die Gesellschaft. Die russische Kaiserin vertheilte an das Gefolge eben nicht außerordentliche Geschenke; der General Browne erhielt eine Brieftasche mit Brillanten besetzt, die Uebrigen Dosen, Ringe, Uhren. Ich bekam eine goldene Dose von bewundernswürdiger Arbeit, die man auf 150 Dukaten schätzt. Der Kaiser gab den russischen Leuten viel kostbarere Geschenke."

Am 9. Juni reisten Katharina und Joseph nach Smolensk. Sie fuhren in einem Wagen, was den Kutscher der Kaiserin [1]) veranlaßte, zu sagen: „er rühme sich, in

[1]) Dieser darf nicht als ein gewöhnlicher Lakei betrachtet werden,

dem engen Raume eines Wagens zwei Mächte zu führen, für welche der Erdball fast zu klein sey.“ Dieser Witz trug dem vornehmen Kutscher von Seiten des Kaisers 1000 Dukaten, von seiner Herrin aber 6000 Rubel ein. Smolensk, am Borysthenes gelegen, ist eine sehr große Stadt, blos von einer einfachen Mauer und einem Graben umgeben. Auch hier wurden verschiedene Schauspiele gegeben. Nach drei Tagen ging die Kaiserin nach Petersburg, Joseph nach Moskwa. Den 17. Juni empfing man den Kaiser zu Moskwa unter großem Zulauf und freudiger Begrüßung der Einwohner. Alle Straßen und Fenster, an denen der Kaiser vorbei zog, waren von Neugierigen besetzt. Der Kaiser blieb hier sieben Tage, eine Zeit, welche kaum hinreichte, die ungeheure Stadt theilweise kennen zu lernen. Indessen wurde nichts Sehenswürdiges übergangen: die Kirche des Patriarchen, wo die Kaiser gekrönt werden, der Schatz und kostbare Schmuck des Patriarchen, die prächtigen Kirchengewänder, die ungeheure Glocke, die größte in der Welt, die riesigen aber zwecklosen Geschütze, das Waisenhaus, worin sechstausend Kinder sich befanden, kurz alle jene Merkwürdigkeiten, worauf Moskwa stolz ist, wurden von dem Kaiser besichtigt. Man kann sich jedoch nicht wundern, daß alle diese Kuriosa dem Kaiser wenig imponirt haben; denn der außerordentliche Luxus der gottesdienstlichen Anstalten, die Unzweckmäßigkeit monströser Waffen, die große Anzahl der Waisenkinder erweckten Be-

---

denn nach dem Grundsatz, daß jeder, dem regierenden Oberhaupt erwiesene Dienst den Dienenden ehre, war er eine bedeutende Person und stand im Range eines Obersten der Armee.

trachtungen, welche nicht zum Ruhme des Staates gereichten. Im kaiserlichen Garten wurde ein Maskenball dem Kaiser zu Ehren gegeben, der die ganze Stadt in Aufregung brachte. Der damalige Metropolit Plato, ein Mann voll Gelehrsamkeit, wurde von dem Kaiser sehr ausgezeichnet. Den 24. Juni verließ der Kaiser Moskwa und legte den Weg nach Petersburg in drei Tagen zurück. Die dahin führende Straße gab jedoch dem Kaiser keinen Anlaß zur Bewunderung der Fürsorge der Kaiserin zur Vermehrung der öffentlichen Bequemlichkeit. [1]) Man reiste größtentheils durch Wälder und Sümpfe und wenige elende Dörfer und Städte. Den 27. Juni langte Joseph in Petersburg an. Die Kaiserin erwartete den Monarchen in ihrer Sommer-Residenz Tzarsko-Zelo, drei Meilen von Petersburg, und nachdem sie durch drei Tage mehrere Schauspiele genossen, giengen sie nach Petershof, einer sehr angenehmen Residenz, vierthalb Meilen von Petersburg, wo die Newa sich in's Meer ergießt. [2]) An diesem Orte

---

[1]) Sie wurde durch an einander gereihte Balken fahrbar erhalten. Bekanntlich ließ die Kaiserin in der Regel nur jene Straßen herstellen, auf welchen sie reiste. Mit ungeheurem Aufwand wurden auf ihrer Bahn die Wege geebnet, allein auf so wenig dauerhafte Weise, daß bald darauf die Straßen wieder zu Grunde gingen.

[2]) Castera erzählt folgende Anekdote, deren Glaubwürdigkeit wir dahin gestellt seyn lassen:

„Schon vor der Abreise von Mohilow hatte Katharina dem Kaiser eine Wohnung in Tzarsko-Zelo angeboten, allein Joseph hatte geantwortet, daß er, so groß auch sein Wunsch sey, die Kaiserin in diesem Hause zu besuchen, es doch unterlassen müsse, wenn man ihm nicht erlaube, im Gasthof zu wohnen.

blieb der Kaiser mit der Kaiserin und der ganzen Familie bis zu seiner Abreise, nur ging er öfters nach Petersburg, um die Merkwürdigkeiten zu besehen. Das Peter-Pauls-Fest, welches zum Andenken an die Krönung der gegenwärtigen Kaiserin alljährlich zu Peterhof begangen wurde, und aus der ganzen Umgegend unzähliges Volk herbeiführte, gewährte dem Kaiser ein wunderbares Schauspiel. Der kaiserliche Garten war während der ganzen Nacht festlich beleuchtet; die großen Springbrunnen, der Fluß, dessen Fluthen sich am Felsen brechen und von tausend Lampen erleuchtet waren, der Kanal durch die Mitte des Gartens bis an's Meer sich ziehend und ganz in Feuer glänzend, sechs festlich erleuchtete Schiffe auf der See, Feuerwerke, Musik, Sänger, Sängerinnen — alles das vereinigte sich zu einem fast mährchenhaften Anblick. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt verließ Joseph am 18. Juni Petersburg. Sein Rückweg führte über Riga, Litthauen, Polen (jedoch mit Vermeidung von Warschau) nach Zamosk auf österreichischem Gebiete, wo er am 3. August eintraf. Der Kaiser verweilte hier drei Tage, hörte alle Supplikanten gnädig an, traf verschiedene Anordnungen und ließ für den verstorbenen Fürsten Carl [1]) vom Bischof ein Traueramt

---

Katharina gab sich hierauf zufrieden, allein gleich nach ihrer Ankunft in Tzarsko-Zelo gab sie ihrem Gärtner Befehl, das Haus in einen Gasthof umzugestalten, und ließ ihm alles hierzu Erforderliche liefern. Joseph ist hierauf dort abgestiegen und hat sich nicht genug verwundern können über die Eleganz dieses Gasthofes."

[1]) Von Lothringen, Gouverneur der Niederlande.

fingen. „Durch eine besondere Gnade Gottes,“ so schließt der fromme Superior seinen Bericht, „hat also der Kaiser diesen merkwürdigen, schweren, keineswegs ganz sichern Weg, ohne Führer, Tag und Nacht durch öde Oerter und ungeheure Wälder eilend, ohne militärische Bedeckung, heiter und glücklich zurückgelegt. Oft geschah es, daß er allein voraus ging oder allein nach kam, und nie hat er sich über eine Unbequemlichkeit beklagt. Der fromme Fürst, mit Gott vereint und ein Muster für Andere, hat nie den Gottesdienst vernachlässigt und auch an den Festtagen gebeichtet. Durch seine Frömmigkeit und sein Beispiel hat er die kalten und wankenden Gemüther der Katholiken in diesen Ländern gestärkt. Zu Moskwa wohnte er öffentlich in der Kirche der Kapuziner, zu Petersburg in der der Franziskaner dem gesungenen Amte bei.“ [1])

Daß der Kaiser auch auf dieser Reise seine Zeit nicht mit unnützen Dingen verschwendete und, wie immer, Belehrung suchte, bezeugen alle Berichterstatter über diese merkwürdige Reise. „Obgleich die Kaiserin ihres Gastes große Abneigung gegen den Luxus kannte, veranstaltete sie

[1]) „Ich sah den Kaiser,“ heißt es in einem Briefe aus Petersburg vom 7. Juli, „eine Stunde nach meiner Ankunft in der katholischen Kirche, wo er betete, und so betete, daß es schien, als ob sein Gebet das Gebet der ganzen Versammlung mit verdoppelter Andacht aufwärts führte. Ich habe mehrmals das Glück gehabt, ihn in diesen heiligen Versammlungen zu sehen, und bemerkt, daß sich seine Andacht im höchsten Grad immer gleich bleibt. Das Volk und Jedermann liebt und verehrt ihn schon wegen seiner übrigen Eigenschaften sehr, aber wegen seines Eifers für die Religion betet man ihn fast an.“ (Geislers Skizzen, 4r Thl. S. 14.)

doch ihm zu Ehren außerordentlich prächtige Feste. Allein Joseph ward wenig davon erbaut und verwendete seine ganze Aufmerksamkeit auf gemeinnützige und Kunstanstalten.“ [1])

Er hatte zu Moskau den Kremlin, Khitaigorod (oder die chinesische Stadt, wo die Kaufleute ihre Buden haben), die Hospitäler, die Bibliothek und die Archive der Geschichte, welche der gelehrte Müller so trefflich geordnet hatte, mit großer Aufmerksamkeit besichtigt. Er hatte sich zu Taula aufgehalten, um die Stahlfabrik zu sehen, auf welche Katharina so viel verwendete, und deren Arbeiten mit den englischen Fabrikaten rivalisirten. Eben so besuchte er Alles, was in Petersburg und im Hafen von Kronstadt Merkwürdiges zu finden ist. Er untersuchte mit der größten Genauigkeit die Arsenale, Manufakturen, und überall empfing er irgend ein schmeichelhaftes Zeichen der Aufmerksamkeit der Kaiserin. Als er die Akademie der Wissenschaften besuchte, überreichte man ihm ein Heft geographischer Karten, unter welchen sich schon die von seiner Reise bis Petersburg befand. In der Akademie der Künste sah er eine Sammlung von Kupferstichen, worunter sein Porträt mit der Unterschrift:

Multorum providus urbes
Et mores hominum inspexit.

Des Kaisers große Leutseligkeit wurde in Rußland noch mehr geschätzt, als in Frankreich. Handwerker und Künstler sprachen mit ihm, wie mit ihres Gleichen, und der Kaiser

[1]) Castera, T. III. p. 95.

freute sich ihrer Belehrung. An öffentlichen Plätzen, wo Menschen aus allen Ständen versammelt waren, weilte er am liebsten, wenn er der einsamen Wanderungen zur Aufsuchung merkwürdiger Alterthümer und interessanter Anstalten überdrüssig war.

Bei dieser Methode, die innere Beschaffenheit eines fremden Staates zu erforschen, und dem natürlichen Scharfblicke Josephs konnten ihm die Gebrechen des russischen Reiches eben so wenig unbekannt bleiben, als ihm die Mängel des französischen unbekannt geblieben waren. Die asiatische Pracht, womit sich Katharina umgab, und der kolossale Luxus in den öffentlichen Anstalten, die Herrlichkeit der Residenz und Schönheit der Paläste konnten Josephs Augen die innere Schwäche und verhältnißmäßige Armuth des russischen Reiches nicht verbergen. „Die furchtbaren, nachtheiligen Folgen des letzten Krieges waren überall noch sichtbar, die Lücken der Bevölkerung waren noch nicht ausgefüllt, der Zustand der Armee konnte einen Kenner, wie Joseph, nicht befriedigen. Die grenzenlose Verschwendung des Hofes machte jede Ordnung in den Finanzen unmöglich, bei schimmernder Pracht fehlte in den Kassen oft das Geld zu den dringendsten Bedürfnissen.“ [1]) Die moralische Verderbtheit der Gewalthaber ließ keine wahre Fürsorge für das Wohl der Unterthanen zu. An redlichem Eifer und Gewissenhaftigkeit bei Verwaltung der Geschäfte fehlte es überall, gute Rechtspflege, Beförderung der Industrie und des Wohlstandes sah man entweder gar nicht oder doch nur

---

[1]) Dohm, 1r Bd. S. 416.

zufällig vorhanden. Die Unzufriedenheit war deßhalb auch allgemein, und die Kaiserin zitterte vor ihrem Ausbruch. Sie fürchtete ihre nächsten Umgebungen, sie fürchtete sogar ihren eigenen Sohn, da sie bei seiner Volljährigkeit eigentlich verpflichtet war, ihm den Thron zu überlassen. Sie fürchtete selbst ihren Günstling Potemkin, von dem sie fast gänzlich abhängig war.

Alle diese Bemerkungen stimmten Josephs Achtung für Katharinen gewaltig herab. Er verließ endlich Rußland, gleich erstaunt über dieß Gemisch von Verfeinerung und Barbarei, von Größe und Schwäche. Er konnte nicht begreifen, wie eine Frau von solchen Gaben dennoch nicht erhaben über die Schwachheiten ihres Geschlechts, und selbst von ihren Günstlingen abhängig seyn könne.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

1780.

Görtz über Joseph. — Politische Folgen der Zusammenkunft mit Katharina II.

Die überaus günstige Aufnahme, welche Joseph am Petersburger Hofe gefunden hatte, machten Friedrich und den Grafen von Görtz äußerst bestürzt. Der Letztere spielte wieder seine beliebte Rolle als Ausspäher am russischen Hofe und beobachtete jeden der Schritte des Kaisers. Zu welchen unwürdigen Spionkünsten die Angst des preußischen Hofes den Grafen von Görtz bestimmte und wie sehr er bemüht war, die parteiische Ansicht von Josephs persönlichem

Charakter, mit Hilfe Panins und Anderer am Hofe geltend zu machen, ersieht man am besten aus des Grafen eigenem Berichte über die Anwesenheit des Kaisers in Rußland.

„Katharinens vielbesprochene Reise fand endlich statt, und die Monarchin traf am 30. Mai in Mohilow ein, wo sich bereits Kaiser Joseph unter dem bescheidenen Namen eines Grafen von Falkenstein befand. Die Kaiserin hatte den Fürsten Potemkin und ein zahlreiches und glänzendes Gefolge, darunter mehrere Verwandte des Fürsten, bei sich; der Kaiser nur eine wenig zahlreiche und einfache Begleitung; Graf Cobenzl fand sich von Petersburg aus bei demselben ein. Alles, was auf die Zusammenkunft, auf die Reise des Kaisers nach Moskau und auf dessen Aufenthalt in Petersburg Bezug hatte, beobachtete und beurtheilte Görtz mit steter Aufmerksamkeit und erprobtem, richtigem Blicke. Ueber Josephs Benehmen in Mohilow, Moskau, Petersburg, über den Eindruck, den er gemacht hatte, über die Urtheile, welche über ihn gefällt wurden, wußte sich der Graf zahlreiche Notizen aus den besten Quellen zu verschaffen.“

„Viel sprach man von der Leutseligkeit des Monarchen; aber man fand zugleich, daß er mit Höflichkeitsbezeugungen und Versicherungen von Freundschaft zu verschwenderisch sey und diese dadurch an Werth verlieren. Der Kaiser wußte sich den vollen Beifall Katharinens zu erwerben; sein Umgang, sein Benehmen gefiel ihr; er verstand es, seine Würde zu behaupten und benahm sich gegen Jedermann gleich höflich, gleich gefällig, ohne sich herabzulassen, die

kleinen Günstlinge der Kaiserin besonders auszuzeichnen. Ja, er that sogar etwas, was dem Fürsten Potemkin mißfallen mußte; er bewies nämlich vor allen Andern, und selbst vor dem Fürsten, dem Feldmarschall Romanzow eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit und Achtung, und bat die Kaiserin, demselben zu erlauben, für die Zeit seines Aufenthaltes in Petersburg dahin zu kommen."

„Es wurde als eine Sonderbarkeit bemerkt, daß der Kaiser, welcher inkognito reiste und bei seinem Minister wohnte, doch nicht bei ihm, sondern im Wirthshause essen wollte. So hielt er es auch während der ganzen Reise. In der Ukraine speiste er nie, weder bei noch mit dem Feldmarschall Romanzow; das Nämliche geschah in Moskau. Auch in Petersburg nahm er keine Tafel bei den Ministern und Großen an, was diesen sehr mißfiel, weil ihnen dadurch die Gelegenheit entging, ihre Pracht und ihren Reichthum zur Schau zu stellen. Die Kaiserin besuchte er stets in Stiefeln und Sporen; auf der Reise war er allein in seiner Kalesche und schlief auf einem Strohsacke."

„Nur eine Stunde nach seiner Ankunft in Petersburg begab sich der Kaiser zu Fuß, von einem einzigen Bedienten begleitet, in einen Gasthof, dessen Besitzer ein Preuße war, und wo mehrere Personen wohnten, die Görtz von Allem, was dort vorging, unterrichteten. Hier suchte ihn der Hofmarschall, Fürst Boratinsky, auf, um ihm der Kaiserin freudige Theilnahme an der glücklichen Ankunft zu bezeigen. Als der Lohnlakai den Fürsten eintreten ließ, sagte der Kaiser zum Ersten so laut, daß es der Letztere vernehmen konnte: „Warum führt Ihr

Jedermann herein? Ich habe Euch schon gesagt, daß ich heute Niemand sehen will!“ — Nur wenige Worte sprach er mit dem Fürsten und entließ ihn.“

„Cobenzl's Haus-Hofmeister hatte es übernommen, für die Tafel des Kaisers und seines Gefolges die nöthigen Mundvorräthe zu liefern. Als aber eines Tages die Ausgaben dafür auf 400 Rubel angesetzt wurden, entzog man ihm diese Lieferung, und der Kaiser ließ Alles durch seine eigenen Leute einkaufen.“

„Unerachtet dieser Sparsamkeit war Joseph II. doch, nachdem er von dem russischen Hofe nähere Kenntniß erlangt hatte, in seinen Geschenken zu Mohilow, Moskau und Petersburg sehr freigebig, und solche betrugen in Pretiosen und Nippen große Summen. Der Fürst Potemkin, die Feldmarschalle Romanzow und Czernitscheff, Graf Panin, Graf Ostermann, der Oberstallmeister Narischkin u. s. w. erhielten reich mit Brillanten besetzte Tabatieren, Ringe von Brillanten u. dgl. Der Dienerschaft des Grafen Cobenzl wurden zweitausend Rubel, jener des Großfürsten tausend Dukaten, einem Stallknecht, welcher dem Kaiser bei dem Manöver in Moskau das Pferd hielt, hundert Dukaten, in die kaiserliche Küche und für die Hoflivree zweitausend Dukaten gegeben; allenthalben, wo der Kaiser etwas besah, ließ er Geschenke von vierzig, fünfzig bis hundert Dukaten austheilen.“

„Bei Besichtigung der Merkwürdigkeiten, worauf die russische Nation sehr stolz ist, schien er nicht nur öfters unaufmerksam zu seyn, sondern er erlaubte sich auch manchmal Ironie und sonderbare Fragen. So z. B. fragte er

auf der Bank: ob man wohl im Stande sey, all' ihr Papiergeld gegen baares auszuwechseln? und auf der Münze, wo er einen großen Vorrath von Silber wahrnahm: ob davon immer so viel vorhanden sey?“

„Besonders bewarb sich der Kaiser um die Freundschaft des damaligen Großfürsten, nachherigen Kaisers Paul und seiner Gemahlin, und es gelang ihm, beide für sich zu gewinnen, ohne jedoch in den Gesinnungen des Großfürsten für Preußen eine Aenderung hervorzubringen.“

„Mehr als diese Hof- und Salon-Anekdoten interessirten den Grafen von Görtz die geheimen Unterhandlungen des Kaisers. Daß Cobenzl und Potemkin auf der Reise schon unaufhörlich mit einander Konferenzen hielten, erfuhr der Graf aus zuverlässiger Quelle, aber zugleich erhielt er aus eben jener Quelle die Versicherung, solche haben die Politik nicht betroffen. Dieß war nicht ganz richtig; denn wenn gleich, wie man in der Folge erst erfahren hat, eigentlich die Vermählung des Prinzen Franz von Toscana mit der Schwester der Großfürstin der Hauptgegenstand jener Unterhandlungen war, so wurde doch dadurch eine Abänderung in Rußlands politischem Systeme vorbereitet, welche dem Grafen Panin und Ostermann eben so wohl, als die projektirte Heirath selbst, damals unbekannt blieb. Beide glaubten also nach ihrer eigenen Ueberzeugung Görtz beruhigen zu können und behaupteten: alle Höflichkeits- und Freundschafts-Bezeigungen zwischen ihrer Monarchin und dem Kaiser werden auf die Verbindung zwischen Preußen und Rußland keinen Einfluß haben — eine Versicherung,

welche Panin dem Grafen auch später noch während des Kaisers Anwesenheit mit der merkwürdigen Aeußerung wiederholte: es sey nicht einmal versucht worden, solche zu erschüttern."

„Während seines Aufenthalts in Petersburg hatte der Kaiser mehrere Unterredungen mit dem Grafen Panin, theils allein, theils in Gegenwart der Kaiserin. Er überhäufte dabei diesen alten Minister mit Lobeserhebungen auf Kosten seines eigenen Ministers, des Fürsten Kaunitz. Graf Panin benützte eine dieser Unterredungen, um dem Kaiser die Bemerkung zu machen: „Nach seiner Ueberzeugung werde Europa der Allianz der Höfe von Wien und Petersburg mit Frankreich und Preußen seine Ruhe zu verdanken haben; daher sey es Pflicht der großen Mächte, diese Wohlthat der Menschheit zu verschaffen. Weit entfernt, zu widersprechen, erkannte Joseph die Richtigkeit dieser Bemerkung. Ja, bei einer nachfolgenden Unterredung kam er selbst auf diese Grundsätze zurück; Rußlands und Preußens Allianz, versicherte er, sey zur Aufrechthaltung der Ruhe Europa's nothwendig, hinzufügend jedoch: sein einziger Zweck sey, sich Rußlands Freundschaft zu erwerben."

„Auch des Fürsten Potemkins Versicherungen konnten den Grafen über des Kaisers Plane und deren Erfolg vollkommen beruhigen. Es sey sehr natürlich, sagte Potemkin, daß man sich durch so einen Besuch geschmeichelt finde; dieß aber ändere an dem bisherigen Systeme nichts."

„Unerachtet dieser übereinstimmenden Versicherungen hatten doch zwischen Katharina und dem Kaiser persönlich vertraute Unterhandlungen und selbst Verabredungen stattgefunden, worüber man aber erst später Aufschlüsse erhielt. Joseph II. wollte die Allianz Preußens mit Rußland trennen und sich der erstern Macht gegen die letztere versichern; Katharina II. suchte Oesterreichs Allianz, um ihren Plan gegen das osmanische Reich auszuführen. Der erstere machte der Kaiserin den Antrag, er wolle die Pforte in den gehörigen Schranken halten und ihr die Mittel nehmen, den Frieden und die Ruhe ihrer Nachbarn zu stören; dagegen hätte die Kaiserin die nämliche Verpflichtung gegen Preußen zu übernehmen. Auf diesen Antrag ging die Kaiserin nicht ein, weil solches ihrer Allianz mit Preußen zuwider sey, vielleicht auch, weil sie besorgte, sie könnte dadurch in einen Krieg in Europa verwickelt, und in ihrem Vorhaben gegen die Pforte gehindert werden. Aber Katharina, welche allein, und ohne Jemand zu Rathe zu ziehen, die Politik leitete, beschäftigte sich von nun an mit dem Plane, zu gleicher Zeit mit den beiden Höfen alliirt zu seyn."

„Es kam zwar während des Kaisers Aufenthalt in Rußland kein Traktat zu Stande, wohl aber eröffnete die Kaiserin ihrem Gaste die Aussicht auf Italien, wenn ihr gestattet werde, ihren Plan gegen die Pforte auszuführen; jedoch darüber, so wie über Oesterreichs Wunsch, Bayern durch einen Tausch gegen die Niederlande zu erwerben, wurden nur im Allgemeinen gegenseitige Zusicherungen wörtlich ertheilt."[1])

---

[1]) Dohms Denkwürdigkeiten. 1r Thl. S. 420.

Dieser Bericht ist, so weit er politisch ist, theilweise glaubwürdig und widerlegt Castera's Behauptung, es sey zu Tzarsko=Zelo ein Traktat geschlossen worden.[1]) Indessen bewies die folgende Zeit, daß es Joseph vollkommen gelungen war, den Einfluß Preußens auf Rußland zu vernichten. Seine Persönlichkeit, welche Katharina bisher nur aus den entstellenden Berichten der preußischen Kreaturen kennen gelernt hatte, machte den besten Eindruck auf sie; denn sie erkannte, daß seine guten Eigenschaften nicht affektirt, sein Wille edel seyen. Daher mag sie auch seine Entwürfe wohlwollend zu unterstützen und Preußens Allianz abzubrechen versprochen haben. Auch scheint sie, nach der Versicherung Dohms, den Plan zur Befestigung der teutschen Reichswürde, welchen Joseph hegte, gut aufgenommen zu haben. Kaiser Joseph habe nämlich gewünscht, den Erzherzog Franz, seinen Neffen, zum römischen König gewählt zu wissen; denn es sey seine Absicht gewesen, diesem unter seinen Augen gebildeten, durch die liebenswürdigste Persönlichkeit ausgezeichneten Prinzen, mit Uebergehung seines Vaters Leopold, die unmittelbare Nachfolge zu sichern.

Um das Wohlwollen der Kaiserin und Potemkins von allen Seiten zu unterstützen, bemühte sich Joseph, auch auf den petersburger Staatsrath Einfluß zu gewinnen und die Freundschaft mit dem brittischen zu befestigen. England

---

[1]) Unter die Fabeln, welche man sich von den geheimen Uebereinkünften erzählte, gehört wohl auch die Sage, Kaiser Joseph habe dem Großfürsten Paul gesagt, daß die Kaiserin ihm Rom und Italien und in gewisser Hinsicht die Oberherrschaft über den ganzen Westen angetragen habe.

ergriff mit Freuden die Gelegenheit, das Uebergewicht Preußens zu vernichten und seine Verhältnisse zu Oesterreich wieder herzustellen. Der englische Gesandte Sir James Harris, später Lord Malmesbury, unterstützte den Kaiser mit dem größten Erfolg.

Zwar glaubte die preußische Partei bemerkt zu haben, daß Josephs große Offenherzigkeit und unverdeckte Ironie, mit welcher er zuweilen tadelte, auf Katharina keinen günstigen Eindruck gemacht habe, allein wenn auch dieß der Fall gewesen ist, so zeigte doch der Erfolg, daß Katharina wohlwollende Aufrichtigkeit, wenn sie auch oft verletzend wurde, doch besser zu schätzen wußte, als die künstliche Schmeichelei einer bösartigen Gesinnung, wenn sie auch noch so süß war. Diese machte nur einen flüchtigen Eindruck auf ihre weibliche Schwachheit, jenes erzeugte unauslöschliche Achtung und dauerhaftes Wohlwollen. Die Art, wie sich Joseph von ihr verabschiedete, blieb ihr unvergeßlich. „Ich habe mich," sprach er, „gezeigt, wie ich bin, und habe bei Ihro Kaiserlichen Majestät weder List noch Kunst gebraucht. Sie können also von meiner Gemüthsart und dem, was ich werth seyn mag, urtheilen. Da ich gar wohl weiß, daß gleich nach meiner Entfernung man mich bei Ihnen zu verläumden und anzuschwärzen suchen wird, so flehe ich Sie an, Ihr eigenes Urtheil zu Rathe zu ziehen, ehe Sie andern Berichten von mir Glauben beimessen. Ich bin kein Schmeichler, aber ich muß bekennen, daß Ihro Majestät mir weit über dem hohen Rufe, dessen Sie sich erfreuen, zu stehen scheinen. Ich werde die wenigen Tage, welche ich bei Ihnen erlebt, als die glücklichsten

und lehrreichsten meines Lebens ansehen." Gerührt von diesen Worten, welche durch den edlen, offenen Anstand, womit Joseph sie sprach, nur noch schmeichelhafter wurden, vergoß die Kaiserin Thränen, und als der Fürst sich nahte, ihr die Hand zu küssen, schloß sie ihn lebhaft in ihre Arme.[1])

Wie vollkommen die durch diese Zusammenkunft bewirkte Sinnesänderung bei Katharina gewesen ist, bezeugt ihre Aeußerung über Friedrich II. „Er war nur," sagte sie, „ein räuberischer Alter, der lediglich auf seinen Vortheil sah, und eine ränkevolle, treulose Staatsklugheit hatte." Dagegen ergoß sie sich in Lobeserhebungen über Josephs II. Offenheit und Anmuth, und nannte ihn den vollkommensten Mann seiner Zeit. Selbst die preußische Partei mußte sich nun gestehen, daß Joseph seinen Zweck vollkommen erreicht und alle Künste des preußischen Hofes zu nichte gemacht habe.

„Gewiß hat Joseph II.," schreibt Dohm, „von seiner Reise nach Petersburg den wichtigen Vortheil gehabt, daß er sich die Ueberzeugung verschaffte, Katharina II. lege einen viel höhern Werth auf eine Allianz mit Oesterreich und persönlich mit ihm, als auf die mit Preußen. Dieses konnte auch nicht anders seyn, da Joseph zur Ausführung des Lieblingsentwurfes der Kaiserin allen Beistand nach dem Tode seiner Mutter versprach. Er verließ daher die Kaiserin, ganz eingenommen von ihm, er selbst ihr sehr ergeben. Außer der Monarchin hatte Joseph auch wohl

---

[1]) Coxe, 4r Bd, S. 408.

noch den Fürsten Potemkin ganz für sich gewonnen, weil auch dieser die Ausführung jenes Entwurfs sehr wünschte, da er von derselben für sich selbst große Vortheile hoffte, und im Falle eines frühen Todes der Kaiserin sich schmeichelte, daß dieselbe ihm die Vormundschaft über den damals kaum zweijährigen Großfürsten Constantin, also auch die Regentschaft in dem ihm bestimmten Kaiserreich übertragen werde. Den Grafen Panin behandelte der Kaiser mit einer ausgezeichneten, gewiß sehr verdienten, aber wahrscheinlich nur erheuchelten Achtung. Bei ihm allein machte Joseph die Ausnahme, daß er ihn mehrmalen in seinem Hause besuchte, um, wie er sagte, von einem so erfahrenen Staatsmanne sich belehren zu lassen. Man betrachtete aber schon damals dieses in Petersburg allgemein als ein mit der Kaiserin selbst verabredetes Spiel, und der einsichtsvolle Minister selbst hielt sich hievon überzeugt. Wie ihm einst Joseph dazu Anlaß gab, entwickelte er demselben mit vieler Offenheit die Gründe, weßhalb er die Verbindung zwischen Rußland und Preußen, so lange die zwischen Oesterreich und Frankreich bestehe, für das allgemeine Beste von Europa immer sehr zuträglich halten und der Kaiserin deren Beibehaltung anrathen werde.«

Indessen glaubte Friedrich einen Versuch machen zu müssen, das alte Verhältniß wieder herzustellen und den günstigen Eindruck, welchen Joseph gemacht hatte, zu verwischen. Man glaubte dieß durch die Persönlichkeit des Prinzen von Preußen bewerkstelligen zu können. Man rüstete daher diesen zu einer Reise nach Petersburg aus, wo er durch seine Erscheinung Joseph verdunkeln sollte.

Friedrich selbst besorgte mit großer Sparsamkeit das Reisegeräthe des Prinzen, und setzte ihm eine äußerst geringe Summe (30,000 Thaler) für die Reisekosten aus, denn sein Geiz hatte mit dem Alter zugenommen. Dabei durfte der Prinz nicht inkognito reisen, sondern sollte mit allem, seinem hohen Rang und der Würde des preußischen Hofes angemessenen Glanz erscheinen.[1]) Die Kaiserin jedoch, welche über diesen Besuch nicht sonderlich erfreut war, hielt den Prinzen durch allerlei Vorwände bis zum 27. August in Riga zurück. Als er nun endlich in Petersburg erschien, erregte sein buntscheckiges krauses Gefolge, ein seltsames Gemisch von Pracht und Sparsamkeit, große Heiterkeit am russischen Hofe. De Ligne und Potemkin machten sich ziemlich laut über die preußische Armuth lustig, und die Kaiserin hörte ihre Scherze mit Vergnügen an. Sie selbst fand den Prinzen blöde und schwerfällig, und er hielt seinerseits den Empfang der Kaiserin für kalt und unschmeichelhaft. Es wurden ihm zu Ehren zwar Festlichkeiten gegeben, aber diese waren am russischen Hofe nichts Ungewöhnliches. An unverkennbaren Zeichen aufrichtiger Aufmerksamkeit ließ es die Kaiserin jedoch fehlen, und der Adel folgte genau ihrem Beispiel. Ueberall nahm man ihn kalt auf, wodurch seine Verlegenheit und die Entfremdung der Kaiserin zunahm. Endlich ging Katharina so weit, ihr Mißfallen zu äußern

[1]) Sein Gefolge bestand aus einem Hoffourier, einem Haushofmeister, einem Mundschenk, zwei Zuckerbäckern, einem Kellermeister, einem Küchenschreiber, einem Kaffeeschenk, zwei Kammerlakaien, vier Heiducken, zwei Läufern, einem Tafeldecker, fünf Köchen, 32 Bäckern und Küchengehülfen, 31 anderen Gehülfen, einem Kastellan, zehn Wäscherinnen, zehn Frotteurs rc.

und dem Grafen von Panin anzudeuten, daß dieser Besuch sie langweile. Statt die gute Meinung der Kaiserin von dem Kaiser vermindert zu haben, hatte er sie vielmehr erhöht und reiste sehr mißvergnügt ab. Als er nach Potsdam zurück kam, empfing ihn zwar Friedrich aus Politik mit Auszeichnung; aber es ward bald bekannt, daß der Prinz seine Achtung verloren hatte. Der Zweck seiner Sendung war so vollkommen verfehlt, daß Katharina selbst nicht zu bewegen war, den im Jahre 1764 auf acht Jahre geschlossenen Allianzvertrag, wie solches im Jahre 1772 geschehen war, zu erneuern. Da auf diesem Bunde hauptsächlich Friedrichs Macht gegenüber von Oesterreich gegründet war, so hatte Joseph durch seine Reise nach Rußland seinem Feinde einen empfindlicheren Schlag beigebracht, als er durch einen siegreich ausgefochtenen Krieg hätte bewirken können. Vergeblich waren alle Bemühungen Friedrichs II., die Erwählung des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor von Münster zu hintertreiben. Die russische Kaiserin erwiederte alle dießfalls gemachten Anträge mit bestimmter Weigerung. Sie erklärte: sie habe beschlossen, Maria Theresia mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen, und gab Befehl, allen ihren Ministern an den teutschen Höfen zu melden, daß sie die Erwählung Maximilians fördern möchten. Somit war Friedrichs Einfluß auf Katharina gänzlich vernichtet.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

1780.

Tod der Kaiserin.

Maria Theresia war es nicht mehr vorbehalten, die Früchte dieser frohen Ereignisse zu erleben. Das Schicksal schien ihr für das Unglück ihrer Jugend Genüge zu leisten, indem es ihr einen heiteren Lebensabend bescheerte. Das feste Vertrauen dieser frommen Fürstin auf des Himmels unwandelbare Gerechtigkeit mußte in ihren letzten Tagen seine Bewährung finden. Sie sah ihren bittersten, ungerechtesten Feind gedemüthigt, der Seelenheiterkeit beraubt, ihren Staat blühend, ihres Hauses Macht größer als je, ihre Familie trefflich berufen in ganz Europa wegen ihrer eigenen und den Tugenden ihrer berühmten Söhne Joseph und Leopold. Das Morgenroth des Friedens beleuchtete ihre glückliche Zeit, aus den Wohnungen ihres Volkes stiegen Segenswünsche der Wohlbesorgten für ihr Heil zum Himmel. Jetzt war der Zeitpunkt zu sterben, eingelächelt von der Heiterkeit der Scene zu entschlafen, um die nahen Stürme einer neu heranbrechenden Zeit nicht mehr zu sehen.

Schon lange litt Maria Theresia in Folge ihrer großen Beleibtheit am Stickfluß. Ihre Gesundheit wurde immer schwächer, ihre angeschwollenen Füße so kraftlos, daß sie nur durch fest einschnürende Kamaschen einige Festigkeit erhielten. Am 19. November ward sie endlich von einem starken Brustkatarrh befallen, der schon am 26. höchst bedenkliche Symptome herbeiführte, und am 29. Abends um neun Uhr ihr Leben endigte. Sie befand sich in diesem Augenblick der Abrufung im 62. Jahre ihres Lebens und im 41. ihrer Regierung.

Bis zum letzten Augenblick zeigte diese außerordentliche Frau eine Ergebung in den Willen des Himmels, die von einer ungemeinen Seelenstärke Zeugniß gab. Die heftigsten Leiden konnten ihr keine Klage, keine Regung von Ungeduld entreißen, und nichts fürchtete sie so sehr, als eine Verwirrung ihrer Gedanken in dem Augenblick der stärksten Prüfung. Nur einmal rief sie betend: „Gebe Gott, daß es bald ende, sonst weiß ich nicht, wie ich es ertragen soll.“ In demselben Sinne sagte sie zu dem Erzherzog Maximilian: „Bis jetzt hat mich meine Festigkeit und Standhaftigkeit nicht verlassen. Bitte Gott, nach welchem meine Sehnsucht steht, daß ich sie bis zum letzten Augenblick behalte.“ Von Schmerz vernichtet stand Joseph vor ihr und schluchzte. „Schone mich,“ rief ihm die Mutter zu, als sie es bemerkte, „dieser Anblick könnte mich um meine Festigkeit bringen.“

Nachdem sie das Sakrament empfangen, ließ sie ihre ganze Familie zu sich berufen, und redete sie folgenderweise an: „Liebe Kinder, ich habe nun die heiligen Sakramente empfangen, und ich weiß, es ist keine Hoffnung zur Genesung mehr. Erinnert euch, mit welcher Sorge und Kümmerniß euer Vater, der selige Kaiser, und ich stets an eurer Erziehung gearbeitet, wie sehr wir euch stets geliebt, und wie wir Alles, was euch glücklich machen konnte, euch zu verschaffen bemüht gewesen. Da Alles, was ich auf dieser Welt habe, dir von Rechtswegen gehört,“ sagte sie, auf Joseph hinblickend, „so brauche ich darüber nicht zu verfügen. Nur meine Kinder gehören mir und werden immer mein bleiben. Ich übergebe sie dir, sey ihnen Vater! Ich werde ruhig sterben, wenn du mir versprichst, durchaus und überall für sie zu sorgen.“ Nun richtete sie ihr Wort an die übrigen

Kinder und sagte: „Fortan betrachtet den Kaiser als euern Gebieter; gehorcht ihm und achtet ihn als solchen! Folgt seinem Rath, vertraut ihm, liebt ihn aufrichtig, damit er Ursache habe, euch seine Sorge, seine Freundschaft, sein Wohlwollen zu schenken.“ Als sie durch diese Reden alle ihre Kinder außer Fassung sah vor Schmerz, bat sie die Frauen, sich in ein Nebengemach zu verfügen.

Nachdem dieß geschehen war, besprach sie sich in den Zwischenräumen der häufigen Ohnmachten mit dem Kaiser über die Regierungsangelegenheiten. Sie schilderte in gedrängten Umrissen den Zustand jeder einzelnen Provinz, deren Bedürfnisse und Verwaltungsart, und gab dem Kaiser so treffliche Rathschläge, daß er nachher oft gestand, die Regeln der Staatsverwaltung und Politik, welche sie in ihrer Sterbestunde mit matter Zunge gab, hätten dem Geiste Montesquieu's Ehre gemacht. Sie ermahnte Joseph mit besonderem Nachdruck, zu wachen über die Bedürfnisse der Unglücklichen, und niemals von der Religion seiner Väter abzulassen. Hierauf traf sie noch einige Verfügungen, schrieb dem Fürsten Kaunitz einen Danksagungsbrief für seine geleisteten Dienste, trug dem Kanzler von Ungarn, Grafen von Esterhazy, auf, der ungarischen Nation für ihre Anhänglichkeit zu danken und ließ sie bitten, dasselbe für Joseph zu thun, was sie für sie gethan hatten.

Als sich der Augenblick ihrer Auflösung immer mehr näherte, ließ sie sich eine Erbauungsschrift vorlesen. Ihre Vorleserin wollte eine Todesbetrachtung, welche in dem Buche stand, überschlagen, aber Maria Theresia verlangte Alles zu hören. Allein die Kraft dazu versagte der bekümmerten Leserin, sie brach in lautes Weinen aus. „Geh',“

sagte die Kaiserin, „und wenn du ausgeweint hast, komm wieder und lies weiter.“

„Ihr seyd Alle so zaghaft,“ sagte sie bei einer andern Gelegenheit zu einer Wärterin, „ich fürchte mich nicht im Geringsten vor dem Tode. Schon seit fünfzehn Jahren mache ich mich mit ihm bekannt.“ Ein anderes Mal sagte sie zu einer Hofdame, welche ihr das Kissen zurecht legen wollte, damit sie schlafen könne: „Nein, laßt mich doch nicht schlafen, ich will den Tod kommen sehen, und ihm so steif, als ich vermag, in's Gesicht sehen.“ Um die kalte Luft, welche sie sehr liebte, noch einmal zu genießen, ließ sie sich an ein Fenster führen. Der Tag war in Nebel gehüllt, und Theresia bemerkte lächelnd: „das Wetter ist nicht das günstigste zu einer so weiten Reise.“

In der Nacht vom 28. auf den 29. sprach sie lange mit Joseph, der sie ersuchte, sich doch etwas Ruhe zu gönnen. Sie antwortete aber: „in einigen Stunden soll ich vor Gottes Richterstuhl erscheinen, und du meinst, ich könne schlafen?“ Den größten Kummer machte ihr die Zurücklassung ihrer Kinder und ihrer vielen Schützlinge, die sie insgeheim unterstützte, und für welche sie besorgte, sie würden in Zukunft verwaist seyn. „Könnte ich unsterblich seyn,“ sagte sie einige Augenblicke vor ihrem Tode, „so wünschte ich es nur, um die Unglücklichen zu unterstützen.“

Als endlich ihr Auge brach, und der Tod schon in ihr tobte, fragte sie wiederholt: „sind das die letzten Todes-züge?“ Als der Arzt ihr hierauf sagte, daß sie es noch nicht wären, seufzte sie und sagte: „Nun, so müssen die letzten denn noch sehr schwer seyn.“ In der brennenden Hitze, welche sie zuletzt überfiel, versuchte sie eine Bewegung

nach Athem und Kühlung, worauf aber ein krampfhafter Anfall erfolgte, der sie gewaltig empor stemmte. Es schien, als sie sich so aufrichtete, als wolle sie ihren Lehnstuhl verlassen. „Wohin wollen Euer Majestät?“ fragte der Kaiser besorgt, da er ihr stieres Auge erblickte, das zum Himmel gerichtet war. „Zu dir hinauf! — ich komme —“ antwortete die Kaiserin, und sank leblos zurück. Der Kaiser küßte ihr den letzten Athemzug von den Lippen, und sank von Schmerz überwältigt zu Boden.

Die Charakteristik dieser trefflichen Frau im ersten Buche dieser Geschichte wird durch wenige Züge in der Skizze vollendet. Zu der Frömmigkeit und Herzensgüte, welche dieser Fürstin den Beinamen der Gütigen hätten erwerben sollen, gesellte sich eine wunderbare Festigkeit des Willens, welche weder durch ihr Geschlecht noch durch ihre Erziehung gerechtfertigt wurde. Dennoch war ihr Gemüth nicht so gegen alle äußeren Eindrücke gewappnet, daß man sie wie andere Fürstinnen ein Mannweib hätte nennen können. Sie verzichtete auf den Ruhm unweiblicher Eigenschaften, auf den Ruhm der Fürstengröße, und war um so mehr eine große Frau. Eben dadurch, daß sie ihr Geschlecht nie verläugnete, erfüllte sie ihre Bestimmung vollkommener, als je ein Weib und je eine Fürstin. Sie verschmähte den Ruhm einer Elisabeth, Katharina ꝛc., da sie ihn nur durch Aufopferung der Frauenwürde und Frauengüte hätte erwerben können. Tugend war ihr ernstes, einziges Bestreben. Die Sehnsucht nach der Reinheit der Seele war ihre stärkste Leidenschaft, ihr brachte sie die größten Opfer. Ihr Temperament war sanguinisch, reizbar leicht zum Zorn gereizt, aber eben so leicht besänftigt. Sie

vergab gerne, wenn man nur gegen sie fehlte, und suchte mit Eifer wieder gut zu machen, wo sie gefehlt zu haben glaubte. „Sie war gerecht und gewissenhaft, so daß man sie nur von der Ungerechtigkeit einer noch so vortheilhaften Sache überzeugen durfte, um sie dieselbe aufgeben zu machen; daher hielt sie aber auch alle Gegner ihres Staates für ihre besonderen, ewigen Feinde, denen sie so leicht nicht vergab, als Andern, die blos sie selbst angegriffen hatten; jene hatten eben mit ihrer Person auch ihre Krone, und, was ihr das Theuerste war, das Glück ihrer Unterthanen angetastet.“ Ihre Arbeitsamkeit war unermüdlich, und die Sorgfalt für ihr Land der wichtigste Zweck ihres Lebens. Obgleich an ihrem Hofe viel auf Anstand und Etiquette gehalten wurde, war sie doch gegen ihre Unterthanen bis zur Selbstvergessenheit leutselig und herablassend, wenn irgend ein Anlaß ihr Gemüth in Bewegung brachte. Sie betrachtete ihr Volk als ihre Familie. Als sie einst spät am Abend durch einen Kourier die Nachricht erhielt, daß ihr Sohn Leopold von seiner Gemahlin mit einem Prinzen beschenkt worden sey, rannte sie, vor Freude außer sich, im Nachtkleide, wie sie war, durch die verschiedenen Gänge und Korridors der Burg in die kaiserliche Loge des Burgtheaters, und rief laut in's Parterre hinab: „Der Lepold hât an Buab'n!“ Alle diese Eigenschaften machten sie zum Abgott ihres Volks.

Was ihre Leibesgestalt betrifft, so war sie in jüngeren Jahren eine der schönsten Frauen in Europa. Sie hatte mehr als gewöhnliche Frauengröße und ihr Körper war durch das schönste Ebenmaß ausgezeichnet. Ihr ovales Gesicht gewann an Liebreiz durch den Zug der Güte, der *ihre* Lippen umspielte, und den Glanz ihrer grauen Augen.

Mit ihrem Vater hatte sie, außer der gebogenen Nase, wenig Aehnlichkeit und die „österreichische Lippe“ war bei ihr verschwunden.[1]) Ihr Haar war mehr blond als braun, ihre Stimme hell, die Sprache rasch, begleitet mit lebhafter Geberde und dem feurigsten Ausdruck in der Bewegung. Ihre Haltung war voll Würde. Wraxal, welcher sie 1741 bei der Krönung gesehen, erzählt von ihrem Aeußeren Folgendes: „Sie war eben vom Kindbett aufgestanden und das Matte, Schmachtende verlieh ihr neue Reize. Die Krone war ihr zu weit, als man sie ihr anversuchte, man mußte sie ausfüttern. Da sie ihr zu schwer war, legte sie dieselbe ab, als sie sich zur offenen Tafel setzte. Das heiße Wetter und die Bewegung bei dieser Feier, die ziemlich lange dauerte, verbreiteten eine Röthe über ihr Gesicht, die den Glanz ihrer Schönheit erhöhte. Ihre Haare fielen in Locken über ihre Schultern und sie war ganz bezaubernd.“ Diese Schilderung, welche nicht schmeichelt, muß einem immer gegenwärtig seyn, wenn man bedenkt, welche Begeisterung diese Fürstin den Ungarn einflößen konnte. Als sie jedoch älter ward, zerstörte die Natur die Schönheit ihres eigenen Werkes. Sie wurde sehr fett, verlor alles Ebenmaß, ihr Gesicht ward von den Pocken und durch Beschädigung bei einem Sturz aus dem Wagen gänzlich entstellt.

Bei ihrem Putz nahm sie nie ihre Zuflucht zur Kunst. Ihr Haar war unter der schwarzen Florhaube glatt zurück gestrichen und im Nacken sehr kurz geschnitten. Sie trug es stets gepudert. Seit des Kaisers Tode hatte sie die

[1]) Bei ihrem Sohn Leopold und ihrem Enkel Franz und seiner ganzen männlichen Nachkommenschaft ist diese merkwürdige Eigenthümlichkeit wieder erschienen.

Trauerkleider nie abgelegt. In ihrer Jugend war sie jedoch dem Vergnügen ergeben, liebte Tanz, Redouten und alle öffentlichen Lustbarkeiten sehr. An Hoftagen spielte sie im Gesellschaftssaal Karten, außerdem nicht. Aus Betrübniß über den Tod ihres Gatten hat sie seit dem Verlust desselben nie das erste Geschoß der Burg bewohnt. Ihre Zimmer befanden sich im zweiten, an der Mittagsseite, wiewohl sie sich aus der Kälte so wenig machte, daß sie auch mitten im Winter ihre Fenster den ganzen Tag offen hatte und oft das Feuer ausgehen ließ. Der Kaiser, der sehr frostig war, trug immer einen Pelz, wenn er sie besuchte. Ihre Trauer um ihn blieb sich immer gleich. Als sie am 18. November das letzte Mal die Gruft desselben besuchte, sagte sie zum Kapuziner-Guardian, er würde sie nicht wieder sehen.[1])

Durch Theresia's Tod war Joseph von dem letzten und stärksten Hinderniß seiner Thatkraft befreit. Zugleich mit dieser großen Frau ging ihre Zeit unter, und mit Freude und Bangigkeit sah das österreichische Volk dem anbrechenden Tag der Bewegung entgegen. Die größere Menge zeigte durch tiefe Trauer und laute Klagen, wie wenig sie geneigt sey, eine neue Ordnung der Dinge zu sehen. Europa erwartete mit gespannter Aufmerksamkeit die neuen Dinge und Friedrich rief aus: Voila une nouvelle ordre des choses!

[1]) Vergl. Coxe 4r Bd. S. 415. — Wraxall. — Hormayr's österreichischer Plutarch, 11r. Bd. S. 94. — Geisler, 4r Thl. S. 23. — Carraccioli rc.

(Ende des ersten Bandes.)

Inhalt des ersten Bandes.

Seite.

Vorrede V

Erstes Buch.

Erstes Kapitel. 1740 — 1741.

Josephs Geburt. — Maria Theresiens Bedrängniß. — Merkwürdiger Moment aus der Kindheit Josephs 23

Zweites Kapitel. 1741 — 1757.

Charakteristik seiner Eltern und Lehrer. — Erziehung . . 32

Drittes Kapitel. 1757 — 1764.

Krankheit. — Kriegslust. — Erste Ehe. — Tod Isabellens. — Krönung zu Frankfurt. — Göthe's Beschreibung derselben. 49

Viertes Kapitel. 1764 — 1765.

Zweite Vermählung mit Josepha von Bayern. — Unglückliche Ehe. — Vermählung des Erzherzogs Leopold zu Insbruck. — Franz I. Tod. — Josephs Briefe an Bathjany und seine Schwestern. — Maria Theresia's Trauer. — Joseph wird Mitregent 65

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Einleitung 77

Zweites Kapitel. 1765 — 1769.

Josephs erste Wirksamkeit. — Verbrennung der Coupons. — Einschränkungen am Hofe. — Neue Verordnungen. —

Seite.

Popularität. — Reise in's Banat. — Josephs Wirksamkeit als römischer Kaiser 88

Drittes Kapitel. 1768 — 1769.

Verschönerung Wiens. — Wohlthätigkeitsanstalten. — Erdbeben. — Reise nach Italien 104

Viertes Kapitel. 1769 — 1770.

Zusammenkünfte mit dem König von Preußen zu Neisse und Neustadt 115

Fünftes Kapitel. 1770.

Verbesserungen im Militärwesen. — Hungersnoth in Böhmen. — Denkwürdigkeiten 131

Sechstes Kapitel. 1771 — 1773.

Theilung von Polen 147

Siebentes Kapitel. 1770 — 1773.

Aufhebung der Jesuiten 176

Achtes Kapitel. 1770 — 1773.

Aufhebung der Jesuiten (Fortsetzung) 188

Neuntes Kapitel. 1772 — 1774.

Einführung der Konskription. — Fortgesetzte Anstalten zur Verbesserung des Kriegswesens. — Neue Reisen in der Monarchie. — Die Protestanten in Ungarn und Siebenbürgen 203

Zehntes Kapitel. 1773 — 1777.

Fortsetzung der Reformen des Kriegswesens. — Lascy und Loudon. — Joseph auf dem Prager Schlachtfelde. — Eröffnung des Augartens und Praters. — Die teutsche Schaubühne. — Maßregeln gegen die Zigeuner. — Abschaffung der Tortur. — Verhältnisse zwischen Oesterreich und Frankreich 220

Seite.

Eilftes Kapitel. 1777.

Reise nach Frankreich 236

Zwölftes Kapitel. 1777.

Reise in Frankreich (Fortsetzung) 269

Dreizehntes Kapitel. 1777.

Josephs politische Entwürfe 289

Vierzehntes Kapitel. 1777—1778.

Der bayerische Erbfolgestreit (die Ansprüche Oesterreichs) . . 297

Fünfzehntes Kapitel. 1778—1779.

Der bayerische Erbfolgestreit. (Fortsetzung.) Preußens Einwendungen 313

Sechzehntes Kapitel. 1778.

Der bayerische Erbfolgestreit. (Fortsetzung.)

1) Briefwechsel zwischen Joseph II. und Friedrich II. . . 323
2) Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen . . 332
3) Betragen der Höfe zu München und Zweibrücken . . 341

Siebenzehntes Kapitel. 1778.

Der bayerische Erbfolgestreit. (Fortsetzung.) Thuguts Sendung 352

Achtzehntes Kapitel. 1778—1779.

Der Zwetschgen-Rummel 370

Neunzehntes Kapitel. 1779.

Friede zu Teschen 395

Zwanzigstes Kapitel. 1778—1779.

Joseph II. und Friedrich II. im bayerischen Erbfolgekrieg . . 412

Einundzwanzigstes Kapitel. 1779.

Neue Anstalten. — Reise in's Innviertel. — Beweggründe zur Reise nach Rußland. — Friedrichs Gegenmaßregeln . . 444

Seite.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. 1780.

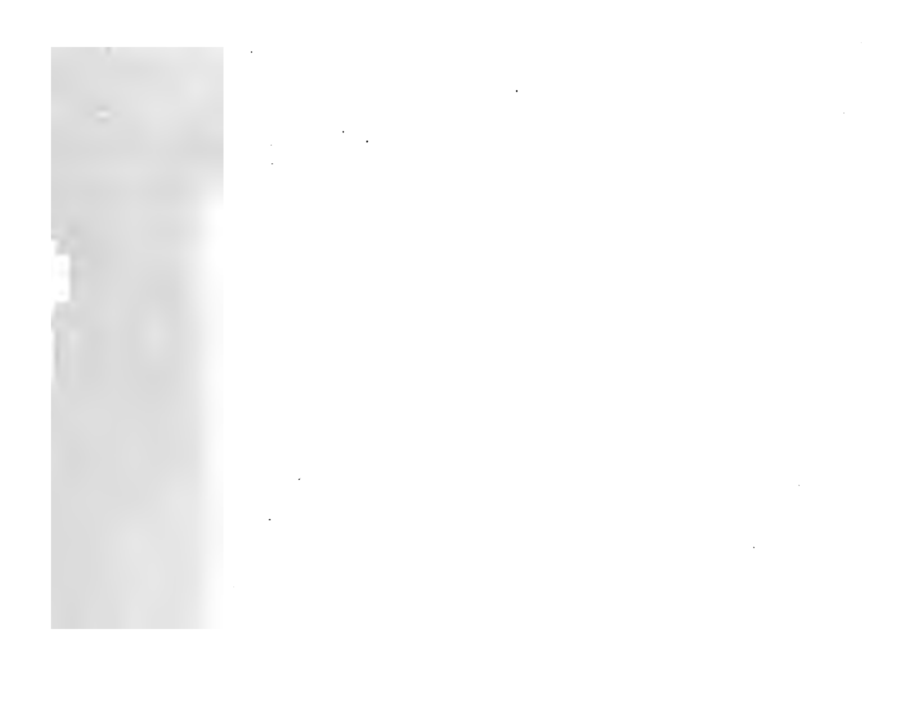
Reise nach Rußland 456

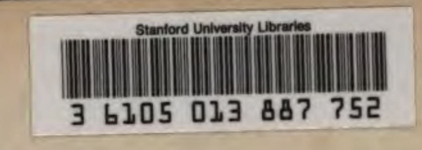
Dreiundzwanzigstes Kapitel. 1780.

Görtz über Joseph. — Politische Folgen der Zusammenkunft mit Katharina II. 468

Vierundzwanzigstes Kapitel. 1780.

Tod Maria Theresia's 481




Stanford University Libraries
3 6105 013 887 752

